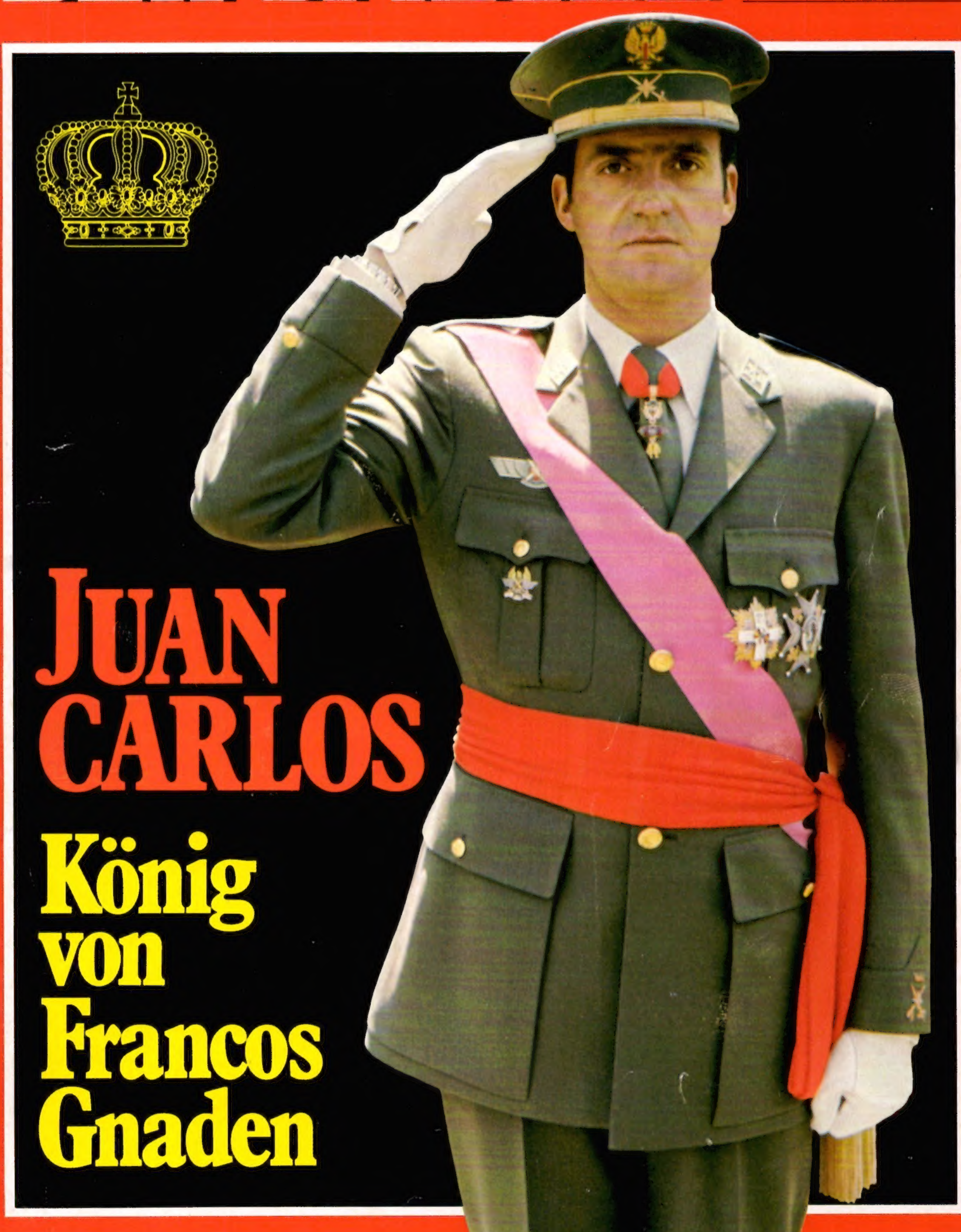
DER SPIEGEL

C 7007 CX
Nr. 44
29. Jahrgang · DM 2,50
27. Oktober 1975



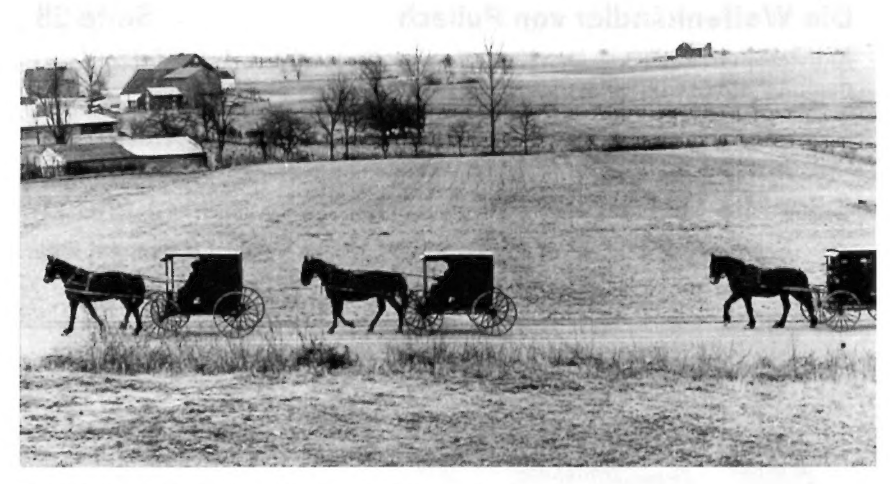
JUAN CARLOS

König von Francos Gnaden


Y&R
Cointreau schmeckt zu allen
Gelegenheiten.
Pur, auf Eis oder gemixt.
Zu Kuchen, Kaffee und anderen Dingen.
Cointreau trinken ist immer schön.

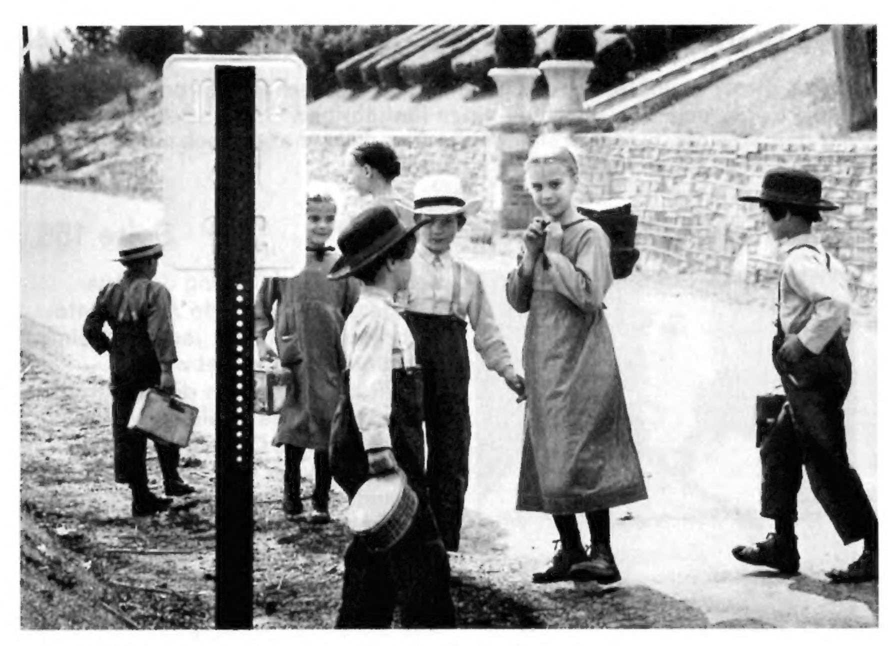
HAUSMITTEILUNG

Datum: 27. Oktober 1975 Betr.: Deutsche in USA



„Amish“-Deutsche in Pennsylvania: Statt Autos Pferdewagen

In den Vereinigten Staaten, in denen das Multi-Karussell des 200-Jahr-Gedenkens an die hart errungene Unabhängigkeit sich schon munter dreht, gibt es auch Ureinwohner, die nicht Indianer, sondern Deutsche sind. Sie reden Pfälzer Deutsch und haben sich in den Lebensformen des 18. Jahrhunderts – kein Auto, keine Elektrizität, kein Fernsehen – halten können. Sie heissen die „Amish", nach ihrem Gründervater Jakob Ammann. Die grösste Gruppe von ihnen wohnt in Pennsylvania. Über diese Deutschen und andere US-Deutsche, auch über das deutsche Element im Schmelztiegel überhaupt, berichtet der SPIEGEL auf Seiten 162 bis 174 (Autoren: Mareike Spiess-Hohnholz, Valeska von Roques, Heinz Lohfeldt). Nächste Woche beginnt eine SPIEGEL-Serie mit dem Titelblatt „Traum Amerika".



„Amish“-Kinder: Lebensformen aus dem 18. Jahrhundert

IN DIESEM HEFT

DEUTSCHLAND

Die Waffenhändler von Pullach Seite 28

Aktivitäten des BND an den bestehenden Gesetzen vorbei werden demnächst vor Gericht erörtert: In einem Prozeß gegen Inhaber und Mitarbeiter der Bonner Merex AG sollen unerlaubte Waffenlieferungen in Spannungsgebiete Mitte der sechziger Jahre untersucht werden.

Schmidts Distanz zur FDP Seite 29



Bundeskanzler Schmidt

Kanzler Schmidt läßt in einem SPIEGEL-Gespräch keinen Zweifel, daß er von den linken SPD-Plänen zur Investitionslenkung nichts hält. Gleichwohl verwahrt er sich gegen die ständige Kommentierung von SPD-Beschlüssen durch die FDP. Schmidt: Das habe „so ziemlich den gerade noch erträglichen Pegelstand" erreicht.

Mit Heroin auf Mädchenfang Seite 73

Dealer und Zuhälter nutzen in Frankfurt das gefährlichste aller Rauschgifte, um Mädchen abhängig oder willig zu machen. Aussagen und Geständnisse Heroinsüchtiger geben Einblick in die brutalen Praktiken des Geschäfts mit der harten Droge.

AUSLAND

Das Weizengeschäft des George Meany Seite 134

Durch Streik zwang Amerikas mächtiger Gewerkschaftsführer Meany seine Regierung zum Abschluß eines fünfjährigen Getreide-Abkommens mit den Sowjets. Eines erreichten die Amerikaner aber noch nicht: sowjetisches Öl für ihr Getreide zu erhalten.

Indien: Bürger ohne Rechte Seite 156



Indira Gandhi

Schon seit Verkündung des Ausnahmezustandes Ende Juni konnte in Indien jedermann jederzeit ohne Begründung verhaftet werden — aber Richter konnten die Inhaftierten in bestimmten Fällen wieder freibekommen. Daraufhin dekretierte Diktatorin Indira Gandhi rückwirkend, daß künftig niemand mehr, auch kein Gericht, einen Grund für Festnahmen prüfen darf. Die Verhafteten werden mißhandelt, selbst Greise in Einzelhaft gehalten: In Indien haben die Menschen nicht mehr Rechte als in Idi Amins Uganda.

KULTUR

Truffauts Tränen, Godards Wut Seite 212


Isabelle Adjani in „Adèle H."

Jean-Luc Godard und François Truffaut, die Gründerväter der „Neuen Welle", zeigen in Pariser Kinos ihre neuen Filme: Der Schriftsteller und Filmfan Peter Handke sah sie für den SPIEGEL. Truffaut schildert in seiner „Geschichte der Adèle H." das traurige Liebesleben der zweiten Tochter Victor Hugos — nostalgietrunken und mit Frankreichs neuem Star Isabelle Adjani. Godard, mit „einer neuen Methode des Filmemachens" beschäftigt, lieferte mit „Nummer zwei" ein provozierendes Opus, das die Pariser Kritik einen „Akt der Selbstzerstörung" nannte.

Tendenzwende à la Cleaver Seite 232

Eldridge Cleaver, einst Führer der „Black Panthers" und „Volksheld der revolutionären Linken", hat sich gewandelt. Er „liebt" das amerikanische Militär, hält Kommunismus für „grausam" und schneidert eine neue Art von Hosen, die den Sex „dahin bringt, wo er hingehört".

WIRTSCHAFT

Erst die Gewerkschaft, dann die Partei Seite 46

ÖTV-Chef Kluncker hat ein gutes Gewissen: In einem SPIEGEL-Interview bestreitet er, Mitschuld am Kanzler-Rücktritt Brandts zu tragen. Gewerkschaftssolidarität geht ihm allemal vor Parteisolidarität. Peter Brügge porträtiert den mächtigen Arbeitnehmerführer (Seite 54).

Härtetest für Warentest Seite 84


Unterbodenschutz-Test

Nervös reagieren Industriefirmen, darunter Ölmultis wie Shell und BP, auf die Untersuchungen der Berliner Stiftung Warentest. Fünf Anbieter von Unterbodenschutz für Kraftfahrzeuge suchten die Veröffentlichung der Testergebnisse durch fünf einstweilige Verfügungen zu verhindern. Mit Mühe überstanden die Tester die Attacke.

Essay: Geliebte Sünden Seite 116

Autor Wolf D. Rogosky, einer der erfolgreichsten deutschen Werbeleute („Schöner Essen", „Jägermeister"), reimt: „Heut berat ich, wenn ich's sichte, / Auto, Multi, Cigarette, / sowie Schnaps, und damit hätte / ich die modernen Bösewichte. / Fehlt mir eigentlich dazu / nur noch, na, die CSU."

C'est la vie!

BRIEFE

In weiß-blauen Stricken

(Nr. 42/1975, SPIEGEL-Titel „Um Kopf und Kragen / Strauß-Gegner Biedenkopf"; Nr. 43/1975, Briefe)

Die „großen kleinen Schlucker" sind im Begriff, den „kleinen großen Biedenkopf" aufzuschlucken. Hoffentlich bleibt er ihnen (seinen Widersachern) nicht „im Halse stecken"!

Hannover SIEGFRIED HORN

Was immer bei diesem Polit-Catch-as-catch-can für ein Menü herauskommen mag: Der Bieden-Kopf-Salat mit Sauer-Kohl, faulen Straußeneiern und Jäger-Schnitzeln wird allemal für eine ausgewachsene Magenverstimmung sorgen.

Hückeswagen (Nrdrh.-Westf.) ERNST DITTRICH

Ihr Artikel hat erneut mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie hilflos die Kameraden der CDU in den weiß-blauen Stricken hängen.

Hofgeismar (Hessen) HANS-JÜRGEN SCHARF
Ing. agr. (grad.)

Biedenkopf hätte in seinem persönlichen Interesse nicht in die Politik einsteigen und seinen Spitzenposten bei Henkel behalten sollen. Auf ihn treffen die bekannten Schlagerworte zu: „Wärst du doch in Düsseldorf geblieben."

Koblenz ERICH SCHEEL

Durch den Bericht ist das Ahlener Programm der CDU der Öffentlichkeit wieder in Erinnerung gebracht worden. Dieses Programm war 1947 das größte Täuschungsmanöver. Die Gründer der CDU wußten genau, daß sie nach dem verlorenen Kriege mit kapitalistischen und nationalistischen Parolen nichts werden konnten. Deshalb machten sie es mit der sozialistischen Masche.

Kerzenheim (Rhld.-Pf.) FRANZ KOPPE

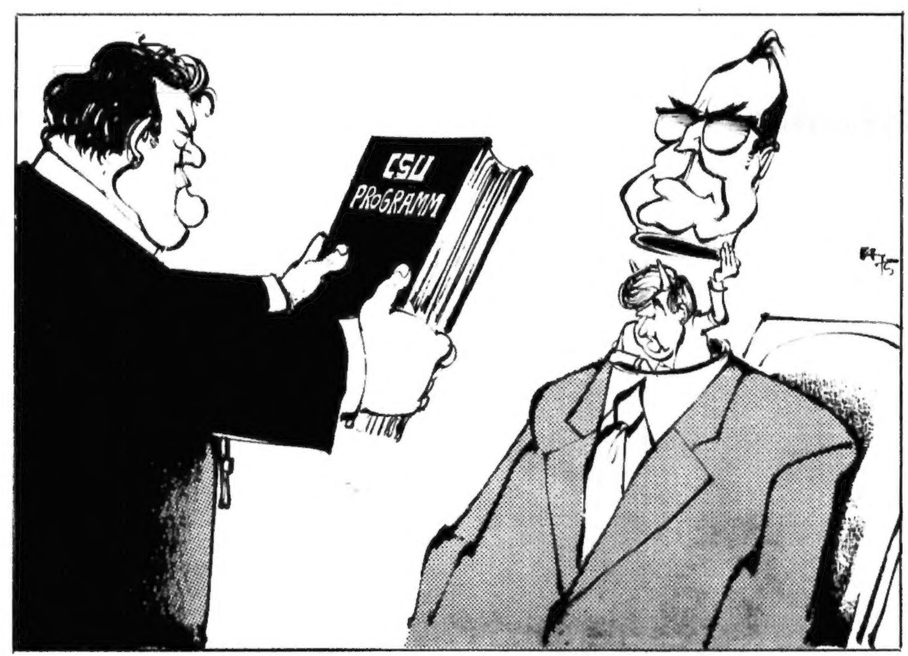
Meine Hochachtung, Herr Biedenkopf! Machen Sie weiter so!

Bad Bramstedt (Schlesw.-Holst.) WOLFGANG RITZE

Biedenkopf und Freunde verfahren offensichtlich nach der Formel: Allerdings — sprach die Sphinx — rück das Dings — mehr nach links — und mit einemmal da ging's! Die massiven Rauch-Signale der fortschrittlichen Teile der CDU haben wir aufmerksam registriert. Ein Signal ist indes noch nicht gesetzt worden, zur Gretchenfrage, wie die Herren es denn mit den politischen Standgerichten für Jugendliche halten, Radikalen-Erlaß genannt.

Hamburg ERICH KROHN
Aktion Schwarz-Rot-Gold e. V.
Wähler für die FDP

Entgegen allen hoffnungsstarken Gerüchten ist die CDU auch weiterhin kein Landesverband der CSU. Die Eigenständigkeit der CDU wurde entscheidend unter anderem durch Biedenkopf geprägt. Der Kompromiß in Sachen Mitbestimmung von Hamburg ist mit sein Werk. Die verabschiedeten Beschlüsse sind immer noch weitaus arbeitnehmerfreundlicher als alles, was die Regierungskoalition ängstlich im Brutkasten hütet. Unter Biedenkopf gelang außerdem die Straffung der Parteiarbeit, so daß der Mitgliederaufschwung nicht ausblieb. Durch die An-



tz, München

Der Teufelsaustreiber

zahl qualifizierter Persönlichkeiten ist die CDU die Alternative zur Ein-Mann-Show des Helmut Schmidt, dem sozialdemokratischen Notbehelf. Ohne Biedenkopf, von Weizsäcker und Kiep ist die CDU nicht als liberale, ohne Katzer und Blüm nicht als soziale Volkspartei denkbar.

Schwalbach (Hessen) THOMAS MANN
„Junge Arbeitnehmerschaft"



Frankenpost

„Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der größte im ganzen Land?"
„Herr Strauß, Ihr seid der Größte hier. Aber der größte aller Zwerge, hinter dem Pfälzer Berge, ist noch tausendmal größer als Ihr!"

Da schreibt man frisch, fromm, fröhlich, frei von dem Bayern, der keine Regeln achtet. Jedwedem leuchtet ein, daß der, der hier keine Regeln achtete, der General Biedenkopf der CDU war. Streitigkeiten um Rang und Position in demokratischen Parteien sind das Salz in der demokratischen Suppe, eine andere Frage ist eben, wer die auszulöffeln hat.

Waldburg (Bad.-Württ.) WILHELM LEHBRINK
Mittelstands-Vereinigung der CDU
Württemberg-Hohenzollern

Verfehltes Plädoyer

(Nr. 41/1975, Investitionslenkung)

Wenn es eine „vollendet funktionierende Marktwirtschaft" gäbe, zudem mit „völlig gleicher Einkommensverteilung", wie sie Kollege Bernholz in seinen Überlegungen voraussetzt, würde in der Tat die Investitionslenkungs-Debatte ein akademisches Randthema bleiben. Wo der Markt funktioniert, möchte ich mich auch weiter auf ihn verlassen. In meiner Schrift über Investitionslenkung habe ich theoretisch mögliche Lenkungsmechanismen definiert und lehrbuchhaft dargestellt — vom Marktprinzip bis hin zu staatlichen Investitionsgeboten für private Unternehmer. Daraus ein Plädoyer für die Substitution privater Unternehmerentscheidung durch umfassende staatliche Investitionskontrolle oder gar Investitionsverordnungen abzuleiten, halte ich für verfehlt. Ich kann auch Notzucht definieren, ohne daß ich mir nachsagen ließe, ein besonderer Anhänger dieses

Diktieren und notieren mit dem linken Daumen

SANYO TRC 2000 mit dem perfekten Bedienungskomfort

Die erste und wichtigste Forderung an ein Reisediktiergerät – klein, handlich und leicht zu bedienen – hat das SANYO TRC 2000 Magna cum laude erfüllt.

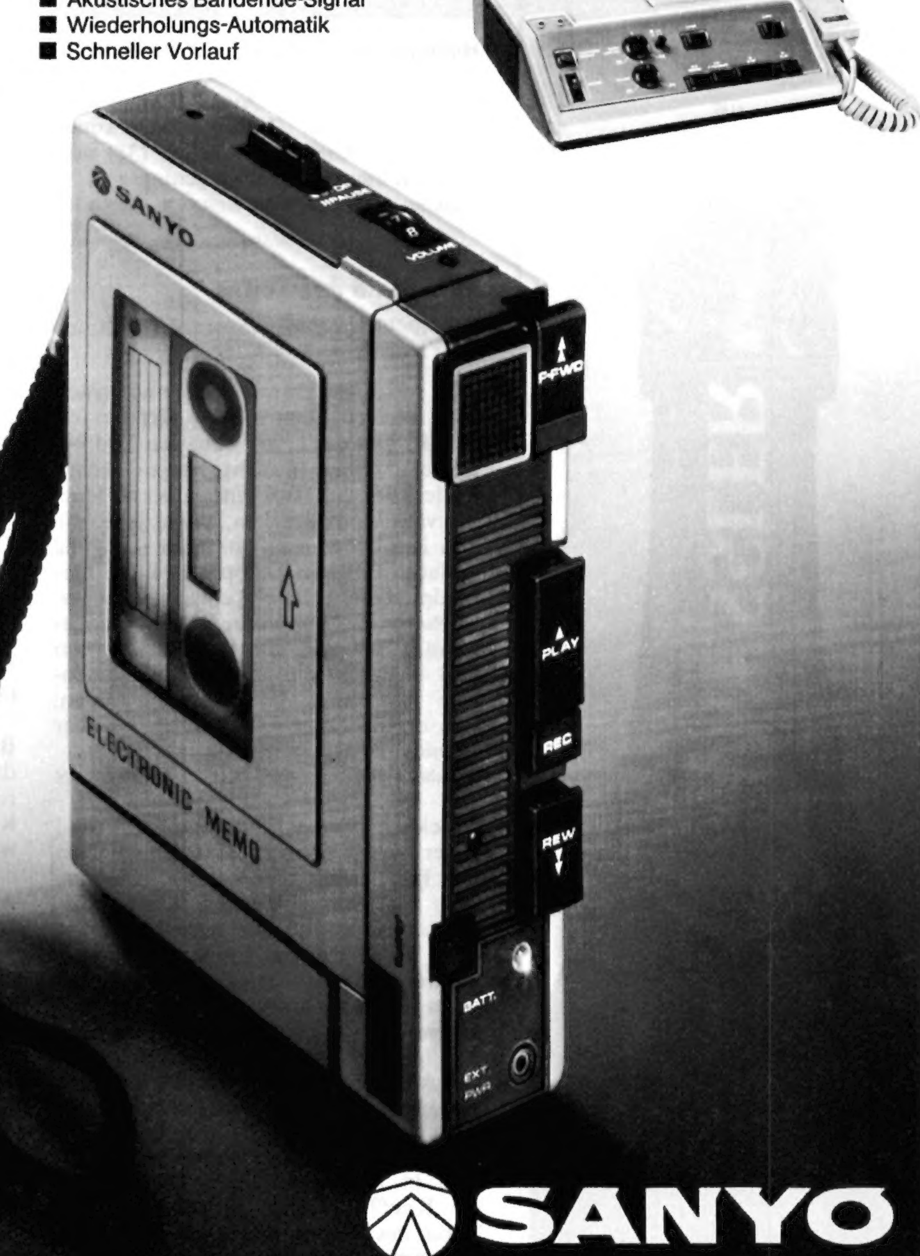
Mit dem linken Daumen steuern Sie alle Funktionen über weichgängige Drucktasten und Sie können dabei das kleine Gerät bequem in einer Hand halten.

Auch in weiteren technischen Punkten läßt das TRC 2000 keine Wünsche offen:

- Tonträger ist die international übliche Compact-Cassette mit Laufzeiten von 2 x 15 bis 120 Minuten. Also Kurz- und Langzeittonträger in einem.
- Sechs verschiedene Energiequellen – vom eingebauten Akku bis zum Adapter für den Zigarettenanzünder Ihres Autos, natürlich auch Netzanschluß – sorgen dafür, daß Sie mit dem TRC 2000 nie in eine Energiekrise geraten.
- 3-stelliges Bandzählwerk
- Hervorragende Tonqualität
- Aufnahme-Automatik
- Akustisches Bandende-Signal
- Wiederholungs-Automatik
- Schneller Vorlauf
- Eingebautes Kondensatormikrofon
- Pausenschaltung

SANYO Diktiersystem:
Reisediktiergerät, Bürodiktiergerät und Wiedergabegerät mit Compact-Cassette.

Ihr SANYO-Fachhändler zeigt es Ihnen.



Grundausstattung: TRC 2000, Netz- und Ladegerät, Ohrhörer, Bereitschaftstasche Cassette

DM 448.–
incl. MWSt, unverb. empf. Verkaufspreis

Zubehör: Externes Mikrofon. 5-teiliges Energiesystem
Für die Sekretärin: Stetoclip und Fußschalter

Taschenformat: 12,7 x 8,2 x 3,2 cm
Gewicht: nur 500 g

SANYO Elektronikrechner Deutschland GmbH & Co Vertriebs KG 8 München 22, Widenmayerstr. 25, Tel. 089/221534, Telex 5-24574



Hildegard Knef im Gespräch mit Karin Struck: „Was reden die Damen da nur!"

Verfahrens zu sein. Auch diesmal stellen Sie mich als „Juso-Nationalökonomen" vor. Aber dazu bin ich (38) nun wirklich nicht mehr jung genug.

Frankfurt PROF. DR. WERNER MEISSNER
Direktor an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität

Im Vorfeld des Todes

(Nr. 42/1975, Schriftsteller: Karin Struck über Hildegard Knef)

Was reden die Damen Knef und Struck (und andere Damen und Herren) da nur! Es gibt gar kein Tabu, den Tod betreffend! Man braucht keinen Henry Miller, der den Tod enttabuisiert. Jene, die vom Tod sprechen, sowie jene, die von ihm schweigen, *fürchten* ihn ganz einfach. Daß ein Schöpfer seinem Geschöpf eine solche Lebenslust, einen solchen Selbsterhaltungstrieb eingepflanzt hat und ihn dennoch sterben läßt — das ist die primäre und elementare Absurdität. Es gibt viele Lügen, sich darüber hinwegzutäuschen — aber irgendein Tabu sehe ich nirgends.

Stockholm HILDE RUBINSTEIN

Glücklicherweise geben Publikum und Leser — wir erleben es doch täglich in den Buchhandlungen — der leidenden und mutigen Hildegard Knef („Sie schreibt so ehrlich, sie schreibt so, wie es ist") den Vorzug. Ich jedenfalls werde immer lieber „Urteile" und „Gäule" unter die Leser bringen als „Mütter".

Aachen HILDEGARD STEPHANI

Respekt vor dieser tapferen Frau!

Tettnang (Bad.-Württ.) ROGATE RÖSSMANN

Die Struck kam und bohrte nach dem Tod in Hildegard Knef. Und was tat die Knef? Sie saß „eingehüllt in das Tabu des Todes mir gegenüber". Ich bewundere Hildegard Knef noch mehr, als ich es je vorher getan habe. Die Knef lebt noch — hoffentlich noch lange —, die Struck jedoch sagt sie bereits tot. Sie gab vor, das Buch erforschen zu wollen, und nun schreibt sie, es sei die Aufgabe der Kritiker, den Autoren die Masken herunterzureißen. Was käme wohl heraus, wenn die Autoren den Kritikern die Masken abnähmen? Bei Karin Struck ist das nicht mehr nötig. Sie hat es selbst besorgt. Man kann nun sehen, was dahintersteckt. Und ich kann nur sagen: „Brrrrr!"

Ascona HENRY JAEGER
Schriftsteller

Impertinentes Gewäsch einer Struck.

Wien DR. WALTER WILTSCHEGG

Pfui, Karin Struck!

Hamburg EVA HANSEN

Warum bloß hat Hildegard Knef diesen Trampel Struck nicht rausgeschmissen?

Düsseldorf HANNA DIETRICH

Bitte, belehren Sie die Dame Struck, daß zum Zynismus eine gewisse korrupte Müdigkeit gehört. Der Dame Knef ist keine Bestechlichkeit vorzuwerfen. Sie hat zwar einen Anspruch auf Mattigkeit; aber: das Interview beweist uns, daß sie wach ist. Viele Leser freilich sind dem Schlummer nahe, wenn die Knef-Fracasserien nicht bald ein Ende finden.

Wörgl (Österreich) PROF. HANS HÖMBERG

Im Vorfeld des Todes schwadronieren die beiden Bestseller-Autorinnen so unbedarft drauflos, als ob vor ihnen in den letzten viereinhalbtausend Jahren sich kein Mensch je gedanklich mit dem Sterbenmüssen auseinandergesetzt hätte. Mit der Knef muß man dabei Nachsicht haben. Einigermaßen verblüffend ist aber die Gefühlsroheit von Karin Struck. So gedankenlos grausam können sonst eigentlich nur Kinder

sein. — Nach diesem haarsträubenden, alle humanen Spielregeln ignorierenden Interview kommen einem erhebliche Zweifel daran, ob eine Welt, in der allein die Frauen das Sagen hätten, auch nur ein bißchen weniger brutal wäre als die vielgeschmähte patriarchalische. Es fehlt nur noch der Satz: „Wann sterben Sie denn nun eigentlich?“

Freiburg PROF. DR. MED. RICHARD HUBER
Frauenarzt

Karin Struck bekennt sich zu Rilke. Vielleicht wirkt sie dadurch mit zu der — völlig von Nostalgie freien — Rilke-Renaissance, deren er und sein Werk, besonders der Brigge, die Duineser Elegien und Sonette an Orpheus, ähnlich wie es Hermann Hesse widerfuhr, sicher wert sind— gerade gegenüber der herrschenden Barbarei des Umgangs mit Tod und Krankheit und dem „Urteil“ der Knef. Dafür ist Karin Struck besonders zu danken.

z. Z. Weinheim (Bad.-Württ.) GERD KLUGE

Jumelage-Twinning-Gemelaggio

(Nr. 38/1975, Städtepartnerschaft: Teure Freundschaft unter Bürokraten)

Auch die Stadtväter Aachens sind und waren gegen Frühstücks-Jumelagen. In der westlichsten Großstadt der Bundesrepublik wird die Partnerschaft Aachen — Reims, die seit 1967 besteht und bisher bar jeder „Champagner-Seligkeit“ mit großem Erfolg durchgeführt wurde, jährlich mit nur 5000 Mark bezuschußt.


Berger

Aachen DR. HEINER BERGER
Oberstadtdirektor

Stets ging die Initiative zum Beginn einer solchen Partnerschaft von den ausländischen Städten aus. Neben dem Austausch kommunaler Erfahrungen auf Rats- und Verwaltungsebene haben gerade die bürgerschaftlichen und privaten Begegnungen, wie sie zum Beispiel inzwischen mit über 30 Gruppierungen und Organisationen bestehen, sich als sogenannte Selbstläufer erwiesen, die andere Gruppen zu gleichen Aktivitäten ermuntern ...


Wolfram

Recklinghausen ERICH WOLFRAM
MdB/SPD, Oberbürgermeister

Fragwürdiger dürften die sogenannten Patenschaften sein, die von manchen Gemeinden für die seit 1945 verlorenen Ostgebiete amtlich ausgeübt werden. Ein Beispiel: Wer Hamburgs Grenze nach Norden im Ortsteil Duvenstedt

Architekten! Bauherren!

Grebau: Vorsprung beweist sich



für

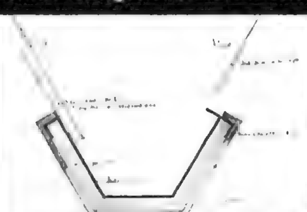


Grebau – seit 10 Jahren vorn im Hallenbau. Aufgrund echter, meßbarer Leistung. Über 2000 individuelle Problemlösungen für alle Branchen im Bundesgebiet und im Ausland.

Unsere Kunden wissen:
Eine Halle ist mehr als die Summe ihrer Einzelteile. Eine Erkenntnis, die längst nicht Allgemeingut ist. Deshalb: Kritisch sein bei allem, was Ihr Hallenbau-Projekt betrifft. Es geht um Ihr Geld, Ihre Nerven, um Ihr Unternehmen.

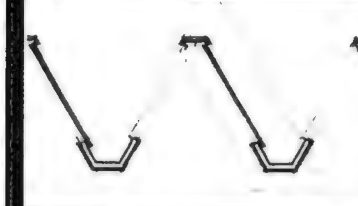
Unser Vorsprung: Ein echtes Bausystem (viele hätten es gern), das optimalen Raster garantiert, multikombinative, bewährte Bauelemente einsetzt, enorme Flexibilität, hohen industriellen Vorfertigungsgrad besitzt. Dazu die Winterbau-Garantie. Festtermine und Festpreise verspricht heute jeder. Nur – wir halten sie. Bauentscheidende Vorteile, auf die Sie nicht verzichten können. Dazu zählt auch Grebau-Fachberatung durch ein Team erfahrener Fachleute. Vom Planungsbeginn bis zum Kundendienst. Das können Sie verlangen.

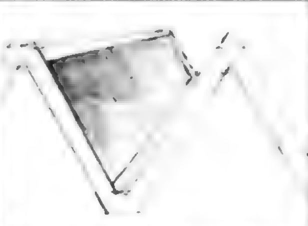
Fundament unseres Leistungspaketes: Grebau-Entwicklung.
Sie entwirft, testet, analysiert, prüft. Voraussetzung für wirtschaftliches, individuelles Bauen. Übrigens: Viele Grebau-Entwicklungen sind gesetzlich geschützt.



Ein typisches Beispiel: Das V-Lichtdach-System.

Überzeugender Beweis für das Können unserer Ingenieure. Das V-Lichtdach-System eröffnet völlig neue Perspektiven. Garantiert dem Architekten einmalige Gestaltungsfreiheit. Gute, gleichmäßige Tageslichtausleuchtung durch großzügige Profilverglasung.

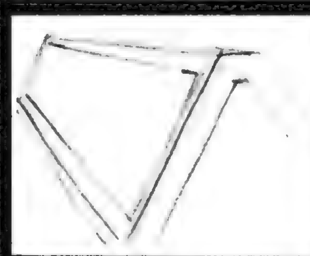




Wirkungsvolle Wärmedämmung, ausgezeichneter Brandschutz, einfache Dachdurchbrüche. Freizügiger Stützraster für großzügige Überdachung. Ein Vergleich mit herkömmlichen Dachkonstruktionen unterstreicht die Sonderstellung dieser Grebau-Entwicklung.

Das V-Lichtdach-System kann sich sehen lassen. Von außen und innen. Zukunftsorientiertes, außergewöhnliches Design läßt sich durch individuelle Farbgebung unterstützen.

Grebau.
Wirtschaftlich und individuell.
Schrittmacher im Hallenbau.



GREBAU®
Schrittmacher im Hallenbau

Grebau
Greschbach Industriebau GmbH & Co
75 Karlsruhe-Grötzingen, Greschbachstr. 1
Tel.: (07 21) 60981, Telex: 07 825409

- Ich wünsche eine Fachberatung
- Ich bitte um laufende Zusendung von Informationsmaterial

Adresse: ______

Telefon: ______

VI

verläßt, wird durch ein metallenes Straßenschild mit einer zusätzlichen Inschrift eindeutig belehrt, sich nun im „Patenkreis für Kolberg-Körlin" zu befinden. Wie würde sich wohl ein Pole aus Kolobrzeg, der ehemaligen Hauptstadt des Herzogtums Kassuben, gefreut haben, wenn er von der „Ehre" der Patenschaft des Kreises Stormarn erfahren hätte? Preisfrage für die Seminaristen!

Hamburg DR. HEINZ ROSCHER

Eines ist sicher: die Bürger in unseren Partnergemeinden haben Sinnvolleres über Franzosen und Deutsche zu sagen als General Binoche.

Nievenheim (Nrdrh.-Westf.)
JOHANNES STICKER*
Amtsdirektor des Amtes Nievenheim a. D.

Die Universitätsstadt Marburg hat wegen ihrer Partnerschaften ein derart schlechtes Gewissen, daß sie sich weigert, Auskünfte über diese Aktivitäten an Privatpersonen zu erteilen.

Bietigheim (Bad.-Württ.)
HARTMUT BERNECKER

Ich selbst war einige Male vor der Versuchung gestanden, gerade diese offiziellen Kontakte einzuschränken, denn das ist ja ungeheuer populär. Nach vielen Jahren Erfahrung muß ich heute jedoch sagen, daß ohne diesen ständigen Motor der offiziellen Kontakte, ohne diese ständigen Freundschaftsbeteuerungen, die vielleicht manchem zum Halse heraushängen, ohne die Essen, bei denen die Politiker zwischen Ochsenschwanzsuppe und Erdbeereis mal wieder etwas Partnerschaftliches ausbaldowern müssen, daß ohne diese verrufenen Aktivitäten ein großer Teil der eigentlichen wertvollen Beziehungen zwischen den Bevölkerungen bald wieder einschliefen. Mehr als einmal wurde hier in Mainz angeregt, eine Partnerschaft mit einer Stadt in fernen Kontinenten zu schließen. Hier könnten nur wenige Begegnungen stattfinden, da jedes Treffen viel Geld kostet. Die Kontakte beschränken sich auf die offiziellen Veranstaltungen. Der überwiegende Bevölkerungsteil ist davon ausgeschlossen und verliert auch bald sein Interesse daran. Hinzu kommt, daß die Lebens- und Kulturkreise so verschiedenartig sind, daß das Interesse doch mehr der Exotik gilt. Und das macht — wie gesagt — Neckermann viel besser.

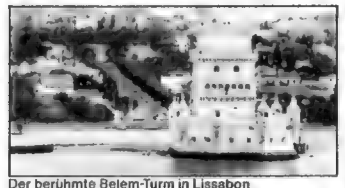

Fuchs

Mainz JOCKEL FUCHS
Oberbürgermeister

* Sticker: „Jumelage-Verschwisterung — Twinning-Gemelaggio-Verbroedering", ein Beitrag zur Städtepartnerschaft; Gemeindeverlag, 85 Seiten, 29,80 Mark.

2 Kontinente.
4 Länder.
8 Städte.
25°C.

Das könnte Ihr nächster Winterurlaub sein.


Der berühmte Belem-Turm in Lissabon


Menorca. Inselrundfahrt nach Ciudadela.


Tagesausflug nach Marrakesch

Blick auf Funchal/Madeira

MS »BELORUSSIYA«
Erlebniskreuzfahrten Südspanien – Atlantische Inseln – Marokko
Termine: 21.2., 6.3., 20.3., 3.4., 17.4., 1.5. und 15.5.1976.
Route: Genua. Malaga. Funchal. Sta. Cruz. Las Palmas. Arrecife. Casablanca. Cadiz. Mahon. Genua.
Preis: ab DM 910,–.

MS »BELORUSSIYA«
MS »AZERBAIDSHAN«
Auf der Sonnenroute zum Schwarzen Kontinent.
Termine: 10.1., 24.1., 7.2., 21.2., 6.3., 20.3., 3.4. und 17.4.1976.
Route: Genua. Malaga. Sta. Cruz. Dakar. Casablanca. Genua.
Preis: ab DM 930,–

MS »GRUZIA«
Zu den Inseln des ewigen Frühlings und nach Marokko.
Termine: 10.1., 24.1., 7.2., 21.2., 6.3., 20.3., 3.4., 17.4. und 1.5.1976.
Route: Zeebrugge. La Coruna. Vigo. Lissabon. Funchal. Sta. Cruz. Arrecife. Casablanca. Cadiz. Southampton. Zeebrugge. Preis: ab DM 910,–.



Eine der Schwestern: MS »Belorussiya«

Übrigens: Auf diesen Routen können Sie Ihr eigenes Auto mitnehmen. Für DM 290,– plus Ein- und Ausschiffungsgebühr (ca. DM 30,–).

Die Kreuzfahrt: Eine der schönsten Möglichkeiten, im Winter in den Sommer zu fahren.
Denn das Schiff ist das komfortabelste Mittel, Kontinente zu sehen; fremde Länder und faszinierende Häfen kennenzulernen.

Ohne ständiges Kofferpacken. Ohne das Verkehrsmittel zu wechseln. Ohne jegliche Anstrengung.

Im Gegenteil: Kreuzfahren heißt Ausruhen an frischer Luft. Spiel, Sport und Spaß unterwegs.

Zum Beispiel mit den drei russischen Schwestern der TOUROPA-Flotte, die Sie zu Ihrem nächsten Winterurlaub einladen: MS »BELORUSSIYA«, MS »GRUZIA« und MS »AZERBAIDSHAN«!

Mehr wissen – besser reisen.
Das große TOUROPA Kreuzfahrt-Journal 1975/76 gibt's in jedem Reisebüro mit TOUROPA-Vertretung! Dazu:
- Über 3.500 Seiten Urlaubsinformation und rund 15.000 Meter Film für Ihren Freisein-Urlaub.
- Die Urlaubsexperten im Reisebüro selber: Von uns auf Seminaren, Studienreisen und Tagungen geschult.

Das Kreuzfahrt-Journal

Marokko



Schwuler Feind

(Nr. 42/1975, Gesellschaft: Homosexualität in Uniform)

Zur Urteilsfindung im Verwaltungsrechtsstreit des Leutnants d. R. Plein wegen Nichtbeförderung wegen Homosexualität, der zuungunsten des Leutnants ausging, trug das Bundesverteidigungsministerium unter anderem folgendes bei: „... Konstante Homosexualität bedingt die dauernde Dienstuntauglichkeit." Dem Leutnant, der seine gesamte Dienstzeit ohne Beanstandungen abgeleistet hatte und weiterdienen wollte, wurde kurzerhand beschieden, daß es keine *Wehrberechtigten*, sondern nur *Wehrpflichtige* gäbe**.

Heide (Schlesw.-Holst.) H. HANSEN
Schleswig-Holsteinischer Arbeitskreis Homosexualität und Gesellschaft

Die Führung unserer Bundeswehr bleibt in Treue fest beim alten Feindbild des wehrunwürdigen Schwulen. Gewiß, Bonn ist nicht Sparta, aber

Der da ist homosexuell!
...und was sind wir?

wenn wir endlich aufhören, sie durch unsere offene oder heimliche Verachtung in ihrer Menschenwürde zu verletzen!

Und Sie?

Aufruf der Christlichen Jugend (Ausriß)*

manche anti-homosexuellen Verlautbarungen und Dienstvorschriften von der Hardthöhe erinnern fatal an jene tausend Jahre, deren Muff nicht nur unter Talaren zu stecken scheint.

Düsseldorf K. BUHL
Arbeitskreis Homosexualität und Gesellschaft Düsseldorf

Dem von Ihnen zitierten Gutachten des amerikanischen Kollegen Professor John Money — der übrigens dem Kuratorium unserer Gesellschaft angehört — ist voll zuzustimmen. Schon im Dezember 1973 sowie im März 1974 hatten wir dem Bundesverteidigungsminister Expertengespräche zu diesem Komplex vorgeschlagen. So wird in der Zentralen Dienstvorschrift 45/6 zum Beispiel Homosexualität noch immer unter „Neurosen, Persönlichkeitsstörungen und Schwachsinn" eingeordnet. Bedauerlicherweise reagierte der Minister trotz Anmahnung nicht auf unsere Vorschläge.

Düsseldorf ROLF GINDORF
Gesellschaft zur Förderung sozialwissenschaftlicher Sexualforschung

Von den zahlreichen homosexuellen Soldaten und Offizieren, die in der

* Aufruf des „Arbeitskreises Christlicher Jugend" von Alfeld (Niedersachsen) zu einer Diskussion im „Gemeindezentrum Friedenskirche".

** Oberverwaltungsgericht Münster, AZ I A 1108/74 aus 4 K 338/73 Münster.

Bundeswehr ihren Dienst tun, bekennen sich nur einige zu ihrer sexuellen Orientierung. Wenn diese wenigen dafür diskriminiert, etwa von Beförderungen ausgeschlossen werden, dann beruht das unter anderem auf den irrigen Annahmen:

- Homosexuelle seien sexuell aktiver, gerade auch im beruflichen Bereich, als Heterosexuelle,
- die soziale Integration einer Institution würde vermindert, wenn unter ihren Mitgliedern auch sexuelle Beziehungen vorkommen.

Die antihomosexuellen Maßnahmen der Bundeswehr erzwingen bei den Betroffenen, ihre sexuelle Betätigung zu beschränken und ihre abweichende Orientierung zu verbergen — was generell nur verbogene und der Demokratie abgewandte Persönlichkeiten erzeugen kann.

Bremen
DR. PHIL. DR. JUR. RÜDIGER LAUTMANN
Professor für Allgemeine Soziologie und Rechtssoziologie

Waidmannsheil!

(Nr. 40/1975, Trends: Arbeitnehmervertreter im Betrieb des Spirituosen-Fabrikanten Eckes haben ihre Kollegen von „Jägermeister" aufgefordert, über Protestaktionen gegen die geplante Erhöhung der Branntweinsteuer zu beraten)

Der Betriebsrat der W. Mast Kommanditgesellschaft, Jägermeister-Spirituosenfabrik, möchte klar zum Ausdruck bringen, daß er sich von allen vom Betriebsrat der Firma Eckes angestrebten Initiativen distanziert hat, da die Begründungen des Betriebsrates der Firma Eckes für derartige Aktionen von uns absolut nicht geteilt werden können.

Wolfenbüttel (Nieders.) GABRIELE SCHOLTEN
Betriebsratsvorsitzende

Besonders reger Zuspruch

(Nr. 34/1975, Gesellschaft: Altenschule gegen Pensionsschock)

„Diese neue Art Altenhilfe", wie sie die Stadt Düsseldorf durchführt, ist vom DRK-Gesundheitsdienst bereits vor zehn Jahren mit bestem Erfolg im ganzen Bundesgebiet eingeführt worden. Die nicht sonderlich guten Erfahrungen der Volkshochschule Düsseldorf können wir nicht bestätigen, im Gegenteil, unser Sechs-Doppelstunden-Seminar „Gesundes Leben — erfülltes Alter" erfreut sich eines besonders regen Zuspruchs. Überdies bilden wir in unserer Bundesschule bei Bonn laufend neue Seminar-Leiter aus. — Ihr Hinweis, an Arbeitern laufe dieses Präventivprogramm offenbar glatt vorbei, findet sich in der gesamten Gesundheitserziehung bestätigt. Das liegt daran, daß Arbeiter aus den verschiedensten Gründen den Weg zur Volkshochschule seltener finden als Angestellte.

Bonn DR. MED. HANNES LINDEMANN
Deutsches Rotes Kreuz
Generalsekretariat

Braun audio 308 S. Einen vernünftigeren Schritt mitten in die High Fidelity können Sie gar nicht machen.

Wir stellen Ihnen hier ein HiFi-Kompaktgerät vor, das es Ihnen wirklich leicht macht. Nämlich mit einem einzigen Schritt mitten in die High Fidelity zu kommen. Und sich dort auch über Jahre hinweg wohlzufühlen. Ohne „wenn's" und „aber's". Und ohne die Zweifel, für sein Geld doch nicht das Optimale bekommen zu haben. Dieses HiFi-Kompaktgerät ist das audio 308 S. Und es kommt von Braun.

„audio 308 S ist das Kompaktgerät, das mit Ihren Ansprüchen wächst." (Ing.R.Damko)

Das audio 308 S heißt kompakt, weil es einen Plattenspieler und Rundfunkempfangs- sowie Verstärkerteil in sich vereint. Und zwar so, daß alles bis ins kleinste Detail aufeinander abgestimmt ist. Und es heißt HiFi, weil es die Musik so läßt wie sie ist. Also nichts verfärbt, verschweigt oder gar hinzufügt. Nichts. „Und die Daten und Leistungswerte unseres audio 308 S", so Ingenieur Reinhold Damko: „liegen so hoch über der HiFi-Norm, daß Sie selbst noch nach langer, langer Zeit das gleiche Hörvergnügen haben werden wie am ersten Tag. Gerade weil Ihre Ohren immer kritischer werden. Und sie werden es..."



Wenn Sie sich für ein Braun audio 308 S entscheiden, dann sollten Sie es auch mit Braun HiFi-Lautsprechern kombinieren.

Warum wir das raten, hat einen ganz einfachen Grund:

Das Braun HiFi-System bietet Ihnen zusätzlich Sicherheit.

Wir von Braun bauen vernünftigerweise keine isoliert zu betrachtenden Einzelgeräte, sondern ein High Fidelity-System. Ein System, in dem (wie im audio 308 S selbst) alles, was zum Musikhören gehört – also auch Lautsprecher-Boxen, HiFi-Cassettengerät und Kopfhörer – wirklich hundertprozentig zueinander paßt. In der Art der Musikverarbeitung, in der Gesamtqualität und nicht zuletzt im äußeren Erscheinungsbild.

Das Leichtgewicht mit großem Klang: unser neuer Kopfhörer KH 500.

Gehen Sie zu einem unserer Fachhändler und lassen Sie sich das, was wir hier nur mit Worten beschreiben können, in voller Realität beweisen. Und wenn Sie noch Fragen haben in Sachen High Fidelity, dann schreiben Sie an: Braun AG, Abt. E-MVF, 6 Frankfurt 19, Postf. 190 265.*



* In der Schweiz: Telion AG, CH 8047 Zürich, Albisrieder Straße 232 · In Österreich: Silva-Schneider, A 5083 Gartenau/Salzburg



Braun High Fidelity. Unser Wissen bringt Ihnen mehr. BRAUN

Den Proletensport abschaffen?

(Nr. 42/1975, Fußball: Polizei rüstet gegen Stadion-Krawalle)

Beim Spiel zwischen Dynamo Kiew und Bayern München schrie dieser Abschaum: „Zugabe, Zugabe“, als ein ukrainischer Spieler gefoult worden war und verletzt am Boden lag. Ein weiterer Sprechchor brüllte: „Nieder mit dem Russenpack!“ Es ist eindeutig so, daß das niedrige Klassenbewußtsein Ursache des Rowdytums ist.

Nürnberg — ERICH ROSSNER

Nicht nur die „Fans“, sondern auch die Kicker fallen durch schlechte Manieren auf. Die Knochen der Gegner — immerhin erforderlich für den Broterwerb — bedeuten manchen von ihnen nur wenig. Berüchtigt sind vor allem die Elfmeterschinder.

Mülheim (Nrdrh.-Westf.) — WERNER BOSSEL

Natürlich wird im Fußballpublikum über Identifikationsprozesse auch Aggressionsbereitschaft abgebaut. Allerdings nur in jenen Zuschauern, deren Mannschaft gut gespielt hat. Verhalten sich nun jedoch die Anhänger des Verlierers, deren Selbstwertgefühl empfindlich angeschlagen wurde, gegenüber den Gewinnerfans nicht — wie zu deren weiterer Aufwertung nötig — respektvoll und demütig, versuchen sie im Gegenteil die Niederlage ihres Klubs durch Schmähungen und Handgreiflichkeiten gegenüber den gegnerischen Schlachtenbummlern zu kompensieren, so ist deren frisch gewonnenes Selbstwertgefühl sofort wieder gefährdet und ihre Aggressionsbereitschaft reaktiviert.

München — ALBRECHT W. THÖNE, Institut für angewandte Psychologie



Cobo als Catcher*

Wer sein Geld dafür herauswirft, die Balltreter auf grünem Rasen anzuhimmeln, hat selbst schuld, wenn er mit Urin berieselt oder mit Bierflaschen beworfen wird. Fazit: diesen Proletensport abschaffen!

Koblenz — J. MAHNKE

* Stürmer Cobo von Athletico Madrid faßt Verteidiger Perez Paya (Madrid).

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19 / Ost-West-Straße
Telephon 3 00 71, Telex 2 162 477
Telegramm Spiegelverlag

HERAUSGEBER

Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION

Johannes K. Engel, Erich Böhme

REDAKTION

Ariane Barth, Rolf Becker, Peter M. Bode, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Detsch, Rolf Diekhof, Horst-Dieter Ebert, Jutta Fischbeck, Klaus Franke, Dr. Werner Funk, Börries Gallasch, Rudolf Glismann, Walter Gloede, Dr. Helmut Gumnior, Christian Habbe, Werner Harenberg, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Hans Hielscher, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Dr. Hellmuth Karasek, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Ingrid Kolb, Joachim Korthals, Klaus Kröger, Karl-Heinz Krüger, Albrecht Kunkel, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Johannes Matthiesen, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Dr. Werner Meyer-Larsen, Manfred Müller, Rolf S. Müller, Hans-Georg Nachtweh, Hans-Joachim Nesslinger, Gunar Ortlepp, Jürgen Petermann, Olaf Petersen, Dr. Karl Poerschke, Jörgen Pötschke, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Dr. Rudolf Ringguth, Dr. Gerd Rockel, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Siegfried Schmidt-Joos, Hans Schnocks, Siegfried Schober, Hans Joachim Schöps, Hermann Schreiber, Walther von Schultzendorff, Ulrich Schwarz, Mareike Spiess-Hohnholz, Wolf Dieter Steinbauer, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Susanne Stör, Peter Stolle, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Karlheinz Vater, Monica Vogelgsang, Hartmut Volz, Eberhard Wachsmuth, Dr. Dieter Wild, Georg Wolff, Dr. Uwe Zimmer

ILLUSTRATION

Hans Peter Baumann, Martina Blume, Frank Böhm, Thomas Bonnie, Regine Braun, Volker Fensky, Günther Gatermann, Christiane Gehner, Manfred Igogeit, Digne Meller-Marcowicz, Jan Menssing. Ingeborg Molle, Gisela Pernau, Walter Pomikalko, Chris Riewerts, Manfred Schniedenharn, Gesa Thielmann, Heidrun Wandschneider, Gisela Winter-Bodenbender, Helmut Wolff, Jürgen Wulf, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION

Rudolf Austenfeld, Werner Borsbach, Jens Eggers, Horst Engel, Bernd Heyen, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Josef Klessinger, Heinz Kohl, Inga Lembcke, Dr. Heinz Pohle, Wolfgang Polzin, Dieter Schaake, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Wolfgang Söltner

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

Berlin (West): Wolfgang Bayer, Axel Jeschke, 1 Berlin 30, Kurfürstenstraße 72/74, Tel. 261 13 33, Telex 01 84 704 • Berlin (DDR): Jörg R. Mettke, 1055 Berlin, Storkower Straße 165, Tel. 53 55 97, Telex 11-30 75 • Bonn: Wolfram Bickerich, Alfred Freudenhammer, Dr. Wolfgang Kaden, Dirk Koch, Jürgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Marion Schreiber, Diethelm Schröder, Hans-Gerhard Stephani, Klaus Wirtgen, 53 Bonn, Dahlmannstr. 20, Tel. 22 40 31, 22 39 81, Telex 08 86 630 • Düsseldorf: Heide Dörrhöfer, Hans Otto Eglau, Stefan Klein, Gert Savelsberg, Peter Stähle, Rudolf Wallraf, 4 Düsseldorf 1, Immermannstr. 15, Tel. 35 33 21, Telex 08 58 27 37 • Frankfurt a. M.: Hans Werner Kilz, Dr. Gisela Oehlert, Christian Richter, Jürgen Scherzer, Horst Stübling, 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Telephon 71 71 81, Telex 04 13 009 • Hannover: Wolfgang Becker: Gerd Kröncke, 3 Hannover, Kurt-Schumacher-Straße 26–28, Telephon 32 69 39, Telex 09 22 320 • Karlsruhe: Rolf Lamprecht, 75 Karlsruhe 1, Amalienstraße 25, Telephon 2 25 14/15, Telex 07 825 471 • Kiel: Dietrich Lachmund, 23 Kiel, Niemannsweg 18, Telephon 5 12 66/67, Telex 02 99 859 • Mainz: Peter Adam, Hans Dieter Degler, 65 Mainz, Rheinstraße 101, Tel. 2 61 61, Telex 04 187 507 • München: Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, 8 München 80, Stuntzstraße 16, Telephon 47 40 38, Telex 05 22 501 • Stuttgart: Eberhard Hungerbühler, Norbert F. Pötzl, 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Telephon 22 15 31/32, Telex 07 22 673

AUSLAND

Athen: Kostas Tsatsaronis, Valaoritou 12, Athen T. T. 134, Telephon 636-577, Telex 215 418 • Beirut: Volkhard Windfuhr, P. O. Box 7793, Beirut, Telephon 32 37 91 • Brüssel: Harald Hotze, 134 Avenue de Cortenberg, 1040 Brüssel, Tel. 7 36 24 49, Telex 25 294 • Hongkong: Dr. Tiziano Terzani, 2 Kennedy Terrace, Hongkong, Tel. 23 20 41 • London: Helmut Sorge, 6 Museum House, Museum Street, London W.C. 1, Tel. 580-5759/5750, Telex 25 278 • Moskau: Norbert Kuchinke, Moskau, Leninskij Prospekt 83, Korp. 5, Kw. 565, Tel. 133 96 61 • Nairobi: Erich Wiedemann, P. O. Box 49 337, Nairobi, Telephon 58 23 80 • Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Telephon 619733 • New York: Valeska von Roques, 1501 Broadway, Room 301 A. New York, N. Y. 100 36, Tel. 221-7583/84, Telex 237 723 • Paris: Wolfgang Gust, 17 Avenue Matignon, Paris 8e, Tel. 256-12-11, Telex 650 086 • Pretoria: Paul M. Schumacher, P. O. Box 26027 Arcadia, Pretoria, Tel. 64 25 52, Telex 3-0119 • Rom: Dr. Bernhard Müller-Hülsebusch, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Telephon 68 90 54, Telex 68 255 • Tel Aviv: Henri Zoller, Spinozastraße 6, Tel Aviv, Tel. 249717, P. O. Box 11288 • Tokio: Wulf Küster, 12-2, 5-chome, Kamiuma, Setagaya-Ku, Tokio 154, Tel. 411-3679, Telex 23 363 • Washington: Heinz Lohfeldt, Cindy Becker, 1019 National Press Building 14th and F Street, N. W. Washington, D. C. 20 045, Tel. 347-5161 und 347-5222, Telex 64 300 • Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, 1190 Wien. Telephon 36 15 92, Telex 75 888

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR

dieser Ausgabe für Panorama, FDP, Bundesbank, Waffenhandel, Schmidt-Gespräch, SPD, Kluncker-Interview, DDR, Manöver: Karlheinz Vater; für Justiz, Gebühren, Fernsehen/Frauen, Polizei, Rauschgift, Verbrechen, Städte, Kneipen: Dr. Wolfgang Malanowski; für Unternehmen, Fertighäuser, Warentest, Schlachthöfe, Trends, EG-Regionalfonds: Dr. Werner Funk; für Konkurse: Dr. Werner Meyer-Larsen; für Titelgeschichte: Jutta Fischbeck; für Weizen, Libyen, Indien, England, Griechenland, Polen, Israel: Dr. Dieter Wild; für USA: Mareike Spiess-Hohnholz; für Serien: Heinz Höhne; für Sport: Walter Gloede; für Arzt-Honorare, Raumfahrt, Architektur, Prisma: Rolf S. Müller; für Szene, Film, TV-Affären, Bücher, Nobelpreis, Popmusik, Fernseh-Vorausschau: Dr. Hellmuth Karasek; für Neue Linke: Dr. Helmut Gumnior; für Nachruf: Georg Wolff; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe: Werner Detsch; für Personalien, Hohlspiegel, Rückspiegel: Susanne Stör; für SPIEGEL-Verlag/Hausmitteilung: Walter Busse (sämtlich 2 Hamburg 11, Brandstwiete 19/ Ost-West-Straße)

DOKUMENTATION

Sigrid Behrend, Jürgen Bergeder, Burghard von Bülow, Dagmar Christiansen, Armin Dirks, Dr. Herbert Enger, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, Ille von Gerstenbergk-Helldorf, German Hausknecht Hartmut Heidler, Hans-Joachim Heinze, Wolfgang Henkel, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Günter Johannes, Ilse Lange-Henckel, Leonore Lohse, Elke Martin, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Michael Morozow, Anneliese Neumann, Claus Nodop, Paul Ostrop, Nora Peters, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Karl-Otto du Roveray, Hedwig Sander, Karl-Heinz Schaper, Hans Schiller, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Werner Siegert, Robert Spiering, Monika Tänzer, Dr. Iris Timpke-Hamel, Ursula Vollmann, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Ernst Wildt, Georg Wöhner, Alfred Wüste

Leitung: Armin Sellheim

NACHRICHTENDIENSTE

dpa, Newsweek, New York Times, AP

SPIEGEL VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Büro des Herausgebers: Walter Busse; verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner; gültige Anzeigen-Preisliste: Nr. 30 a vom 1. Januar 1975; Verlagsgeschäftsstellen: 1 Berlin 30, Kurfürstenstr. 72/74. Tel. (030) 26 95 1, Telex 183 867; 4 Düsseldorf, Immermannstraße 15, Tel. (0211) 35 33 21, Telex 8 582 737; 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Tel. (0611) 71 71 81, Telex 413 009; 8 München 80, Maria-Theresia-Straße 11, Tel. (089) 47 20 35, Telex 524 601; 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11, Tel. (0711) 22 15 31/32, Telex 722 673; Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg und Darmstadt

VERLAGSLEITUNG

Michael Nesselhauf, Helmut Wallbaum, Alfred E. Wissmann

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Rudolf Augstein, Hans Detlev Becker

Qualität hat ihren Namen: SENIOR SERVICE

SENIOR SERVICE

Echter Virginia Tabak garantiert unverfälschten Tabakgenuß.

SENIOR SERVICE

Prädikat: Fine Virginia.



SENIOR SERVICE

SENIOR SERVICE



SENIOR SERVICE

FILTER

SENIOR SERVICE

Mit und ohne Filter 20 Stück DM 2,40

Mit Ost-Berlin einig?

Bei den Verkehrsverhandlungen zwischen Bonn und Ost-Berlin, die am 11. November fortgesetzt werden, bahnt sich eine Einigung an. Die Bundesregierung ist bereit, die jährlich an die DDR gezahlte Pauschale für die Benutzung der Transitwege zwischen West-Berlin und dem Bundesgebiet von gegenwärtig 235 Millionen auf 400 Millionen Mark zu erhöhen. Ferner will Bonn zwei Drittel der Kosten für den sechsspurigen Ausbau des Berliner Autobahnrings und die Erneuerung der Autobahn Berlin—Helmstedt übernehmen. Über die Höhe des Finanzbedarfs für beide Projekte — die Schätzungen bewegen sich um 500 bis 700 Millionen Mark — sind sich die Unterhändler noch nicht einig. Zugleich soll sich die DDR verpflichten, zusätzliche Grenzübergänge im Norden West-Berlins (Heiligensee) mit Anschluß an die Autobahn Berlin—Rostock und die Fernstraße nach Hamburg sowie im Süden (Lichtenrade) einzurichten und für den Transitverkehr zu öffnen. Schließlich wünscht die Bundesregierung die Wiederöffnung des Grenzübergangs Staaken für den Eisenbahn-Personenverkehr nach Hamburg, die Einbeziehung der Bahnhöfe Charlottenburg und Wannsee in den Personenverkehr mit der Bundesrepublik und eine Verkürzung der Fahrzeiten durch technische Maßnahmen wie etwa den Fortfall überflüssigen Lokomotiv-Wechsels an den Grenzbahnhöfen.

Ärger im Kanzleramt

Im Bonner Kanzleramt wird geprüft, ob gegen den Vorsitzenden des hauseigenen Personalrats, Klaus Seemann, ein Disziplinarverfahren eingeleitet werden soll. Der Ministerialrat, eingeschriebenes CDU-Mitglied, attakkiert in seinem vergangene Woche erschienenen Buch „Entzaubertes Kanzleramt" die sozialdemokratische Amtsführung der Regierungszentrale; freimütig plaudert der Christdemokrat in seinem Werk auch über Interna seiner Dienststelle. Regierungssprecher Klaus Bölling über den Beamten: „Wenn sich so was ein Sozialdemokrat unter einem CDU-Kanzler geleistet hätte, wäre der schon längst weg."

Rall-Folgen

Die Spitzengenerale der Bundeswehr müssen ihre Anträge auf Dienst- und Urlaubsreisen in Nicht-Nato-Staaten künftig dem Bundesverteidigungsminister persönlich vorlegen. Mit dieser internen Weisung hat Georg Leber eine erste Schlußfolgerung aus der umstrittenen Südafrika-Reise des inzwischen in den Ruhestand geschickten Fliegergenerals Günther Rall gezogen. Auch Generalinspekteur Armin Zimmermann nahm am Montag letzter Woche vor Beginn der Kommandeurstagung in Wiesbaden seine Untergebenen noch einmal ins Gebet. Unter deutlicher Anspielung auf die Rall-Affäre forderte Zimmermann: „Wenn wir die Lage beurteilen, sollten wir — wenigstens von einem bestimmten Dienstgrad an — nicht nur die militärischen, sondern auch die politischen Faktoren berücksichtigen."

Linke Christen

Italienische Links-Katholiken versuchen, die in Rom regierende, seit den letzten Regionalwahlen schwer angeschlagene Democrazia Cristiana (DC) auf Reformkurs zu zwingen. Zahlreiche Gewerkschafter haben die DC zur Zusammenarbeit mit den Sozialisten und zum „fruchtbaren Dialog" mit den zur Macht drängenden Kommunisten aufgefordert. Außerdem soll die Partei von überwuchernden Gruppeninteressen „gereinigt" werden. Bleibt die Neuorientierung aus, drohen die Rebellen bereits mit der Gründung einer neuen Christenpartei. Einer progressiven katholischen Partei werden bei den Wählern gute Chancen eingeräumt — auf Kosten der DC.

Die Opfer kehren wieder

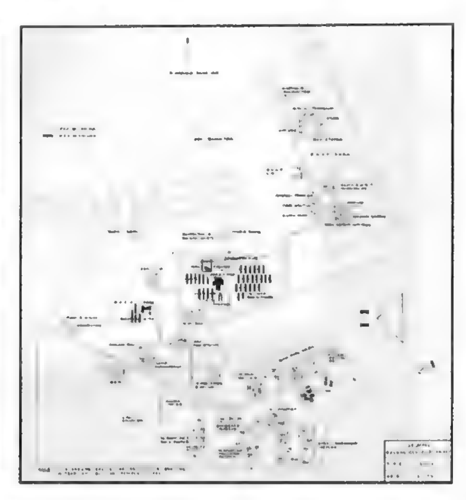
Die linksradikale „Shanghai-Mafia" (Chef: Maos Ehefrau Tschiang Tsching) in der chinesischen Führungsspitze verliert weiter an Einfluß in ihrer Hochburg, dem Kultur- und Propaganda-Apparat: Die Opfer der Kultur-Revolution von 1966 kehren zurück. Zum chinesischen Nationalfeiertag am 1. Oktober wurden maßgebliche frühere Kultur-Funktionäre aus dem zweiten Glied rehabilitiert — so sind jetzt alle sieben Vize-Kulturminister von einst wieder da, zudem der Vize-Vorsitzende der Kommission für kulturelle Auslandsbeziehungen, zwei stellvertretende Direktoren der Partei-Propaganda-Abteilung, zwei führende Polit-Kommissare der Armee, zuständig für Kultur und Propaganda. Sogar der vorkulturrevolutionäre Propagandaleiter von Shanghai ist wieder aktiv.

Geheimprojekt „Türschwelle"

Südafrika spielt gegenüber den Schwarzen offenbar mit gezinkten Karten: Offiziell hat Premier Balthazar Johannes Vorster vor Neger-Politikern wiederholt seine Bereitschaft erklärt, die ehemalige deutsche Kolonie Südwestafrika (Namibia), die 1920 durch einen Mandatsvertrag des Völkerbundes unter die Verwaltung Pretorias kam, in die Unabhängigkeit zu entlassen. Gleichzeitig jedoch baut das Apartheid-Regime mit Hochdruck an einer neuen Militärbasis in Namibia.

Das Geheimprojekt „Drumpel" (Türschwelle), ein Stützpunkt für Armee und Luftwaffe bei Grootfontein unweit der Grenze zu Angola, soll im Februar 1976 fertig sein. Errichtet sind bis jetzt unter anderem eine Flugzeughalle, Lagerräume, das Abteilungshauptquartier für die Luftwaffe und der Transportkomplex für das 16. Versorgungskommando.





Militärbasis „Drumpel" in Namibia, Bauplan

Mehrzweck-Kirche

Sowjetische Architekten erhielten einen ungewöhnlichen Staatsauftrag: Erstmals seit der Oktoberrevolution von 1917 wird in der Sowjet-Union eine neue Kirche gebaut. Das Gotteshaus soll während der Olympischen Spiele 1980 in Moskau den Sportlern aller Konfessionen und Religionen zur Verfügung stehen. Russische Christen indes können sich auf spätere Nutzung des sakralen Bauwerks kaum Hoffnung machen: Die Architekten wurden angewiesen, die Kirche so zu planen, daß sie nach den Spielen ohne Schwierigkeiten in einen staatlichen „Hochzeitspalast“ verwandelt werden kann.

Zitat

„Es ist, als ob beim Schach eine Gruppe von Kibitzen dauernd Züge für einen macht. Sie mögen bessere Schachspieler sein als du selbst, aber sie können unmöglich ein zusammenhängendes Spiel entwickeln“ (Henry Kissinger über die wachsende Neigung des US-Kongresses, sich in die Außenpolitik einzumischen).

Im Bau befinden sich Unterkünfte für Offiziere und Soldaten, Benzinlager, Feuerlöschstationen, ein Kino, Sportanlagen und Kücheneinrichtungen für weiße und farbige Militärangehörige. Vorgesehen sind ferner Sende- und Empfangseinrichtungen für Armee und Luftwaffe, ein Eisenbahnanschluß und Unterbringungsmöglichkeiten für durchziehende Einheiten. Insgesamt wird die Basis 152 Gebäude sowie Unterstellplätze für mobile Waffen und anderes Kriegsgerät umfassen.

Die Regierung Vorster gerät mit Drumpel jedoch nicht nur in innere, sondern auch in weitere internationale Schwierigkeiten. Denn das Projekt verstößt eindeutig gegen den zwar von der Uno gekündigten, nach südafrikanischer Auffassung jedoch nach wie vor gültigen Mandatsvertrag von 1920. Das Abkommen schreibt ausdrücklich vor, daß in Südwest „keine militärischen oder Marine-Stützpunkte eingerichtet oder Befestigungen ... gebaut werden“ dürfen.

Für Pretoria hat Drumpel doppelte strategische Bedeutung: Von Grootfontein aus ist nicht nur die Grenze zum unruhigen Angola leicht zu sichern, der Ort ist auch die letzte weiße Bastion vor den Reservaten der Okavangos, Caprivis, Buschmänner und Hereros. Auch die Ovambos sind von hier aus gut zu kontrollieren.

¡Y qué tabaco tan bueno!
(Was für ein ausgezeichneter Tabak!)

Braniff aus Mexico: Cigarren und Cigarillos.

Drei Spezialitäten aus mexikanischem Tabak. Mit vollmundigem Aroma und echt würzigem Geschmack. Nach einem alten Rezept hergestellt aus erlesenen Blättern mexikanischen Tabaks.








DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

DEUTSCHLAND

FDP: „Friderichs der Große“

Auf dem Mainzer Parteitag der Freidemokraten will der Partei-Theoretiker Werner Maihofer die Reformbereitschaft der Liberalen wieder deutlicher machen. Wirtschaftsminister Hans Friderichs, der sich zum Widerpart des Kanzlers stilisiert, muß sich wegen seiner unternehmerfreundlichen Alleingänge auf Kritik gefaßt machen.

Helmut Schmidt will sich nicht länger bieten lassen, daß einer aus seiner 16köpfigen Kabinettsschar ständig aus der Reihe tanzt — im Palais Schaumburg und draußen vor der Tür.

Als der freidemokratische Wirtschaftsminister Hans Friderichs am vorletzten Donnerstag bei einem Gespräch mit Bundesbankern wieder einmal gegen den Kanzler und Finanzminister Hans Apel Front machte, erinnerte Schmidt an das Schicksal des einstigen Superministers Karl Schiller, heute Abteilungsleiter im Springer-Verlag. Schiller, so giftete Schmidt, habe wenigstens Sachverstand gehabt.

Mit wachsendem Unbehagen registrieren nicht nur der Kanzler, sondern auch Freidemokraten, daß sich Friderichs immer weniger um den Koalitionsfrieden schert. Mal prescht er mit eigenen Sparvorschlägen für den Bundeshaushalt vor, mal tritt er mit der Forderung nach Steuergeschenken für die Industrie aus dem Glied.

Seine selbstgewählte Starrolle unterstreicht er durch arrogantes Auftreten: Zu Kabinettsitzungen erscheint er oft zu spät, früher als die anderen geht er wieder, ohne Gruß und ohne sich beim Hausherrn zu entschuldigen.

Gern nimmt der smarte Bonner Chefökonom jede Gelegenheit wahr, sich als stärkster Widerpart des Kanzlers darzustellen und damit auch gleich noch seinen Parteivorsitzenden und Vizekanzler Hans-Dietrich Genscher an die Wand zu spielen. Im Kabinett legt es „Friderichs der Große“ (Partei-Spitzname) darauf an, Helmut Schmidt, der sich doch selbst für den Größten hält, vor versammelter und zumeist schweigsamer Mannschaft mit

Koalitionspartner Friderichs, Schmidt: Erinnerungen an Karl Schiller

vorlauter Kritik herabzusetzen. Ein Ohrenzeuge: „Aufdringlich frech."

Belustigt witzelt Friderichs über Schmidts hohe Selbsteinschätzung: „Bei der CDU macht Biedenkopf den Donner und Kohl die kleinen Blitze, bei der SPD macht Schmidt alles — nur etwas besser." Wenn er, Friderichs, Kanzler wäre, so räsonierte er, würde er seinen Ressortchefs gegenüber nicht ständig den Besserwisser spielen. Ohnehin hole sich der Kanzler ständig Rat bei seinem Wirtschaftsminister. Selbst tief in der Nacht, „wenn man lieber unter sich sein will", so brüstete sich Friderichs letzte Woche, könne der Chef nicht auf den Sachverstand des Freidemokraten verzichten — wie etwa jüngst vor der Haushaltsdebatte, als Schmidt ihn aus dem Bett geklingelt habe.

Der Friderichs-Stil macht zunehmend auch den Parteifreunden zu schaffen. Seit Wochen geht ihnen der stellvertretende Parteivorsitzende auf die Nerven, weil er bei internen Beratungen stets den Eindruck erweckt, nur er wisse, wo es langgeht. Und vor allem die Linksliberalen aus den Landesverbänden Berlin, Hamburg und Schleswig-Holstein werfen dem Wirtschaftsminister vor, er lege die FDP ohne ausdrückliche Legitimation durch die Partei auf einen allzu unternehmerfreundlichen Kurs fest. Seit Wochen häufte er auf diese Weise Zündstoff für den Parteitag an, der am Montag dieser Woche in Mainz beginnt.

Parade-Beispiel für die Friderichs-Methode, durch die Politik seines Hauses die Richtlinien der FDP zu bestimmen, ist seine Kampagne für Steuergeschenke an Unternehmer. Gleich zu Beginn der Bonner Spardebatte machte er die Liberalen im Bundesvorstand mit seiner Philosophie bekannt, daß mit Steuererleichterungen um das Vertrauen der Wirtschaft geworben werden müsse.

Mit dieser Politik hat der einstige Staatssekretär im CDU-Kabinett des rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten und heutigen Kanzler-Kandidaten Helmut Kohl die Freidemokraten in die Nähe der Christenunion manövriert, die sich just in der letzten Woche das Friderichs-Programm für Steuergeschenke bis in die Details und Begründungen zu eigen gemacht hat.

Stark fühlt sich Friderichs, weil er darauf spekuliert, der Vorsitzende Genscher und die Partei könnten es sich nicht leisten, eine Wähler-Attraktion wie ihn in parteiinternen Auseinandersetzungen zu demontieren. Er profitiert von dem erklärten Willen der Liberalen, dem Publikum — anders als die intern zerstrittenen Konkurrenten SPD und CDU/CSU — ein Bild der Geschlossenheit vorzuführen.

Die Rechnung scheint aufzugehen. Genscher blieb nach den Solonummern seines Vize nichts anderes übrig, als sich anzuhängen. Auch er macht sich für Steuergeschenke stark, und am vorletzten Wochenende übernahm er zudem die von Friderichs ausgegebene Sprachregelung gegen die in der SPD diskutierte Investitionslenkung und sorgte sich in einem Rundfunk-Interview sogar um den Bestand der Koalition.

Auch die parteiinternen Kritiker, denen die Richtung des Wirtschaftsministers nicht paßt, haben Skrupel, gegen ihn anzugehen. Aus Sorge um die Geschlossenheit der Partei verhielt sich Innenminister Werner Maihofer, Exponent des reformorientierten Parteiflügels, bislang still: Für ihn „gibt es schlechthin nichts, was unserer Partei gegenwärtig schädlicher wäre als Flügelbildungen".

Noch vor einem Jahr, nach seiner Niederlage gegen Friderichs bei der Wahl des stellvertretenden Parteivorsitzenden, hatte er düster prophezeit, nun zerfalle die Partei in zwei Hälften. Heute betrachten die Rechten den einstigen Chef-Ideologen bereits als einen der ihren. „Früher warst du ein Linkswichser", so der einstige FDP-Innenminister von Nordrhein-Westfalen und jetzige Sportbund-Präsident Willi Weyer, „und heute bist du ein vernünftiger Mensch."

Doch kurz vor dem Mainzer Konvent unterlief den bisher so erfolgreichen Pragmatikern des Friderichs-Flügels ein taktischer Fehler. Mit einem Parteitags-Antrag, in dem jede Art von Investitionslenkung apodiktisch zu einer „erheblichen Gefahr für die Wirtschaft unseres Landes" erklärt wird, trieben die nordrhein-westfälischen Freidemokraten um Horst-Ludwig Riemer und Otto Graf Lambsdorff die bislang schweigende Minderheit zum Widerstand.

Per Rundruf sammelte die Hamburger FDP-Chefin und Bundestagsabgeordnete Helga Schuchardt die nötigen 27 Unterschriften für einen Gegenantrag, in dem die Notwendigkeit einer „eigenen, konstruktiven Antwort" zum Thema Investitionslenkung betont wird. Kernsatz: „Für die FDP ... reicht es nicht aus, zu solchen Lösungsvorschlägen außer nein nichts zu sagen."

Mit Genscher und Maihofer beratschlagten die Friderichs-Kritiker, wie der FDP-Solist stärker ins Partei-Ensemble eingefügt werden könnte. Das Ergebnis: Friderichs soll auf dem Mainzer Parteitag auf die Grundsätze einer liberalen Wirtschaftspolitik verpflichtet werden, die eine Kommission unter Vorsitz von Friderichs-Gegner Maihofer gegenwärtig ausarbeitet.



Freidemokraten Maihofer, Genscher: „Nichts schädlicher als Flügelbildungen"

Auch Hans-Dietrich Genscher hat mittlerweile erkannt, daß er sich nicht länger als bloßer Verkünder der Friderichs-Ideologie betätigen darf. Er will in Mainz die Investitionslenkungs-Debatte mit einem reformerisch ausdeutbaren Satz bereichern: Liberale Politik, so steht es im Redeentwurf, dürfe sich nicht auf die Verwaltung des Ist-Zustandes beschränken. Und FDP-Denker Maihofer, bislang damit beschäftigt, im Bonner Innenressort das Regieren zu lernen, steigt wieder voll in die Programmdebatte ein — mit neuen historischen Erkenntnissen.

Dem Schicksal der italienischen Liberalen entlehnt der Professor den Lehrsatz, daß die FDP nur als Partei mit gesellschaftspolitischem Reformprofil eine Zukunft habe. Maihofer: „Die italienischen Liberalen haben sich als Wirtschaftspartei verstanden und sind aus der politischen Landschaft nahezu verschwunden."

Der Freund fehlte

Monatelang kaufte die Bundesbank den Banken und Sparern für insgesamt 7,6 Milliarden Mark Staatsanleihen ab. Jetzt stellte sie den Ankauf ein und gefährdet damit den Wirtschaftsaufschwung.

Zum Abendessen im Kanzler-Bungalow waren die fünf Herren aus Frankfurt ohne ihren Präsidenten gekommen. Karl Klasen, Chef der Deutschen Bundesbank, hatte seine Direktoriumskollegen am vorletzten Donnerstag allein zum Treffen mit seinem Duzfreund Helmut Schmidt fahren lassen, weil er wegen einer ernsthaften Erkrankung in die Kurklinik mußte.

„Das Fehlen von Karl Klasen", so klagte ein Apel-Berater nach der Besprechung, an der außer Wirtschaftsminister Hans Friderichs und Finanzminister Hans Apel nur noch drei Staatssekretäre teilgenommen hatten, „spürt man doch sehr." Ungebremst durch den Kanzler-Freund, der sonst seine Zentralbanker auf Kompromisse mit Bonn einzuschwören pflegte, trugen die Wortführer der Frankfurter Gäste, Bundesbank-Vizepräsident Otmar Emminger, der für Kapitalmarkt zuständige Direktor Heinrich Irmler und Helmut Schlesinger, der Chef-Volkswirt unter den Währungshütern (ein Teilnehmer: „Alles sehr beredte Herren"), ihre konjunkturpolitischen An- und Absichten vor.

Das Fazit der Abendunterhaltung beschrieb ein Bonner Experte so: „Die Bundesbank ist die Institution, die bestimmt, was hier wirtschaftspolitisch gemacht wird."

Am vergangenen Donnerstag, eine Woche nach der Unterredung mit dem Kanzler, machten die Bundesbank-Direktoren, was sie dem Kanzler zuvor angekündigt hatten: Sie stoppten die sogenannte Offenmarktpolitik mit öffentlichen Anleihen. Seit Monaten hatten die Währungshüter jene langfristigen Bundes-, Bahn- und Postanleihen aufgekauft, von denen sich die Ersterwerber, meist Bankiers, aber auch einige Privatkunden aus panischer Angst vor Kursverlusten trennen wollten.

Vor allem die Bankiers bestärkten sich ständig gegenseitig in der Furcht, daß die Staatsdefizite im nächsten und übernächsten Jahr (1976 voraussichtlich: 78,5 Milliarden) die Inflationsrate, die derzeit auf sechs Prozent gesunken ist, wieder steigern und damit auch die Kapitalmarktzinsen nach oben drücken könnten. Dann aber würden die niedriger verzinslichen Anleihen nicht mehr so gefragt sein und deshalb an Kurswert einbüßen.

Mit den amtlichen Wertpapierkäufen für insgesamt 7,6 Milliarden Mark, die Bundesbank-Präsident Klasen einmal „versehentlich in einer Pressekonferenz angekündigt hatte" (ein Bonner Geldspezialist) und deshalb auch durchhalten ließ, wollten die Frankfurter Geldpolitiker an sich nur diese Zins-Spekulanten besänftigen und gleichzeitig die Finanzierung der öffentlichen Defizite erleichtern. In den vergangenen Wochen freilich entdeckten die Zentral-Bankiers, daß die Kaufaktion gesetzeswidrig sei. „Wir dürfen", so behauptet Bundesbankdirektor Helmut Schlesinger, „nur zur Regulierung des Geldmarktes, nicht aber zur Finanzierung des Staatshaushalts Offenmarktpolitik betreiben."

„Diese Interpretation des Bundesbankgesetzes", erregte sich der wirtschaftspolitische Sprecher der SPD-Fraktion, Herbert Ehrenberg, „ist töricht." Und er warnte: „Wenn die Bundesbank auf dieser Auslegung beharrt, muß man das Gesetz präzisieren."

Bis dahin jedoch könnten die Bundesbankiers, so fürchtet etwa der Generalbevollmächtigte der Dresdner Bank, Kurt Richebächer, längst den jetzt möglich erscheinenden Konjunkturaufschwung abgewürgt haben. Denn da die Bundesbank die Stützungskäufe für Staatspapiere stoppte, sinken die Kurse, und entsprechend steigen die Zinsen; damit aber bleibt eine der Ursachen für die Investitionsunlust bestehen.

Ohnedies konnten die Bundesbanker bisher das Ziel, das sie sich selber setzten — eine Ausweitung der Zentralbankgeldmenge, die das gesamtwirtschaftliche Kaufvolumen begrenzt, um acht Prozent in diesem Jahr —, nur ganz knapp erreichen. In den Monaten von April bis August stieg die Zentralbankgeldmenge sogar nur mit einer Jahresrate von vier bis fünf Prozent. Künftig könnte die Geldvermehrung, die für den Aufschwung dringend nötig ist, noch kleiner ausfallen, wenn Frankfurt keine Staatspapiere mehr aufkauft.

Wenn die Währungshüter auf Offenmarktkäufe fast verzichten, können sie nur noch auf ganz althergebrachte Art versuchen, Geld unter die Leute zu bringen: etwa durch hohe sogenannte Rediskont-Kontingente, die festlegen, wieviel Handelswechsel ein Bankier unter Abzug eines Abschlages (Diskont) bei der Frankfurter Zentrale zu Geld machen kann. Doch das Geldangebot wird nur genutzt, so weiß Karl-Heinz Ketterer, der Geldspezialist des Münchner Ifo-Instituts, „wenn der Aufschwung schon in vollem Gang ist".

Und auch jene Gelder, die dadurch frei werden, daß die Notenbank die sogenannten Mindestreserven (jene Bankeinlagen, die Geldverleiher zinslos bei der Bundesbank einfrieren müssen) senkt, kommen nicht automatisch der Wirtschaft in Form verbilligter Kredite zugute. „Damit wird meist erst einmal", so Richebächer, „der Gewinn der Banken aufgestockt." Nur die Wertpapierkäufe, die von den Zentralbankiers jetzt abrupt eingeschränkt wurden, gelten überall in der Welt als sicheres Mittel, Geld in die Wirtschaft zu lenken und damit den Aufschwung anzuregen.

Denn jene Sparer und Bankiers, denen die Notenbank Wertpapiere ab-



Sitzung des Zentralbankrats: „Es ist unheimlich dilettantisch, auf diesen Mechanismus zu verzichten"



kauft, werden normalerweise das Bargeld, das sie dafür bekommen, nicht horten, sondern damit relativ schnell andere Vermögenswerte oder Konsumgüter kaufen. „Es ist unheimlich dilettantisch", so urteilt Richebächer, „auf diesen Mechanismus zu verzichten."

Die unmittelbaren Folgen des Verzichts beschreibt Ifo-Experte Ketterer: „Die Leute mit den Zinserhöhungs-Erwartungen fühlen sich erst einmal bestätigt, damit wird auch das psychologische Klima bei der Konjunktur wieder schlechter."

Die Runde im Kanzleramt, mit der die Zentralbankiers ihre gefährliche Aktion besprochen hatten, gab den Währungshütern zu bedenken, sie sollten wenigstens zugleich den Diskontsatz, den amtlichen Leitzins für Handelswechsel, senken. Die Frankfurter lehnten die Bitte rundweg ab. Die Aufschwungkräfte in der Wirtschaft, so behaupteten sie, seien schon so stark, daß eine Senkung des Abschlages, den Bankiers hinnehmen müssen, wenn sie Handelswechsel bei der Bundesbank eintauschen, inflatorisch wirken könnte.

„Dabei ist dieser Aufschwung", so resigniert ein Kanzler-Berater, „nicht viel mehr als eine Hoffnung." Selbst die Hoffnung kann bald zerrinnen: „Falls diese Geldpolitik fortgesetzt wird", behauptet Kurt Richebächer, „können wir uns noch gratulieren, wenn wir im nächsten Jahr eine Stagnation bekommen."

WAFFENHANDEL

Post für Pullach

Wegen illegaler Waffengeschäfte in den sechziger Jahren muß der Bonner Kaufmann Mertins jetzt vor Gericht. Doch die eigentlich Verantwortlichen saßen damals woanders: beim BND und im Kanzleramt.

Wenige Tage nach seiner Einstellung als Geschäftsführer der Bonner Kriegswaffenhandlung Merex AG erhielt Kaufmann Günther Laurisch in seiner Wohnung unerwarteten Besuch: Zwei Herren — sie stellten sich unter den Namen „Köster" und „Schwabach" als Mitarbeiter einer „Bundesdienststelle" vor — forderten den zunächst Verständnislosen auf, von nun an über seine Tätigkeit gegenüber jedermann zu schweigen.

Warum er schweigen sollte, begann dem Merex-Mann schon bald danach zu dämmern, denn bei den Geschäften, die er fortan zu betreiben hatte, ging es nicht immer so ganz nach dem Buchstaben des Gesetzes zu. Und nun, neun Jahre nach jenem amtlichen Besuch, am 20. November 1975, muß er sich samt seinem Chef Gerhard Georg Mertins und zwei weiteren Mitarbeitern der Merex vor Gericht verantworten. Anklage: Merex habe Flugzeuge, Geschütze, Maschinengewehre, Panzerfäuste und Minen aus Bundeswehrbeständen in Spannungsgebiete verkauft und so Kriegswaffenkontroll- und Außenwirtschafts-Gesetz verletzt.

Die zwei Bundesbediensteten aber, die diese Geschäfte eingefädelt und die beteiligten Merex-Mitarbeiter zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet hatten, werden, wenn überhaupt, nur als Zeugen gehört werden. Sie hießen in Wirklichkeit Hauschildt und Schneider und waren Agenten des Bundesnachrichtendienstes (BND).

Hauschildt und Schneider, dazu ihre Geheimdienst-Kollegen Hotter und Schennemann handelten, wie informierte Beamte berichten, nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern „auftragsgemäß und im Rahmen der Weisungen des BND", der damals von Ex-General Reinhard Gehlen geführt wurde. Amtshilfe leisteten, wie die Ermittler entdeckten, das Auswärtige Amt, das Verteidigungsministerium und das Wirtschaftsministerium, das Kanzleramt wurde jeweils schriftlich unterrichtet.



BND-Chef Gehlen
Schweigen gegenüber jedermann

Die Zusammenarbeit ging so weit, daß die Merex-Sekretärinnen in den Jahren 1965 bis 1967 zweimal wöchentlich die Geschäftspost der Firma photokopieren und an den BND schikken mußten. Die engen Bindungen zum Pullacher Nachrichtendienst führten schließlich sogar dazu, daß Schneider alias Schwabach eine Sekretärin des Firmenchefs Mertins heiratete.

Wo auch immer die Merex ihre illegalen Waffengeschäfte abwickelte, ob in Saudi-Arabien, Indien oder Pakistan — der BND war immer dabei: Er knüpfte nicht nur Verbindungen zur Deutschen Bank in Köln, zum Gerling-Konzern in Bonn und zu der Speditionsfirma Schenker & Co. in Düsseldorf, um Finanzierung, Versicherung und Transport der Waffen sicherzustellen. BND-Mitarbeiter beschafften auch Papiere, vermittelten Gesprächspartner sowie Helfer im Ausland und informierten Referenten und Staatssekretäre in den Bonner Ministerien.

Der BND fand, davon sind unterrichtete Amtsstellen überzeugt, auch Mittel und Wege, Lecks in der Geheimhaltung solch ungesetzlicher Praktiken abzudichten. Als beispielsweise 1966 das Verteidigungsministerium gegen einen Referenten ermitteln ließ, der im Verdacht stand, von Waffenhändlern bestochen zu sein, sorgten die Pullacher dafür, daß die Untersuchungen nicht publik wurden. Und als 1967/68 nicht eingeweihte Beamte des Wirtschaftsministeriums gegen die Merex AG vorgehen wollten, weil die Firma bei Flugzeuglieferungen nach Indien die Ausfuhrbestimmungen umgangen hatte, intervenierten die BND-Leute erneut. Sie sorgten dafür, daß die Mertins-Firma nicht weiter behelligt wurde. Die Ermittlungen endeten mit einem schlichten Bußgeld-Verfahren.

1969 schließlich verschafften sich BND-Mitarbeiter sogar Einblick in ein Steuerstrafverfahren gegen die Merex AG. In einem Bericht an den Chef des Bundeskanzleramtes vom August 1969 gab die Gehlen-Zentrale unumwunden zu, daß der BND damals versucht habe, bei der Bonner Steuerfahndung „die Einstellung der Ermittlungen gegen die Merex AG" zu erreichen.

Trotz dieser Verwicklung in illegale Waffengeschäfte hat die Staatsanwaltschaft bisher nicht entschieden, ob nach dem Strafverfahren gegen Mertins, Laurisch und ihre Mitarbeiter auch gegen die Agenten des BND und die über Einzelheiten informierten Referenten und Staatssekretäre der Regierung des Ex-Kanzlers Ludwig Erhard ermittelt werden soll.

Der SPD-Abgeordnete Norbert Gansel, der in der vergangenen Woche von der Bundesregierung wissen wollte, ob sie bereit sei, für die ehemaligen Staatssekretäre Karl Carstens, Karl Gumbel, Rolf Lahr, Ludger Westrick und Fritz Neef Aussagegenehmigung zu erteilen und damit der Staatsanwaltschaft die Ermittlungen wegen des „Verdachts einer strafbaren Teilnahme an illegalen Waffengeschäften" zu ermöglichen, bekam von Kanzleramtschef Manfred Schüler hinhaltende Antwort. Schüler: Die Bundesregierung werde darüber „erst entscheiden, wenn eine Staatsanwaltschaft in einem konkreten Verfahren darum nachsucht und die Beweisthemen nennt".

SPIEGEL Gespräch

„Ich habe mein Leben lang ungern gepfuscht"

Bundeskanzler Helmut Schmidt über seinen Regierungsstil, den SPD-Parteitag und die Konjunktur

SPIEGEL: Herr Bundeskanzler, Ihnen steht ein schwieriger SPD-Parteitag, ein Winter mit Konjunktursorgen und Arbeitslosigkeit und ein Wahlkampf bevor, der sich gewaschen haben wird. Fühlen Sie sich fit für diesen Hürdenlauf über die lange Distanz?

SCHMIDT: Die Antwort lautet: Ja. Und ich füge hinzu, der Parteitag wird nicht so schwierig werden, wie Sie glauben, sondern er wird die Sozialdemokratische Partei in einem hohen Maße von Geschlossenheit zeigen. Der Winter wird konjunkturell auch nicht so schwierig, wie Sie denken, wenngleich sicherlich nicht leicht. Sehr schwierig wird das Jahr 1976 innenpolitisch, einschließlich des Wahlkampfs, weil entscheidende Kräfte der CDU/CSU im Bundesrat das ganze Jahr permanent Wahlkampf machen werden.

SPIEGEL: Die Boulevardpresse hat sich dieser Tage um Ihre Gesundheit gesorgt und Ihnen „nervöse Erschöpfung" attestiert. Sind Sie gesund?

SCHMIDT: Ja.

SPIEGEL: Anders als Ihr Vorgänger Willy Brandt haben Sie alle Regierungsarbeit und alle Entscheidungen an sich herangezogen. Kann ein einziger Mann diese Do-it-yourself-Methode auf Dauer durchhalten?

SCHMIDT: Das ist eine falsch gestellte Frage, weil sie Voraussetzungen enthält, die nicht zutreffen.

SPIEGEL: Was trifft nicht zu?

SCHMIDT: Daß ich alle Entscheidungen an mich gezogen hätte.

SPIEGEL: Halten Sie denn 14 bis 16 Stunden Arbeit pro Tag für ein Merkmal rationell geordneter Tätigkeit?

SCHMIDT: Nein, ich halte das manchmal selbst für zuviel.

SPIEGEL: Muß das sein?

SCHMIDT: Es ist in einer Reihe öffentlicher Ämter ziemlich unvermeidlich, daß man in den ersten fünf Tagen der Woche unter 14 Stunden nicht auskommt.

SPIEGEL: Ist das ein Konstruktionsfehler?

SCHMIDT: Ja, da stecken mehrere Konstruktionsfehler drin. Der erste liegt darin, daß Jet-Flugzeuge, die auch blindfliegen können, Telephongespräche, die ohne Voranmeldung innerhalb von wenigen Minuten über den Atlantik oder nach Tokio hergestellt werden können, und die ständige Präsenz von



Schmidt beim SPIEGEL-Gespräch*: „Mußt du das oder jenes so genau prüfen?"

Fernsehkameras die Politiker heutzutage praktisch zu einer Ubiquität zwingen, das heißt: allenthalben öffentlich präsent sein zu müssen. Das wird von ihnen erwartet und verlangt. Das trifft unter den Regierungschefs insbesondere solche, bei denen de jure und de facto, oder jedenfalls de facto, die Gesamtverantwortung in einer einzigen Person zusammenläuft, wie das zum Beispiel nach dem deutschen Grundgesetz und nach der englischen Prime-Minister-Verfassung der Fall ist.

SPIEGEL: Einer der Konstruktionsfehler liegt wohl in der Person von Helmut Schmidt selbst. Er hat sich ein Kabinett zusammengezimmert, das möglicherweise fleißiger und solider ist als die Vorgängerkabinette, dafür aber farb- und ideenlos, was dann den Kanzler von Mal zu Mal zwingt, alles selbst voranzutreiben und alle Entscheidungen an sich zu ziehen.

SCHMIDT: Das sind drei verschiedene Behauptungen, von denen nur die erste einen erheblichen Gehalt von Wahrheit hat.

SPIEGEL: Sie meinen fleißig und solide.

SCHMIDT: Nein. Ich meine die allererste Behauptung, daß bei mir selbst ein Fehler vorliegt, ich würde nicht sagen Konstruktionsfehler. Aber sicherlich müßte ich, wenn ich mir einen Spiegel vorhielte, mich häufiger fragen: Mußt du das oder jenes, an dessen Entscheidung du mitwirkst, eigentlich vorher so genau prüfen, wie du es tust? Ihre zweite Bemerkung, daß das Kabinett zu farblos sei, ist Ihr subjektives Werturteil. Daß einzelne Kabinettsmitglieder keine Ideen lieferten, ist falsch. Und die letzte Bemerkung, daß infolgedessen alle Ideen von mir geliefert werden müßten, ist ganz falsch. Aber wenn ich schon eingeräumt habe, daß Sie in Punkt eins möglicherweise recht haben, dann muß ich etwas hinzufügen: Ich habe mein Leben lang ungern gepfuscht und habe mich eher von gewissen Entscheidungen absentiert und gesagt: das ist nicht meine Verantwortung, als daß ich eine Entscheidung mitgetragen hätte, deren Tragweite ich nicht voll übersehen hätte. Von der gegenwärtigen Position her kann man sich aber nicht von einer Entscheidung, die das Kabinett trifft, innerlich absentieren und sagen: Das betrifft mich nicht.

SPIEGEL: Es ist nicht auszuschließen, daß Sie sich Arbeit aufbürden, weil Sie glauben, daß diejenigen, an die man die Arbeit delegieren könnte, sie nicht richtig ausführen?

* Im Kanzleramt mit SPIEGEL-Redakteuren Wolfgang Kaden, Klaus Wirtgen und Erich Böhme.

SCHMIDT: Nein, es ist keinesfalls ein Mangel an Delegation.

SPIEGEL: Der erste Kanzler der Bundesrepublik war 14 Jahre im Amt. Die Nachfolger haben es auf zwischen drei und fünf Jahre gebracht. War Adenauer um soviel besser?

SCHMIDT: Adenauers Aufgaben waren schwierig. Aber den Zwang zur Ubiquität, den gab es noch nicht. Es gab diese Fliegerei nicht, es gab keine Hubschrauber, es gab kein Fernsehen, es gab keine Telephongespräche in fremde Hauptstädte. Nicht einmal der Wahlkampf konnte von ihm Ubiquität, das heißt Allgegenwart verlangen.

SPIEGEL: Wer macht Ihnen heute die größeren Schwierigkeiten: der Koalitionspartner FDP, der sich mit zunehmender Wahlkampfnähe mehr und mehr als Unternehmerpartei profilieren will, oder die eigene Partei, die kurz vor Mannheim zerrissener denn je erscheint?

SCHMIDT: Ich glaube nicht, daß sie wirklich zerrissener als je erscheint. Aber natürlich kostet die eigene Partei eine ganze Menge Kraftaufwand, selbst wenn alles zu 99 Prozent gut liefe. Auch ein Koalitionspartner kostet Kraft. Kein Kabinett der Welt kommt ohne erhebliche sachliche Auseinandersetzungen aus, wobei immer auch persönliche Motivationen eingemischt sind. Das ist normal. Das dürfte nicht mal bei der Redaktionskonferenz des SPIEGEL anders sein. Selbst ein Kabinett nur aus Sozialdemokraten kostet Kraft. Und wenn ein Kabinett nicht reinrassig zusammengesetzt ist, dann ist es noch ein bißchen schwieriger. Aber das Überwinden von Schwierigkeiten mit dem Koalitionspartner kann man lernen.



Flugreisender Schmidt: „Allenthalben öffentlich präsent sein müssen“

SPIEGEL: Ist es denn mit der FDP schwieriger geworden?

SCHMIDT: Es ist gegenwärtig nicht ganz so reibungslos, wie es das vielleicht vor fünfeinhalb oder sechs Jahren war.

SPIEGEL: Hängt das mit der Wahlkampfnähe zusammen?

SCHMIDT: Gewiß, aber das liegt nicht nur an der FDP, das liegt an vielen Umständen.

SPIEGEL: Gehen Sie denn davon aus, daß der Mannheimer SPD-Parteitag alle Beschlüsse, die diese Koalitionsregierung gefaßt hat, klaglos schlucken wird, beispielsweise die Sechs-Milliarden-Konjunkturspritze für die Unternehmer in Form der Investitionsprämie ...

SCHMIDT: Die Investitionsprämie ist nicht zu schlucken, sie ist bereits abgehakt. Da mag es den einen oder den anderen geben, der daran Kritik übt. Aber sicherlich wird es keinen Beschluß geben, der sich diese Kritik zu eigen macht.

SPIEGEL: Dann kamen die Sparbeschlüsse der Bundesregierung, die in der Hauptsache die Arbeitnehmer treffen, und die Erhöhung der Arbeitslosenversicherungsbeiträge.

SCHMIDT: Die trifft zum Beispiel genau zur Hälfte die Unternehmer. Das ist eines der Beispiele, wo Sie unrecht haben, daß es zum größten Teil die Arbeitnehmer trifft. Die Sparbeschlüsse treffen viele Gruppen, nicht bloß die Arbeitnehmer.

SPIEGEL: Wir wollen lediglich festhalten, daß durch die Investitionsbegünstigungen und die Sparbeschlüsse die Arbeitnehmer den kürzeren gezogen haben. Ist das richtig oder falsch?

SCHMIDT: Das ist falsch. Denn die Masseneinkommen je Kopf werden in diesem Jahr 1975 real vermutlich um knapp vier Prozent gestiegen sein, und es kann überhaupt keine Rede davon sein, daß die Unternehmenserträge real um vier Prozent gestiegen wären. Alle solche Fragestellungen müssen unterscheiden zwischen den dringend notwendigen Unternehmenserträgen auf der einen Seite und den Privateinkommen und den privaten Vermögensbildungen von einzelnen Personen auf der anderen. Nur die Unternehmer-Privateinkommen könnte man dem Privateinkommen der Arbeitnehmer gegenüberstellen.

SPIEGEL: Erwarten Sie nicht, daß Ihnen beim SPD-Parteitag vorgehalten wird, die Beschlüsse der Koalitionsregierung ließen soziale Symmetrie vermissen?

SCHMIDT: Nein. Ich erwarte nicht, daß irgendwelche Beschlüsse gefaßt werden, die in dieser Richtung Kritik üben.

SPIEGEL: Aber wundert es Sie dann nicht, daß der linke Flügel in der Partei bei der Formulierung des „Orientierungsrahmens ’85“ eigene Gedanken über eine sozialistische Wirtschaftspolitik durchzudrücken versucht — mit Vergesellschaftung, Rahmenplanung und Investitionslenkung?

SCHMIDT: Man darf bitte nicht so tun, als ob der von Ihnen so genannte „linke Flügel“ eine „sozialistische“, im Gegensatz zu einer demokratisch-sozialistischen oder sozialdemokratischen Politik verfolge. Das möchte ich ausschließen.

SPIEGEL: Es hat nach dem Godesberger Parteitag von 1959 ein Jahrzehnt lang Ruhe an der Front gegeben. Wie erklären Sie sich, daß die Diskussion jetzt wieder aufgeflammt ist?

SCHMIDT: Wie erklärt man sich Pendelschläge in der öffentlichen Meinung? Daß zum Beispiel auf dem Felde der ökonomischen Politik manche radikalere Fragestellungen und auch der Versuch zu radikaleren Antworten heute eine größere Rolle spielen als vor zehn Jahren, hängt ganz gewiß auch mit der stärkeren Polarisierung der Gesamtgesellschaft zusammen. Das ist eine der Konsequenzen der Großen Koalition. Wenn ich sehe, wie das Pendel an den Gymnasien oder unter den jüngeren Semestern unserer Universitäten zum Teil weit nach rechts ausschlägt, so kann ich das übrigens gar nicht mit Freude sehen.

SPIEGEL: Vielleicht ist es ja gar keine Pendelbewegung, wie Sie meinen, sondern eine Reaktion auf eine Koalitions-Wirtschaftspolitik, die ein Teil Ihrer Partei nicht für eine von Sozialde-



Eine Lady van Laack Bluse
aus 11-farbig bedrucktem
Crèpe de Chine kostet in
Paris 450 FF
Tokio 42000 Yen
New York 120 $
Honkong 400 $Hk
München 198.- DM*
Das Gefühl, sie zu tragen,
ist hingegen unbezahlbar.
*unverbindl. empf. Verkaufspreis
Lady van Laack
Monsieur van Laack
probiert den neuen
van Laack Champagner.
VAN LAACK: KÖNIGLICHE HEMDEN UND KRAWATTEN · LADY VAN LAACK: BLUSEN, HOSEN, RÖCKE UND COMPOSÉES.

mokraten zu vertretende Wirtschaftspolitik hält.

SCHMIDT: Nein, ich halte das für falsch.

SPIEGEL: Halten Sie denn die Instrumente der Investitionslenkung für geeignet zum Krisenmanagement einer durch fallende Wachstumsraten bestimmten Wirtschaft?

SCHMIDT: Da müssen Sie sich etwas genauer ausdrücken. Von welchen Instrumenten reden Sie?

SPIEGEL: Wir sprechen von Verstaatlichung von Schlüsselindustrien, staatlicher Rahmenplanung, Genehmigungs- und Meldepflicht für Investitionen. Uns fällt es auch nicht leicht, den Begriff der Investitionslenkung exakt zu definieren, nachdem die Partei, die ihn eingeführt hat, ihn selber noch nicht definiert hat.

SCHMIDT: Der Ausdruck Investitionslenkung kommt im Godesberger Programm vor. Dies ist ein Grundsatzprogramm, und jetzt sind Leute dabei, den Begriff gedanklich auszufüllen. Das ist ihr gutes Recht, es ist auch eine notwendige Aufgabe. Ein großer Teil der Lenkungsdebatte der letzten Wochen und Monate geht allerdings an der enormen weltwirtschaftlichen Abhängigkeit der Deutschen vorbei, die nur ein Narr würde beseitigen wollen. Infolgedessen muß man die Relativität all dessen, was da debattiert wird, deutlich sehen, das heißt noch nicht, daß nicht manche Teilergebnisse der Debatte fruchtbar werden können. Ich bin stolz darauf, daß ich erstmals auf dem Felde der Energiepolitik — ich war damals Wirtschaftsminister — eine auf die ganze Bundesrepublik bezogene Konzeption habe durchsetzen können.

SPIEGEL: Mit sehr direkt wirkenden ...

SCHMIDT: ... ja, ja, mit zum Teil sehr direkt wirkenden Instrumenten und Hilfsmitteln zu entwickeln. Selbst das schon einmal „fortgeschriebene" Energiekonzept ist ja noch lange Jahre davon entfernt, ein befriedigendes Ergebnis zu zeitigen. Das kann auch gar nicht anders sein. Es gibt viele andere Fälle, in denen der Staat viel stärker lenkt, als diese abstrakte Debatte, hie Marktwirtschaft, hie Lenkungsbürokraten, suggerieren möchte.

SPIEGEL: Im neuen „Orientierungsrahmen '85" wird zumindest drinstehen: die Meldepflicht von Investitionen von einer gewissen Größenordnung an. Ist ein solches Instrument nach Ihrer Auffassung hilfreich für die Wirtschafts- und Konjunkturpolitik, oder ist es nur geeignet, die Furcht vor sozialistischen Experimenten zu schüren?

SCHMIDT: So, wie es dort steht, ist es ja kein Lenkungsinstrument, sondern so, wie es dort steht, ist es ein Beobachtungsinstrument, ein Instrument, das größere Transparenz für alle Beteiligten, auch für Parlament und Regierung herstellt.

SPIEGEL: Die Unternehmer halten der Sozialdemokratie vor, daß den Sozialisten mit dem Essen der Appetit komme. Wenn man also eine Meldepflicht einführte, werde irgendwann eine Genehmigungspflicht nachfolgen.

SCHMIDT: Die muß man auf manchen Gebieten gelten lassen. Man braucht dabei auch gar kein schlechtes Gewissen zu haben. Ohne obrigkeitliche Genehmigung beispielsweise darf hier niemand in Deutschland einen Reaktor an irgendeiner Stelle bauen. Wenn es dagegen bloß darum ginge, die Rechte der Unternehmen zu beschneiden, wäre ich anderer Meinung. Zwischen diesen beiden extremen Beispielen liegt ein weites Feld.

SPIEGEL: Wir meinen nicht die Genehmigung des Gewerbeaufsichtsamtes für den Bau eines Reaktors. Wir meinen den Fall, daß VW eine neue Maschine aufstellen will.

SCHMIDT: Wenn ein VW-Werk eine neue Presse kauft, dann würde ich es für einen Fehler halten, die meldepflichtig zu machen oder gar staatlicher Genehmigung zu unterwerfen.

SPIEGEL: Sie sind also gegen die im Orientierungsrahmen vorgesehene Meldepflicht?

SCHMIDT: Ich würde die etwaige Meldepflichtigkeit der beabsichtigten Anschaffung einer neuen Maschine nicht für richtig halten.

SPIEGEL: Der FDP-Koalitionspartner hat sich definitiv gegen eine solche Meldepflicht ausgesprochen. Der SPD-Vorsitzende Brandt hat dagegen kürzlich alle Sozialdemokraten, die in eine Regierung eintreten, aufgerufen, soviel wie möglich vom Inhalt des Orientierungsrahmens in die Regierungspolitik einzubringen. Muß der Bundeskanzler damit nicht neuen Konfliktstoff für seine Koalition befürchten?

SCHMIDT: Nicht notwendigerweise. Die Tatsache, daß die FDP davon nicht begeistert ist, schafft noch nicht notwendigerweise einen neuen Konfliktstoff. Ich bin zum Beispiel auch nicht begeistert von dem Kirchenpapier der FDP. Das hat auch keinen Konfliktstoff geschaffen. Wir haben dem Partner einfach nur mitgeteilt: Das machen wir nicht.

SPIEGEL: Es ist auch in der Versenkung verschwunden, aber der Orientierungsrahmen verschwindet nicht in der Versenkung.



Großes Kabinetts-Photo 1975 Deutsche Zeitung

SCHMIDT: Ich will keine Prognosen zu dem Thema abgeben. Aber es gibt beim Koalitionspartner manche Vorstellung, die wir auch nicht teilweise akzeptieren können. Deswegen sind doch Koalitionen nicht auszuschließen, wenn andere gewichtige Gemeinsamkeiten da sind. Es gibt viele Fehler, in denen man auf dem Kompromißwege zur gemeinsamen Gesetzgebung fähig ist.

SPIEGEL: Ihr Koalitionspartner läßt keine Gelegenheit aus, zu kritisieren, was auf SPD-Parteitagen beschlossen wurde. Entspricht diese Einmischung in die Angelegenheiten eines Koalitionspartners den Regeln herkömmlicher Koalitionsdiplomatie?

SCHMIDT: Es gibt keine herkömmliche Koalitionsdiplomatie. Ich würde es übrigens auch nicht unbedingt in jedem Falle Einmischung nennen. Dies vorausgeschickt, möchte ich sagen, daß das Ausmaß freidemokratischer Stellungnahmen zu Diskussionsvorgängen innerhalb der Sozialdemokratischen Partei so ziemlich den gerade noch erträglichen oberen Pegelstand bisweilen erreicht hatte.

SPIEGEL: Na, gut. Ein anderes heikles Thema auf dem Parteitag wird die seit Jahren überfällige Mitbestimmung sein. Halten Sie eigentlich noch an Ihrem Versprechen, das Sie in der Regierungserklärung gegeben haben, fest, in dieser Legislaturperiode die paritätische Mitbestimmung in Großunternehmen einzuführen?

SCHMIDT: Ich habe nicht formuliert: „paritätische" Mitbestimmung.

SPIEGEL: Eine „gleichgewichtige".

SCHMIDT: Mischen Sie doch nicht in eine Fragestellung Sachen ein, die Sie hinterher triumphierend vorzeigen wollen! Ich habe nicht von „paritätischer" Mitbestimmung gesprochen. Ich halte an der Absicht fest.

SPIEGEL: Wenn es hart auf hart geht und Sie sich entscheiden müßten zwischen einem Mitbestimmungsmodell nach FDP-Art und dem Rücktritt Ihres Arbeitsministers Walter Arendt, wie würden Sie entscheiden?

SCHMIDT: Ich antworte nicht gerne auf hypothetische Fragen. Es gibt einen von beiden Partnern dieser Koalition, nicht nur im damaligen Kabinett Brandt-Scheel, sondern unter Mitwirkung der beiden Fraktionsspitzen gemeinsam eingebrachten Gesetzentwurf. Koalitionen können nur bestehen, wenn das, was verabredet ist, auch von beiden Partnern gehalten wird. Es sind bei dem Vorhaben der Mitbestimmungsgesetzgebung in der Zwischenzeit ein paar Veränderungen in den Voraussetzungen eingetreten. Und die sind ein gerechtfertigter Anlaß, über Einzelheiten dieses Gesetzentwurfs erneut miteinander zu reden.

SPIEGEL: Könnte es nicht sein, daß die Änderung der Landschaft bei der FDP eher dazu führt, das Wort Diskutieren und Weiterverhandeln zu verstehen als Vertagen.

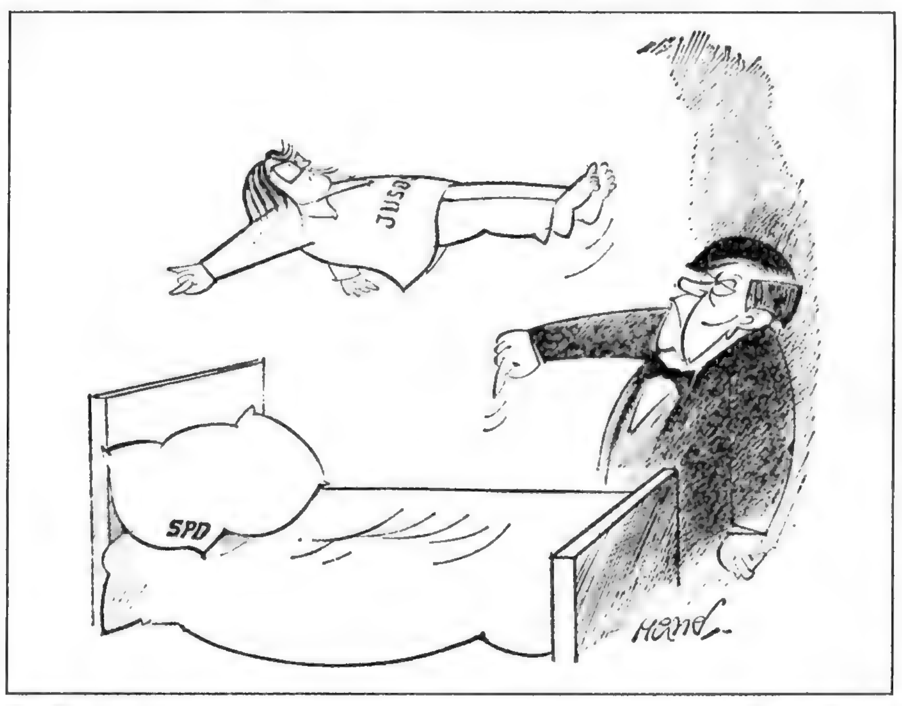
SCHMIDT: Den Eindruck habe ich nicht, weil es sich bei den beiden Spitzen-Leuten der FDP, die an diesem Problem unmittelbar und persönlich dransitzen, bei Herrn Mischnick und bei Herrn Genscher, nicht um Männer handelt, die Herbert Wehner, Walter Arendt oder mir gegenüber etwas anderes sagen, als was sie in Wirklichkeit beabsichtigen.

SPIEGEL: Also: Die Mitbestimmung wird noch verabschiedet?

SCHMIDT: Das ist meine feste Hoffnung, und dafür arbeite ich.

SPIEGEL: Herr Bundeskanzler, den Parteitag in Mannheim werden Sie hinter sich bringen, die Konjunkturschwierigkeiten werden bleiben. Die wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitute haben Ihnen dieser Tage den großen Gefallen getan ...

SCHMIDT: Ich habe sie darum nicht gebeten.



Der Exorzist

Deutsche Zeitung

SPIEGEL: ... mit ihrem Herbst-Gutachten für 1976 ein reales Wirtschaftswachstum von vier Prozent und ein Sinken der Arbeitslosenrate zu prognostizieren. Glauben Sie den Berufsökonomen, oder sind Sie, gebrannt aus Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, vorsichtiger?

SCHMIDT: Ich bin vorsichtig.

SPIEGEL: Vorsichtig insofern, als Ihnen ein Sinken der Arbeitslosenzahl im Wahljahr 1976 doch nicht so sicher erscheint wie den Forschern?

SCHMIDT: Es erscheint mir sehr wahrscheinlich. Aber in bezug auf eigene Prognosen bin ich sehr vorsichtig, weil ich mich in einem entscheidenden Punkte heut vor gut einem halben Jahr geirrt habe. Ich habe geglaubt, daß die Weltrezession ihren Tiefstpunkt durchschritten hatte. Dies war ein Irrtum.

SPIEGEL: Aber festhalten kann man doch, daß Sie offensichtlich den Optimismus der wirtschaftswissenschaftlichen Institute, was Arbeitslosigkeit und Wachstumsrate anbelangt, nicht teilen.

SCHMIDT: Ich habe, als ich aus Amerika zurückkam, vorsichtigen Optimismus gefaßt. Dabei möchte ich auch bleiben.

SPIEGEL: Die große Unbekannte für Sie ist eben nach wie vor die Weltkonjunktur?

SCHMIDT: Es ist eben nicht nur die Weltkonjunktur in einer Krise, sondern auch die Struktur der Terms of trade, das Geflecht der Zahlungsbilanzen der Welt, das Weltwährungssystem, das System der Weltentwicklungshilfe. Es handelt sich gleichzeitig um eine strukturelle Krise und eine konjunkturelle Rezession der Weltwirtschaft.

SPIEGEL: Herr Bundeskanzler, dies sind alles Begründungen, die nur ein Bruchteil der Leute versteht, die diese Regierung wiederwählen müssen, wenn sie an der Macht bleiben will.

SCHMIDT: Nein, nicht ein Bruchteil, sondern die überwiegende Mehrheit.

SPIEGEL: Worauf gründen Sie diesen Optimismus?

SCHMIDT: Das ist kein Optimismus, das ist mein Urteil über die gegenwärtige Lage. Das reicht doch bis zu den offiziellen Rednern der CDU. Hören Sie mal zu oder lesen Sie mal nach, was Herr Kohl im Ausland sagte über die Weltwirtschaft. Er sagt es bloß nicht, wenn er in Mainz ist.

SPIEGEL: Strauß sagt es anders.

SCHMIDT: Ja sicher, aber ihm glauben doch von 100 Leuten keine 30, ich bitte Sie.

SPIEGEL: Dem Ruhr-Kumpel müssen Sie das verständlich machen.

SCHMIDT: Der versteht es schon. Terms of trade würde ich ihm nicht vortragen, habe ich auch noch nie versucht. Aber mich versteht er schon. Das Verständnis für ökonomische Zusammenhänge ist überall sehr viel größer geworden. Die Bürger erkennen doch auch an, trotz großer und breit angelegter Versuche der Springer-Presse, die Kindergeld- und Steuerreform, die ja gleichzeitig doch 15 Milliarden im Jahr zusätzliches Nettoeinkommen geschaffen hat, madig zu machen, daß es ihnen netto und real besser geht.

SPIEGEL: Einschließlich der Erhöhung der Krankenkassenbeiträge?

SCHMIDT: Jawohl, für das Jahr 1975.

SPIEGEL: 1976 ist es anders.

SCHMIDT: 1976 ist schwer zu prognostizieren. Das hängt sehr ab von der

allgemeinen konjunkturellen Entwicklung und auch von der Lohnentwicklung.

SPIEGEL: Nimmt man einmal die Erhöhung der Sozialversicherungsbeiträge und die Preissteigerungsrate von sechs Prozent, dann wären Lohnerhöhungen nötig, die bei 8,5 Prozent liegen.

SCHMIDT: Nein. Erst mal würde ich solche Preissteigerung nicht unterstellen, würde auch die Krankenversicherungsbeiträge so nicht unterstellen. Außerdem müssen Sie sehen, daß die Realsteigerung der Renten, die ja fast ausschließlich Nettorenten sind in Deutschland, im nächsten Jahr schon vorprogrammiert ist mit elf Prozent.

SPIEGEL: Sie stehen in dem Ruf, im Streit um die richtige Konjunkturpolitik in vielen Fällen FDP-Wirtschaftsminister Friderichs näher zu stehen als Ihrem Parteigenossen Hans Apel. Teilen Sie Friderichs' Ansicht, daß die Unternehmen mit weiteren Steuererleichterungen zum Investieren gebracht werden sollen?

SCHMIDT: Ich muß Sie korrigieren. Ich stehe nicht in dem Ruf, wie Sie sagen, sondern einige, die damit etwas bezwecken, wollen mir mal dieses, mal jenes Etikett ankleben. Im übrigen bin ich der Meinung, daß die staatliche wie auch die privatwirtschaftliche Investitionsquote in Deutschland wieder größer werden müssen. Viele Faktoren bestimmen die Investitionsquoten, insbesondere eine Reihe von Kostenfaktoren und die Erlöserwartungen. Die Steuern spielen dabei die geringste Rolle. Aber es wäre falsch zu sagen, sie spielten dabei überhaupt keine Rolle.

SPIEGEL: Wie sollen wir denn diese Antwort verstehen?

SCHMIDT: Sie sollen die Antwort erst mal drucken, wie ich sie gegeben habe, dann werden Sie sie verstehen.

SPIEGEL: Sie sind also kein Freund zusätzlicher Steuererleichterungen?

SCHMIDT: Ich will nicht auf solche sophistischen Fragen antworten. Wenn die Bruttoeinkommen aus unselbständiger Tätigkeit, also Arbeitnehmer-Bruttoeinkommen, um ein Prozent erhöht werden, dann bringt jedes Prozent Kostenbelastungen von insgesamt sechs Milliarden mit sich. Wenn sie um acht Prozent erhöht würden, wie eine gewerkschaftliche Forderung lautet, würde das beinahe 50 Milliarden zusätzliche Lohnkosten verursachen. Die ganze Vermögensteuer zusammen machte aber in den letzten Jahren bloß drei Milliarden aus. Dies nur, damit man die Größenordnung richtig sieht, was Steuern ausmachen als Kostenfaktoren gegenüber anderen Kostenfaktoren.

SPIEGEL: Also nicht viel.

SCHMIDT: Nein, das ist falsch, die Steuern machen schon was aus. Ich sagte vorhin schon: Man kann nicht sagen, daß sie überhaupt kein Kostenfaktor seien. Aber es wäre ein blanker Irrtum zu meinen, sie seien der Hauptkostenfaktor. Es ist falsch anzunehmen, von dem Variieren der Steuersätze oder der Abschreibungssätze würden die Ertragsrechnungen quantitativ ganz wesentlich beeinflußt. Psychologisch haben sie eine größere Bedeutung als tatsächlich.

SPIEGEL: Ärger, Herr Bundeskanzler, bereiten nicht nur Koalitionspartner und die Parteifreunde, sondern auch Ihre Kollegen in Europa. Letzte Woche haben Sie Alarmbriefe an die Regierungschefs der übrigen acht EG-Staaten geschrieben, in denen Sie sich besorgt über die Entwicklung in der Europäischen Gemeinschaft zeigen.

SCHMIDT: Ich habe keine alarmierenden Briefe geschrieben, sondern sehr sachliche. Ich habe sie auch nicht veröffentlicht, sie sind vertraulich.

SPIEGEL: Ist der Zustand Europas so desolat, daß Sie solche Briefaktionen starten mußten?

SCHMIDT: Ich weiß nichts von einer „Briefaktion", das Wort klingt so, als ob ich eine Revolte anzetteln wollte. Ich weiß auch nichts von einem desolaten Zustand.

SPIEGEL: Sie und Ihr Finanzminister Hans Apel gelten doch in Brüssel ohnehin als die Störenfriede Europas.

SCHMIDT: Ich habe diesen Vorwurf nicht gehört. Ich rechne es mir als erhebliches Verdienst an, daß ich dazu beigetragen habe, daß der britische Premier-Minister vor dem Referendum seiner eigenen Öffentlichkeit empfehlen konnte, für das Verbleiben Großbritanniens in der EG zu stimmen. Ich bilde mir ein, durch einen großen Währungskredit wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß voriges Jahr Italien in seiner Zahlungsbilanzkrise nicht zu EG-widrigen Maßnahmen griff.

SPIEGEL: Wer Europa den Geldhahn zudrehen will wie Sie, der macht sich Feinde.

SCHMIDT: Wir drehen nicht den Geldhahn zu. Wir zahlen unseren fairen Beitrag. Allerdings beteilige ich mich nicht an inflationistischen, zerstörerischen Politiken, die kurzsichtig sind und in den nächsten Jahren in die Irre führen. Wenn sich solche Gefahr abzeichnet, dann äußere ich mich in angemessener Weise.

SPIEGEL: Was sind denn diese zerstörerischen Politiken?

SCHMIDT: Die EG als Ganzes ist gefährdet, wenn die Gremien in Brüssel von Jahr zu Jahr Haushaltszuwächse beschließen, die nur jemand verkraften kann, der die Inflation verewigen will, nicht aber jemand, der, wie wir, die Inflation als Ausgangspunkt der Weltwirtschaftskrise erkennt.

SPIEGEL: Der Präsident der EG-Kommission, François-Xavier Ortoli, wirft den Deutschen vor, sie sähen nicht ein, daß derjenige, der mehr Integration will, auch mehr bezahlen muß.

SCHMIDT: Ich bin bereit, mehr zu zahlen, und bin auch bereit, dem deutschen Volke, solange ich seine Regierung zu führen habe, zusätzliche finanzielle Bürden zuzumuten ...

SPIEGEL: Auch wenn damit neue Butterberge und Wein-Seen erzeugt werden?

SCHMIDT: ... aber ich sehe wenig Sinn darin, solche Opfer zu bringen, wenn dafür nicht ein Zuwachs an europäischer Integration, sondern nur ein Zuwachs an agrarischen Überschüssen erzeugt wird.

SPIEGEL: Herr Bundeskanzler, wir danken Ihnen für das Gespräch.

tz, München

„... auch weiterhin sonnig und trocken. Sie hörten den Wetterbericht."

Der Mensch, das Auto und Toyota.

Die Menschen erwarten heute von einem Auto mehr als jemals zuvor. Sie verlangen Sicherheit, wirtschaftlichen Verbrauch und echte Qualität. Sie wollen, daß das Auto eine verantwortungstragende Funktion in der Gesellschaft einnimmt.

Wir, die Leute von Toyota, sind Menschen, die dasselbe wollen. So ist unser Sicherheitsauto (ESV) nur ein Beispiel von zahlreichen anderen Maßnahmen, die wir aus diesen Gründen durchführen.

Seit acht Jahren arbeiten wir an einem Wagen, der auch noch bei einer Kollision mit 80 km/h den Insassen Sicherheit bietet.

Über hundert Prototypen wurden geprüft – wir ließen sie gegen Mauern fahren, Säulen rammen und sich überschlagen. Im Zuge unserer Forschung entwickelten wir über fünfzig wichtige neue Sicherheitseinrichtungen, wie z. B. ein einzigartiges Luftkissensystem, das die Passagiere bei einem Unfall schützt.



Nach dem erfolgreichen Abschluß des Projektes „Sicherheitsauto" haben wir viele dieser dabei gefundenen Sicherheitseinrichtungen in die Serien-Produktion übernommen.

Wir haben all dies – und noch vieles andere mehr – getan, weil wir nach beinahe 40 Jahren Automobilerfahrung alles, was wir tun, sehr ernst nehmen.

Und weil es dieses eine gibt, worum wir uns noch mehr kümmern – sogar mehr als um Autos: den Menschen.

Einander besser verstehen

TOYOTA

Es gibt 2.638 Toyota-Service-Stationen in Europa.
BRD: DEUTSCHE TOYOTA-VERTRIEB GmbH & Co. KG., 5023 Weiden bei Koln, Bunzlauer Str. 1, Tel. (02234) 76051-55, **BELGIEN & LUXEMBURG:** S. A. INTERNATIONAL MOTOR Cy N. V., Culliganlaan 1, 1920 Diegem-Belgien, Tel. 02/205140, **HOLLAND:** LOUWMAN & PARQUI, P. O. Box 6, Leidschendam, Holland, Tel. 070-209353, **SCHWEIZ:** TOYOTA AG, General Importeur fur die Schweiz, 5745 Safenwil, Tel. 062671721, **ÖSTERREICH:** ERNST FREY, 1040 Wien, Wiedner Gürtel 2, Tel. 0222/658656

Jäh unterbrochen

Ein Jahr vor den Wahlen zum nächsten Bundestag hat in der SPD der Kampf um sichere Direktmandate begonnen.

SPD-Präsidiumsmitglied Hans-Jochen Vogel wollte seinen Genossen in Bayern wie in Bonn wieder einmal klarmachen, wer in München der Herr im Hause ist. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht, über einen sicheren Platz der Landesliste nächstes Jahr wieder in den Bundestag zu rutschen, beschloß der Justizminister — zwei Monate nach Ablauf der offiziellen Bewerbungsfrist —, sich auch noch als Direktkandidat für den Wahlkreis München-Nord aufstellen zu lassen.



Wahlkreis-Bewerber Vogel
Nach einem Brief aus Bonn ...



Wahlkreis-Bewerberin Skarpelis-Sperk
... Verzicht für den Minister

Grund für den plötzlichen Sinneswandel lieferte dem bayrischen Landesvorsitzenden die Erkenntnis, daß er sein durch innerparteiliche Querelen ramponiertes Ansehen am besten durch einen Mandatsgewinn in der Landeshauptstadt aufpolieren könne.

Den Minister scherte dabei wenig, daß er durch seinen Entschluß die innerparteiliche Demokratie an der Münchner Basis durcheinanderbrachte: Auf Vorschlag des Vogel-Vorgängers im Landesvorsitz, Volkmar Gabert, hatten die Sozialdemokraten die 34jährige Finanzwissenschaftlerin Sigrid Skarpelis-Sperk ausersehen, in dem sicheren Wahlkreis (1972: 54,3 Prozent) anzutreten. Die engagierte Linke hatte sich unter anderem als Vorsitzende der Frauenarbeitsgemeinschaft in der südbayrischen SPD hervorgetan.

Vogels Entschluß setzte die Bonner Partei-Spitze in Verlegenheit. Um zusätzlichen Krach in der ohnehin verzankten bayrischen SPD zu vermeiden, schrieb SPD-Geschäftsführer Holger Börner einen Bittbrief an die ausgebootete Kandidatin. Zwar sei sie für das Parlament „in hervorragender Weise geeignet", eine Kampfabstimmung gegen den Minister aber werde vom politischen Gegner mit Sicherheit „zur Zerfleischung der SPD hochgejubelt".

Sigrid Skarpelis-Sperk gab nach und verzichtete — obwohl ihr, so ließ sie ihren Wahlkreis-Vorstand wissen, klar sei, „wie bitter es für die ... Mitglieder unserer Partei ist, daß sie sich in ihrer demokratischen Willensbildung jäh unterbrochen und praktisch vor vollendete Tatsachen gestellt sehen".

Ähnlich robust streiten sich ein Jahr vor den Wahlen SPD-Aktive aller Lager auch anderswo um die besten Plätze zum Start ins nächste Plenum. Ohne Rücksicht auf die bundesweite Signalwirkung servierten die linken Wortführer des Bezirks Hessen-Süd und des Frankfurter SPD-Unterbezirks um den Oberbürgermeister Rudi Arndt den Traditionskandidaten des Wahlkreises Frankfurt I/Main-Taunus ab — Verteidigungsminister Georg Leber. Sie warfen ihm vor, er habe sich nicht genügend um die Basis gekümmert.

Lebers Schicksal machte einen anderen südhessischen Alt-Rechten mobil: Bundestagsvizepräsident Hermann Schmitt-Vockenhausen. Er kämpft gleich an zwei Fronten.

In seinem eigenen Wahlkreis Groß-Gerau muß er sich mit einem in linken SPD-Zirkeln wohlbekannten Gegenkandidaten herumschlagen, mit Norbert Wieczorek, Nationalökonom und Ehemann der Juso-Chefin Heidi Wieczorek-Zeul. „Der Mann von der Frau"

ETERNA

Jede ETERNA-Uhr trägt das Symbol der goldenen Schweizer Uhr

Echter Goldschmuck rund um die Uhr.



Goldschmuck – die schönste Art, Gold zu besitzen.





Wahlkreis-Bewerber Wieczorek
„Der Mann von der Frau"

(Schmitt-Vockenhausen) gehört zusammen mit dem Aachener Professor Karl Georg Zinn und dem Frankfurter Wirtschaftswissenschaftler Werner Meißner zu den Propagandisten einer staatlichen Investitionslenkung.

Bei seinen zahlreichen Wahlkreisversammlungen streute Schmitt-Vockenhausen, der Bonner Parteivorstand unterstütze ihn und nicht den Genossen Wieczorek. Der linke Akademiker seinerseits beruft sich auf die Unterstützung richtiger Arbeiter — der südhessischen SPD-Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen.

Geschäftiger noch als im eigenen Wahlkreis hantiert der Vizepräsident im Nachbarbezirk Main-Taunus. Gegen Leber-Gegner Karsten Voigt trommelte Schmitt-Vockenhausen alle seine Freunde zusammen, um doch noch einen Gegenkandidaten auf die Beine zu bringen. Erfolg: Der ehemalige Bürgermeister der Main-Gemeinde Okriftel, Konrad Treber, will nun gegen den Frankfurter Volkshochschul-Direktor antreten.

Um ihren Verbleib in Bonn müssen auch andere prominente SPD-Volksvertreter bangen: Der Anführer der Bonner Hinterbänkler-Riege, „Kanalarbeiter"-Chef und Minister für innerdeutsche Beziehungen, Egon Franke, hat ebenso wie Ex-Bundespressechef Conrad Ahlers seine liebe Not mit linken Bundestagsaspiranten. Auch der Renommier-Kapitalist der SPD-Fraktion, Porzellan-Fabrikant Philip Rosenthal, ist seiner Rückkehr nach Bonn noch nicht sicher. Seinen Goslarer Wahlkreis hat er wegen der großen Entfernung zum heimischen Selb bereits aufgegeben, in Bayern hat ihm die Partei bislang keinen Ersatz bieten können.

Schon heute ist zumindest für zwei zum rechten Establishment der Fraktion zählende Genossen der Gang aufs Altenteil sicher. Der im Zusammenhang mit einem Betriebsausflug seiner Eisenbahn-Versicherungskasse ins Gerede geratene Vorsitzende der Eisenbahner-Gewerkschaft, Philipp Seibert, hat die Lust verloren, und der Parlamentarische Staatssekretär im Franke-Ministerium, Karl Herold, gibt mit Rücksicht auf seine Gesundheit auf.

JUSTIZ

Zu rügen

Der Berliner Justizsenator Oxfort verwischte die Grenzen zwischen seiner und der rechtsprechenden Gewalt.

Vor Jahren begrüßte der damalige FDP-Bundesvorsitzende Walter Scheel „dankbar", daß die Reden des Berliner Freidemokraten Hermann Oxfort zum Thema „moderne liberale Politik" in Buchform verbreitet wurden. Mittlerweile käme es der Partei zugute, wenn Oxfort-Worte ungesagt geblieben wären. Denn er hat an Profil gewonnen und an Gesicht verloren, seit er nicht mehr opponiert, sondern mitregiert als Justizsenator und Bürgermeister in der Berliner SPD/FDP-Koalition.

Eine merkwürdige „moderne liberale Politik" leistete sich der Freidemokrat jüngst, als es um die Besetzung des Präsidenten-Postens am Berliner Kammergericht ging. Für die Nachfolge des ermordeten Günter von Drenkmann schlug er den Richter Karlheinz Meyer vor — mit der ausdrücklichen Begründung,

- ▷ die fachliche Eignung des Kandidaten und seine „Persönlichkeit" befähigten ihn, „die Berliner Richter zur Führung zukünftiger Anarchisten-Prozesse zu motivieren", und
- ▷ die Auswahl des Strafjuristen sei „ein Stück Sicherheitspolitik".



Freidemokrat Oxfort
Reingetreten, umgestoßen

Wie ein Anschlag gegen die verfassungsrechtlich vorgeschriebene Unabhängigkeit der Richter und das Prinzip der Gewaltenteilung auf personalpolitischem Schleichweg klang die Entgleisung, die sogar den sonst reservierten „Deutschen Richterbund" herausforderte. Oxfort habe dem höchsten Richteramt in der Stadt „Aufgaben zugeordnet", kritisierte der Berliner Vorsitzende Joachim Müller-Webers, „die der Amtsinhaber weder zu erfüllen hat noch wahrnehmen kann".

Ganz ohne Ansehen der Person gingen auch die Jungdemokraten mit dem FDP-Landesvize ins Gericht. Seine „unkritische Anbiederung an die reaktionäre Öffentlichkeit" habe ihn „längst disqualifiziert", rügte der Nachwuchs forsch und brachte am Dienstag vergangener Woche im FDP-Landesausschuß einen regelrechten Mißtrauensantrag ein.

Nach stundenlanger Diskussion erst kam der Senator mit dem gängigen Denkzettel (Mißverständnisse „über die Haltung des Justizsenators" bedauert, seine Klarstellung begrüßt) und dem Zeugnis seines Schatzmeisters Jürgen Seifert davon: „Hermann Oxfort hat oft die Fähigkeit bewiesen, in einen Fettnapf zu treten und ihn dann auch noch umzustoßen."

Tölpelhaft mußten sich diesmal allerdings gleich sämtliche Regierungsmitglieder vorkommen. Ein knappes Jahr nachdem von Drenkmann erschossen worden war, beschlossen sie am Dienstag vorletzter Woche, Oxforts Mann Meyer dem Abgeordnetenhaus vorzuschlagen. Eine Woche später sahen sich die Senatoren gezwungen, ihren Beschluß wiederaufzuheben, weil für den von der CDU-Opposition ohnehin rundweg abgelehnten Kandidaten auch in den Koalitionsfraktionen keine Mehrheit mehr zu erwarten stand.

Doch während beispielsweise die Sozialdemokraten jedenfalls „unterschwellig" die spürbar „konservative Grundeinstellung" (SPD-Fraktionschef Wolfgang Haus) des Kammerrichters negativ vermerkten, steht Freidemokrat Oxfort „von der persönlichen Beurteilung her gesehen" auch im nachhinein noch zu „Panzer-Meyer" (Kollegenkürzel).

Unbesehen wollte Oxfort einen Mann zum höchsten Berliner Richter machen, der — vor Jahren zwar schon und in hitziger Diskussionsatmosphäre — zum rückständigen Strafvollzug nur als „Alternative" sah, „was die Russen machen": „So ein riesiges Straflager wie Workuta und die Leute da mit der ganzen Familie hinschaffen" (wo beispielsweise 1937 gleich 1300 Menschen auf einen Schlag erschossen wurden); der es auch „heute noch nicht übers

International anerkannt als eine der exclusivsten Cigaretten der Welt.





Umstrittener Richter Meyer
„Wie es die Russen machen"?

Herz" bringt, „von therapeutischen Anstalten zu reden"; der auf eine Frage zum Freispruch für den ehemaligen NS-Richter am Volksgerichtshof Hans-Joachim Rehse mit der Gegenfrage einging: „Warum erwarten Sie denn ausgerechnet von den Richtern, daß sie keine Nazis gewesen sein sollen?"

Falls die Zitate stimmen sollten, räumt der Justizsenator erst auf Vorhalt und nur zögernd ein, könne er das allerdings nicht unterschreiben. Auch seine Richterwahl-Kriterien relativiert er nun halbherzig: „Sicherheitspolitik" werde doch schon betrieben, wenn ein Gerichtspräsident darauf achte, daß die nachgeordneten Kollegen auch ihre „Pflicht" erfüllen. Sollten die jedoch womöglich „rechtsfremde Erwägungen" bei der Urteilsfindung anstellen, so habe ihr Präsident das ganz selbstverständlich „zu rügen".

Er sei gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß man ihn mißverstehen könne, rechtfertigt sich der ehemalige Strafverteidiger Oxfort. Schon deswegen sei ihm das nicht vorstellbar, weil er ein doch allseits bekanntes „besonders intensives Verhältnis zur Justiz und zum Rechtsstaat" habe.

In der Tat hatte der Oppositionsführer Oxfort einst präzise umschrieben, was bei der Wahl eines Richters zu beachten sei: „rein fachliche und sachliche Gesichtspunkte", und auch sonst war er früher anderen Sinnes als sein Kandidat Meyer: Der Frei-Spruch des NS-Richters Rehse habe das „Rechtsempfinden schwer verletzt"; Straftäter bedürften „ärztlicher, psychologischer und sozialer Betreuung".

Unter Berliner Freidemokraten machte schon der Scherz die Runde, ihr Parteifreund Hermann Oxfort schaue neuerdings nach dem Rasieren „stets zweimal in den Spiegel — einmal als Justizsenator, einmal als Liberaler".

UNTERNEHMER

Lahmer Verein

Der CDU-Wirtschaftsrat, einst kampf- und finanzstarke Hilfstruppe der Opposition, wandelte sich zu einem betulichen Altherren-Klub.

Am 24. November, abends 20 Uhr, erwartet Hans-Günther Sohl, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), hohen Besuch. Kanzler Schmidt soll auf Sohls Einladung mit etwa hundert Industriellen von Rang und Einkommen über die jüngsten Konjunkturdaten diskutieren.

Einen Jahrestag wird die Versammlung kaum beachten: Fast auf den Tag genau vor vier Jahren — und wie diesmal etwa zwölf Monate vor einer Bundestagswahl — hatten die Mächtigen aus Handel und Gewerbe noch gegen die Sozialliberalen agitiert.

Damals mußte sich BDI-Geschäftsführer Fritz Neef auf Sohls Geheiß per Rundruf und Fernschreiben Geld und Unterschriften von 61 Wirtschaftsführern, von denen die meisten zur BDI-Prominenz zählen, einholen. Am 26. November 1971 war dann in den überregionalen Tageszeitungen halbseitig zu lesen, warum Hans Helmut Asbach (Asbach), Toni Schmücker (damals Rheinstahl, heute VW), Peter von Siemens (Siemens) oder Joachim Zahn (Daimler-Benz) „nicht länger schweigen" konnten. „Um von unserem Land schweren Schaden abzuwenden", agitierten die Einflußreichen der Republik gegen den wirtschaftspolitischen Kurs des Kabinetts Brandt.

Im Herbst 1975 sehen die Daten noch düsterer aus — doch eine neue Kampagne planen weder BDI-Führer noch die Warner von 1971. Der Dialog mit Bonn sei eben seither freundlicher geworden, sagt Brillen-Fabrikant und BDI-Vize Rolf Rodenstock. Für ihn gibt es deshalb „keine Veranlassung, so was wieder zu tun".

Er würde es zwar wieder tun, meint Otto Wolff von Amerongen, Stahlhändler und Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages. Doch mittlerweile habe sich Entscheidendes getan: „Wir können mit denen wieder reden." Ein anderer Anzeigen-Agitator, der auf strikter Anonymität besteht, weiß auch, warum: Die Bosse haben sich damit abgefunden, daß die Richtlinien der Wirtschaftspolitik der Bundesrepublik in Kanzleramt und Wirtschaftsministerium, nicht im Konrad-Adenauer-Haus der CDU bestimmt werden.

Von zahlreichen diskreten „Kontaktgesprächen" mit Bonner Machern berichtete BDI-Präses Sohl kürzlich seinem Präsidium in Berlin. Von Finanzminister Hans Apel, FDP-Wirtschaftssprecher Otto Graf Lambsdorff und FDP-Steuerexpertin Liselotte Funcke etwa hätten die Verbandsmänner erfahren, daß die Sozialliberalen keine gewichtigen Argumente gegen die geforderten Steuersenkungen zugunsten der Wirtschaft hätten. Sohl erläuterte an diesem Beispiel seine neue taktische Einstellung zur Bonner Politik. Der BDI habe sich zu diesem Thema vornehm zurückgehalten, weil FDP-Wirtschaftsminister Hans Friderichs bereits von der SPD „verdächtigt" worden sei, „mit den Unternehmern gemeinsame Sache zu machen".

CDU oder CSU wurden von den BDI-Oberen — darunter Sohl, Schmücker, der designierte Sohl-Nachfolger und frühere Bayer-Chef Kurt Hansen sowie Thyssen-Vorstandsvorsitzender Dieter Spethmann — nicht einmal erwähnt.

Auch Weinbrenner Asbach, der 1971 die Protestanten-Riege alphabetisch



BDI-Chefs Rodenstock, Sohl, Gast*: Von diskreten Kontakten berichtet

* Mitte: Wirtschaftsminister Friderichs.



Für die kostbarsten Wochen
sollten Sie auf Nummer Necker
NUR
NECKERMANN
Buchungen überall mit diesem Zeichen

anführte, differenziert zwischen „persönlich-politischem Engagement" und der „Loyalität", auf die Bonns Regenten Anspruch hätten. Der Asbach-Loyalität verdankte denn auch Hessens Landesvater Albert Osswald (SPD) die Einladung als Ehrengast zum 40jährigen Dienstjubiläum des Asbach-Gesellschafters Albert Sturm.

Für den Gesinnungswandel („Die neue Vorsicht") seiner Unternehmer-Klientel hat Haimo George, Geschäftsführer des CDU-Wirtschaftsrats, „durchaus Verständnis". Das Arbeitgeberblatt „aktiv" ermittelte in einer Umfrage, die Bevölkerung erwarte von den Verbänden „parteipolitisch neutrales" oder „generell loyales" Verhalten.

Die einstigen CDU-Helfer wurden ihrer Vorliebe aus guten Gründen untreu. Viele Bosse geben der Union und ihrem Kandidaten Helmut Kohl nur geringe Chancen, Kanzler Schmidt 1976 aus dem Palais Schaumburg zu drängen. Überdies registrierten sie aufmerksam, daß FDP-Wirtschaftsminister Friderichs sich häufig ihrer Interessen annahm und auch Kanzler Schmidt sich zu ihrem Fürsprecher machte. „Erträge", hatte Volkswirt Schmidt unlängst doziert, „dürfen nicht als Profite denunziert werden."

Umsatzmilliardäre wie Veba-Chef Rudolf von Bennigsen-Foerder, Wolfgang Oehme von der Esso und Karlheinz Bund (Ruhrkohle AG) diskutierten vorletzte Woche in der Bonner Beethoven-Halle auf Einladung der sozialdemokratischen Friedrich-Ebert-Stiftung über Öl und Energie. Burkhard Freudenfeld, Direktor des industriefinanzierten Instituts der deutschen Wirtschaft, brachte es eine Woche später allenfalls auf eine gleichwertige Besetzung: Zu seiner Jahrestagung kamen von der ersten Konzerngarnitur Konrad Kaletsch (Flick) und Egon Overbeck (Mannesmann).

Ungeniert erörterten Vertreter des Verbandes „Junger Unternehmer" unlängst in Berlin mit sozialdemokratischen Wirtschaftsexperten den SPD-Dollpunkt Investitionslenkung. „Ebenso herzlich wie dringend" und „mit der eindringlichen Bitte" schrieb am 6. Oktober Handwerksverbandspräsident Paul Schnitker, Vorstandsmitglied des CDU-Wirtschaftsrats, an den nordrhein-westfälischen SPD-Landesvorsitzenden Werner Figgen, „ein Jahr vor der Bundestagswahl 1976" möge er bei der Aufstellung der Kandidaten-Listen auch den selbständigen Handwerkern „nicht zuletzt im Interesse einer Reaktivierung unserer Parlamente mit praxisbezogenem Sachverstand eine reelle Chance einräumen".

Den Rückzug des großen Geldes und seiner Manager auf politisch neutrales Terrain verspürte vor allem der Wirtschaftsrat der CDU. Vor zwölf Jahren von 150 Eigentümer-Unternehmern, Konzern-Managern und Verbandsvertretern gegründet, lockte dieser Indu-

striellen-Klub, in dem jeder „das Schicksal der sozialen Marktwirtschaft“, so eine Selbstdarstellung, „persönlich mitbestimmen“ kann, über 400 Gleichgesinnte an.

Zwar verbuchten die Rats-Manager in den letzten zwölf Monaten noch mal 400 Neuzugänge, doch die meisten stammen aus dem Mittelstand. Im Gegenzug erlahmte die Mitarbeit der ersten Adressen, die jüngeren Manager der großen Konzerne lassen sich nicht mehr wie früher rekrutieren.

Statt dessen folgten dem Beispiel ihres prominentesten Mitrats, des Altbankiers Hermann Josef Abs, der im letzten Jahr austrat, auch viele ältere Herren aus Industrie und Handel. Hans Birnbaum, Chef des bundeseigenen Salzgitter-Konzerns und vom Wirtschaftsrat immer noch als Vorstandsmitglied gehandelt, ließ „die Mitarbeit einschlafen“. Birnbaum, der den Kanzler zusammen mit Bayer-Boß Herbert Grünewald Ende Oktober nach Peking begleiten darf, bekannte sich kürzlich sogar öffentlich zur paritätischen Montan-Mitbestimmung, gegen die der Wirtschaftsrat seit Jahren heftig polemisiert (SPIEGEL 42/1975).

Zwei frühere Aktive stellten, seit sie in sozialliberalen Diensten stehen, ihre Ratsarbeit nahezu ein: Rudolf Schlenker, abgehalfterter Reemtsma-Chef, ordnet derweil auf Bitten Schmidts das industrielle Bundesvermögen, Dietrich Wilhelm von Menges, ehedem General der Gutehoffnungshütte, saniert auf Friderichs' Geheiß als Aufsichtsratschef den bundeseigenen Maschinenbaukonzern Diag.

Seit sie zu Höherem berufen, legten etwa Bankenverbandspräsident Friedrich Wilhelm Christians oder Thyssen-Chef Spethmann ihren Job als geschäftsführende Vorstandsmitglieder nieder. Die meisten der viertausend Räte scheuen sich schon aus Geschäftsräson, für die CDU zu werben.

Gute Sozi-Kontakte gelten dafür um so mehr. Krupp-Chef Ernst Wolf Mommsen oder Dresdner-Bank-Boß Jürgen Ponto zieren sich nicht, als Kanzlerberater zu gelten. Sozialdemokraten wie Daimler-Benz-Vorstand Edzard Reuter, VW-Vorstand Peter Frerk oder Horten-Vorstand Fritz Seydaack bekennen sich ebenso zur SPD wie Flick-Gesellschafter Eberhard von Brauchitsch zu seiner Freundschaft mit FDP-Friderichs.

Der Flick-Mann indessen, der auf einen Bonn-Beschluß hofft, die aus Flicks Daimler-Paket kassierten Milliarden steuerfrei investieren zu können, ist beim Chef des Wirtschaftsrats Philipp von Bismarck im Wort: Er verpflichtete sich schriftlich, im Frühjahr für den 33köpfigen geschäftsführenden Vorstand zu kandidieren.

Von Brauchitsch dürfte vorerst der letzte prominente Neuerwerb sein. Vergebens mühten sich die aus dem Management in die Aufsichtsräte abgewanderten Altmanager, ihre Nachfolger für den Unternehmerverein anzuwerben:

- ▷ Manfred Lennings, seit Anfang des Jahres Chef der Gutehoffnungshütte, ließ seinen Vorgänger von Menges mit der Ausrede, er brauche hundert Tage, um sich einzuarbeiten — schlicht abfahren;
- ▷ Wolfgang Oehme von der Esso, Kommilitone Helmut Schmidts, hält seinen Amtsvorgänger Emil Kratzmüller, Mitbegründer und Werber des Rats, schon seit längerem hin;
- ▷ Matthias Seefelder, Vorstandsvorsitzender der BASF, verwies auf



Wir können nicht länger schweigen:

Unternehmer-Anzeige 1971
Gesinnungswandel zum Jahrestag

seinen Kollegen Wolfgang Heintzeler, der bereits im Ratsvorstand sitze;

- ▷ Walter Englert von der Bausparkasse Wüstenrot, schob, wie sein schwäbischer Kollege Wilfried Bromm von der Württembergischen Metallwarenfabrik, Zeit- und Geschäftsgründe vor.

Die 120 Unternehmer aus der zweiten Linie, die in den letzten zwölf Monaten den Wirtschaftsrat verließen, führen zumeist laue Gründe für ihren Austritt an: Einer weigerte sich, die erbetene Zusatzspende von 100 Mark zu zahlen. Ein anderer, der Textilmaschinenfabrikant Jan Kleinewefers aus Krefeld, verließ den Klub, weil er „langfristig“ seine Sympathie einer vierten Partei schenken will. Kleinewefers: „Der Verein ist mir zu lahm.“ ◆

Festen Boden unter den Füßen.



„Früher mußte ich reisen. Heute reise ich zum Vergnügen."

„Daß Zeit Geld kostet, weiß man als Geschäftsmann. Daß aber die Freizeit auch was kostet, übersehen viele vor ihrer Pensionierung. Wissen Sie, ich habe gut verdient und mein Lebensstandard ist entsprechend hoch. Von der staatlichen Rente könnte ich mir meine Hobbies heute kaum leisten. Für mich war eine Lebensversicherung mit laufender Anpassung die beste Lösung. Da kam mit 60 eine schöne, zusätzliche Summe zusammen. Mit Gewinnbeteiligung und Zinsen so um die 90.000 Mark. Aber ich habe das Geld nicht in den Sparstrumpf, sondern in den Ring-Rentenfonds gesteckt. Da arbeitet es, und ich kann mir monatlich meine feste Summe abholen, ohne daß dabei mein Kapital angegriffen wird. Eine solide Sache, gerade in unserer Zeit."

So denken Menschen, für die wir arbeiten. Menschen, die festen Boden unter den Füßen haben. Mit uns sprechen sie, wenn es um Versicherungen, Bausparen und Kapitalanlagen geht.



Deutscher Ring: In Ihrem Telefonbuch oder in 2 Hamburg 11, Ost-West-Straße 110, Informationszentrale, Telefon (040) 35 99 765

„Unternehmer jammern immer“

SPIEGEL-Interview mit ÖTV-Chef Heinz Kluncker über die nächste Tarifrunde im öffentlichen Dienst

SPIEGEL: Herr Kluncker, die Bundesregierung hat für die nächste Tarifrunde in ihrem Sparprogramm dem öffentlichen Dienst Mini-Zuwächse verordnet — höchstens vier Prozent. Werden Sie wieder einmal Bonner Regierungspläne durchkreuzen und die Müllmänner zum Streik mobilisieren?

KLUNCKER: Erstens: Das sogenannte Sparprogramm ist ein zusammengeschustertes Papier ohne wirklich hinreichende Begründung. Zweitens: Es gab noch nie Bindungen, die Art und Umfang von Lohn- und Gehaltserhöhungen im öffentlichen Dienst bestimmt haben. Und die wird es auch in Zukunft nicht geben. Sonst haben Verhandlungen keinen Sinn, sonst wird die Tarifautonomie zur Farce.

SPIEGEL: So hört man es seit einiger Zeit stets von Ihnen. Sie haben schon aus viel geringerem Anlaß viel mehr Krach geschlagen. Steckt Ihnen noch in den Knochen, daß Sie mitverantwortlich gemacht werden für den Sturz Willy Brandts?

KLUNCKER: Ich höre diese Legende immer wieder. Ein Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei, der wegen eines Konflikts mit der Gewerkschaft, die nur ihre Interessen vertritt, als Kanzler abdankt, ist für mich undenkbar.

SPIEGEL: Sicher nicht allein Ihretwegen. Aber damals stellte sich Willy Brandt vor das Parlament und sagte: Zehn Prozent, mehr geht nicht. Sie erstreikten bis zu 18 Prozent. Von dieser Schlappe hat Brandt sich nie erholt. Und heute setzt der zweite SPD-Kanzler wieder eine Richtzahl, die Ihnen nicht paßt. Machen Sie sich jetzt an den zweiten ran?

KLUNCKER: Nein, überhaupt nicht. Ich glaube auch nicht, daß es damals so war. So wie es in der Psychologie einen Erinnerungsoptimismus gibt, scheint die Betrachtung über den Rücktritt des Bundeskanzlers einer Gesetzmäßigkeit zu unterliegen, die ich als Erinnerungspessimismus definieren möchte. Ich sehe überhaupt keinen kausalen oder funktionellen Zusammenhang zwischen der damaligen Tarifbewegung und dem Rücktritt.

SPIEGEL: Stört Sie denn die von Ihnen so genannte Legende wenigstens?

KLUNCKER: Ich hatte den Vorzug, durch ein Stipendium ein wenig sozialwissenschaftliche Theorien studieren zu dürfen. Und die Gesetzmäßigkeit der politischen Propaganda durch stereotyp wiederholte Behauptungen ist mir daher nicht unbekannt. Sie ist seit Goebbels stärker kultiviert als je zuvor. Natürlich zeigen solche ständigen Angriffe Wirkung. Auf mich als Person aber nicht.

SPIEGEL: Sehr sonderbar: Ein sozialdemokratischer Gewerkschaftsführer muß sich nachsagen lassen, er habe mitgeholfen, einen Parteifreund gestürzt zu haben, und er zeigt keine Wirkung.



Gewerkschaftler Kluncker: „Wir fangen jeweils neu an“

KLUNCKER: Mein persönliches Verhältnis zur sozialdemokratischen Partei hat mit den Vorgängen des Jahres 1974 nicht das geringste zu tun.

SPIEGEL: Aber es gibt doch so etwas wie Solidarität zwischen Gewerkschaften und der sozialliberalen Koalition. Oder ist es Ihnen egal, welche Regierung dran ist, Hauptsache, Sie kriegen, was Sie wollen?

KLUNCKER: Nein, den Arbeitnehmern und ihren Organisationen kann es nicht gleichgültig sein, wer regiert. Aber eine Gewerkschaft, die sich als Tarifvertragspartei ernst nimmt, muß auf Distanz gehen zum öffentlichen Arbeitgeber. Sonst übernimmt sie die Funktion eines Hofjublers.

SPIEGEL: Das Gegenstück zum Hofjubler ist ein Heinz Kluncker, der möglicherweise Kanzler Schmidt die Wahlen verdirbt. Denn wenn Sie wieder zuschlagen, bringen Sie das Sparkonzept durcheinander und gefährden den Aufschwung.

KLUNCKER: Wenn mein Seelenkostüm nicht so gut gepanzert und harmonisch ausgeglichen wäre, könnte ich jetzt durch Ihre Suggestivfragen zum Größenwahn denaturieren.

SPIEGEL: Wir dachten eher, wir könnten Sie zur Zurückhaltung animieren. Oder halten Sie die wirtschaftliche Situation für günstiger, als die Bundesregierung sie darstellt?

KLUNCKER: Gott sei Dank kommen wir endlich zur Sache. Wir haben einen Wachstumsstopp. Wir haben eine miserable Haushaltssituation, mehr als 60 Milliarden Defizit. Die wirtschaftliche Lage ist nicht erfreulich.

SPIEGEL: Nach Ansicht des Kanzlers kann sie nur besser werden, wenn alle Arbeitnehmer, vor allem aber die des öffentlichen Dienstes, bei der nächsten Lohnrunde zurückstecken.

KLUNCKER: Ich teile diese Auffassung des Kanzlers keineswegs, daß die Arbeitnehmer verteilungspolitisch zu gut abgeschnitten haben. Der öffentliche Dienst steht auch kein Jota besser da als vergleichbare Arbeitnehmergruppen in der gewerblichen Wirtschaft. Wir haben keinen Verteilungsvorsprung, wir hinken auch nicht hinterher.

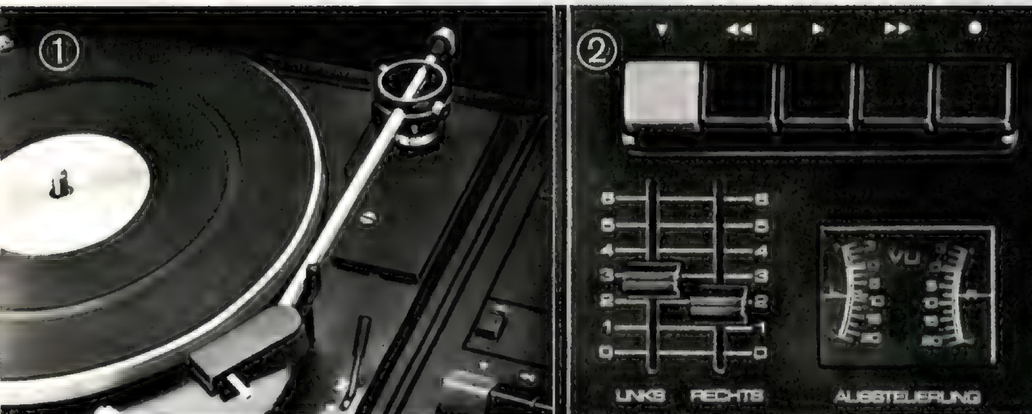
SPIEGEL: Die Gewinne der Unternehmen sind doch offensichtlich nicht hoch genug, um die notwendige Investitionsfreude zu verbreiten.

KLUNCKER: Ich glaube, so pauschal trifft das nicht zu. Unternehmer jammern immer, das ist kein Phänomen des Jahres 1976.

SPIEGEL: Aber neu ist, daß eine sozialdemokratisch geführte Regierung in den Jammer einstimmt . . .

① Silicongedämpfter Tonarmlift. Hochwertiges Keramik-System CDS 660 (PE 3040).
② Stereo-CC-Cassetten-Recorder Typ Philips 2507/84 ③ Frontale Anschlußbuchse für Stereo-Kopfhörer.







Ausgezeichnet mit der Loewe Qualitäts-Marke:
multisound SK 704
Dreimal tonangebend

40 Watt Musikanlage SK 704 Phono-Stereo-Kombination mit 2 Stereo-Konzertboxen B 20.
Die Multi-Möglichkeiten:
Mono-, Stereo-, Doppelstereo- und Quadrosound-Hören von Rundfunksendungen, Schallplatten und CC-Cassetten. Überspielen von Sendungen und Schallplatten auf CC-Cassetten. Eigene Mikrofonaufnahmen. Einblendung von Sprecher-Texten in laufende Überspielungen.
Stereo-Empfänger-Verstärker:
2 x 13 Watt Sinus. 2 x 20 Watt Musik. UKW, KW, MW, LW. 5 UKW-Festsendertasten. 3 Anzeigeinstrumente. Mit dem servicefreundlichen Rundfunk-System-Chassis '77.
Stereo-Plattenwechsler PE 3040:
Für sechs 17- oder 30 cm-Platten. Silicongedämpfter Tonarmlift. 33 ⅓ und 45 U/min. Hochwertiges Keramik-System CDS 660.
Stereo-CC-Cassetten-Recorder Philips 2507/84:
Für Normal- und Chromdioxyd-Cassetten. 2 Gleitregler für Stereo-Kanal-Aussteuerung, Bandzählwerk, Pausen-Taste, Anschlußbuchse für Mikrofon. Bandendabschaltung.

LOEWE
RUNDFUNK · FERNSEHEN
PHONO

LOEWE QUALITÄT Sicherheit auf Dauer

Gehäuse in den Farben Perl oder Graphit-Metalleffekt mit getönter Klarsichthaube.
2 Boxen gehören zum Lieferumfang.
Wer ein Gerät mit diesem Gütezeichen kauft, kann gewiß sein, daß jedes einzelne Bauelement vielfach geprüft und kontrolliert wurde. Die Geräte werden nach strengsten Qualitäts-Normen gefertigt und garantieren dem Käufer einen zuverlässigen Gebrauchswert.
Den informativen Prospekt »Loewe-Parade« sollten Sie kennenlernen.
Sie erhalten ihn beim guten Fachhandel oder direkt über Loewe Opta, 8640 Kronach.

Was stimmt hier nicht?

Wie so oft in den vergangenen Wochen haben wir auch heute wieder eine Flasche unseres vorzüglichen Wodkas abgebildet. Zu Zwecken der Werbung, versteht sich.

Wenn Sie diese Flasche aufmerksam betrachten, werden Sie merken, daß sich ein paar Fehlerchen eingeschlichen haben, insgesamt acht.

Können Sie uns sagen, welche?

1. ....
2. ....
3. ....
4. ....
5. ....
6. ....
7. ....
8. ....

Wenn Sie den einen oder anderen nicht finden, auch nicht schlimm. Um das volle Rätsel zu lösen, brauchen Sie nämlich keinesfalls eine Originalflasche unseres Erzeugnisses zu kaufen, obwohl wir Sie auch natürlich nicht daran hindern wollen.

Die Auflösung finden Sie nämlich am Fuße dieser Anzeige, auf den Kopf gestellt.

Drehen Sie um.

Auflösung:

1. Die Zwiebel auf dem Flaschenverschluß hat dort nichts zu suchen, obwohl man sie als Sakuski durchaus zu Wodka Moskovskaya essen kann.
2. Auf der Halsschleife hat sich ein Fehler eingeschlichen. Es heißt nicht „Rechter russischer Wodka", sondern „Echter russischer Wodka".
3. Wie Sie der Verordnung zur Kennzeichnung von Trinkbranntwein entnehmen können, ist es nicht statthaft, ИНОСТРАННОЕ ИЗГОТОВЛЕНИЕ russisch zu schreiben. Nicht nur, daß lateinische Buchstaben zur Anwendung gelangen müssen, sie müssen auch „mindestens 5 mm hoch und so breit sein, daß im Durchschnitt je 10 Buchstaben eine Fläche von mindestens 35 mm Länge einnehmen".
4. Die Behauptung „Nur echt russischer Wodka ist echt russischer Wodka" stimmt zwar (denn Wodka Moskovskaya ist ein echt russischer Wodka, der in der Sowjetunion hergestellt und abgefüllt wird), trotzdem haben wir es unterlassen, sie auf unser Etikett zu drucken.
5. Der Doppeladler ist fälschlich auf das Etikett geraten. Bei dieser Gelegenheit können wir Ihnen versichern, daß dieses Relikt aus Zarenzeiten keine Flasche echt russischen Wodkas schmückt.
6. Die Aufschrift „Obskurer Wodka" stimmt natürlich nicht. In Wirklichkeit muß es „Osbobaya Wodka" heißen, was soviel bedeutet wie besonderer, ausgewählter Wodka.
7. Auch die Feststellung, Wodka Moskovskaya schmecke alleine am besten, ist doppelt irreführend. Erstens kann man ihn sehr wohl in Gesellschaft trinken. Zweitens muß es heißen „Schmeckt gekühlt am besten".
8. Der Sitz unserer Simex-Generalvertretung für die Bundesrepublik ist natürlich nicht 517 Jericho, sondern 517 Jülich.

Nur echt russischer Wodka ist echt russischer Wodka.

KLUNCKER: ... ein Phänomen, das vielleicht auch ein bißchen mit der Konstellation in dieser Koalition zusammenhängt.

SPIEGEL: Sie meinen, mit der unternehmerfreundlichen Haltung des FDP-Wirtschaftsministers Hans Friderichs ...

KLUNCKER: .. und seines Weggenossen Graf Lambsdorff, der als Wirtschaftssprecher der FDP-Fraktion Unternehmerpolitik verkauft.

„Es gibt ja genug Propheten in unserem Lande."

SPIEGEL: Sie meinen, die Ansicht, Löhne seien zu hoch und Gewinne zu gering, stehe einem Sozialdemokraten nicht an?

KLUNCKER: Typisch sozialdemokratisch ist solche Erkenntnis jedenfalls nicht.

SPIEGEL: Sie halten den Kanzler, der genau dies denkt und es auch offen sagt, für einen schlechten Sozialdemokraten?

KLUNCKER: Ich halte den Kanzler für einen überzeugten Sozialdemokraten. Aber es gibt wohl nicht nur eine sozialdemokratische Erkenntnis. Eine Volkspartei hat differenzierte Anschauungen über ökonomische und soziale Zusammenhänge. Immerhin sind wir bei der ÖTV zu dem Ergebnis gekommen, daß der Verteilungsspielraum des Jahres 1976 geringer sein wird als je zuvor in der Nachkriegsgeschichte.

SPIEGEL: Sie teilen also insoweit die Einschätzung der Regierung. Dann müßten Sie eigentlich auch mit vier Prozent zufrieden sein.

KLUNCKER: Keinesfalls, wir brauchen mindestens einen Ausgleich für die Teuerung. Dies ist der tarifpolitische Spielraum des Jahres 1976, es sei denn, die Verhältnisse ändern sich von Grund auf.

SPIEGEL: Wofür freilich keinerlei Anzeichen zu sehen sind.

KLUNCKER: Dazu will ich mich nicht äußern. Es gibt ja genug Propheten in unserem Lande, und manche sogar, die sehr hoch dafür bezahlt werden. Dazu gehören die Sachverständigen. In den vergangenen Jahren haben sie ständig aus dem Kaffeesatz gelesen und Prognosen geliefert, die das Papier nicht wert waren, auf dem sie gedruckt wurden.

SPIEGEL: Nur, auf diesen Kaffeesatz sind auch Sie angewiesen, wenn Sie Ihre Tarif-Forderungen formulieren.

KLUNCKER: Das wäre traurig, wenn ein Gewerkschaftsvorsitzender den Weltgeist zu Hilfe nehmen müßte, um seine Interessen wahrzunehmen.



Deutsche Müllmänner: „Mindestens einen Ausgleich für die Teuerung"

SPIEGEL: Haben Sie denn andere Daten?

KLUNCKER: Für mich gibt es ein Datum, das ist die wirklich überschaubare wirtschaftliche Entwicklung.

SPIEGEL: Ist denn die inflationäre Entwicklung für 1976 überschaubar?

KLUNCKER: Ich hoffe, daß die Teuerungsrate sich in den derzeitigen Grenzen hält. Nicht zuletzt entscheiden darüber Ölscheichs und multinationale Konzerne.

SPIEGEL: Mehr als sechs Prozent fordern Sie also nicht?

KLUNCKER: Darauf möchte ich mich gegenwärtig nicht festlegen, weil noch ein zweites Datum für uns interessant ist: die Einkommensentwicklung in der gewerblichen Wirtschaft.

„Die Verluste müßte weitgehend der Steuerzahler tragen."

SPIEGEL: Das heißt, Sie wollen erst einmal abwarten, was die IG Metall im Herbst herausholt? Darunter geht es dann nicht?

KLUNCKER: Wir werden ein Absinken des öffentlichen Dienstes in der Verteilungsrelation nicht zulassen. Dafür gibt es weder eine sachliche noch eine soziale Begründung.

SPIEGEL: Es gibt schon eine sachliche Begründung. Auch bei der letzten Tarifrunde haben Sie, weil Sie von falschen Annahmen ausgegangen sind, zuviel bekommen: Sie haben einen Anteil am Wachstum des Jahres 1975 erstritten, den es gar nicht geben wird. Im Gegenteil: Das Bruttosozialprodukt schrumpft um mehr als drei Prozent.

KLUNCKER: Das ist ein beiderseitiges Risiko.

SPIEGEL: Muß man jetzt nicht das Zuviel verrechnen, wie es Staatssekretär Schlecht aus dem Bundeswirtschaftsministerium andeutete?

KLUNCKER: Wir haben für 1975 sechs Prozent abgeschlossen. Das ist die Teuerungsrate, nicht mehr. Aber auch wenn es mehr gewesen wäre,



tz, München

Weichmacher Kluncker


Ihr "Auto des Jahres"?

Urteilen Sie selbst.

Sehen Sie sich die drei völlig neuen Wagen von Simca lange und kritisch an – den 1307 GLS mit 55 PS, den 1308 S mit 75 PS und den 1308 GT mit 85 PS.

Alle drei sind Simcas einer neuen Autogeneration. Mit einem neuen Konzept, das auf einer äußerst mutigen Idee basiert: die neuesten und bedeutendsten Errungenschaften des Automobilbaues in einem Fahrzeug zu vereinen.

Ob es uns gelungen ist, werden Sie an den neuen Simcas erkennen. Sie werden sehen, daß die praktisch geräuschlosen Wagen alles aufweisen, was in dieser Klasse an Leistung, Wirtschaftlichkeit und Sicherheit zu erreichen war.

Der Motor: quergestellt und mit fünffach gelagerter Kurbelwelle. Vorderradantrieb. Das Fahrwerk: Einzelradaufhängung vorn an Querlenkern mit längsliegenden Drehstäben und Kurvenstabilisator. Hinten an Längslenkern mit Schraubenfedern und Querstabilisator.

Was Sie bei Wagen vergleichbarer Klasse oft als teure Extras bezahlen müssen, ist bei den Simcas im Grundpreis enthalten. Eine Transistorzündung, die praktisch wartungsfrei ist. Eine heizbare Heckscheibe. Das Zweikreisbremssystem. Rundum Gürtelreifen. Und eine Heizung und Belüftung, die auch den hinteren Passagieren zugute kommt.

Aber was machen wir Ihnen den Mund wäßrig. Am besten, Sie gehen ganz bald zu Ihrem Chrysler-Simca-Händler und machen eine Probefahrt. Dann, aber erst dann, urteilen Sie selbst.





Sozialdemokraten Schmidt, Kluncker: „Ich höre die Legende immer wieder“

könnten wir es nicht nachträglich umverteilen. Wir fangen jeweils neu an. Es gibt keine nachträglichen Verteilungskorrekturen.

SPIEGEL: Könnten nicht gerade Sie, dessen Ruf als erfolgreicher Prozenteschacherer unumstritten ist, jetzt einmal ökonomische Vernunft walten lassen und sich neues Ansehen als Maßhalte-Partner erwerben?

KLUNCKER: Ich kann doch nicht vor die Mitglieder hintreten und sagen: Teuerungsausgleich gibt es nicht, am besten macht eine Tellersammlung. Dies wäre ja wohl ein falsches Rollenverständnis.

SPIEGEL: Müssen nicht Ihre Mitglieder ein Interesse daran haben, daß der öffentliche Dienst endlich aus der Schußlinie kommt? Ihre eigene Partei, die SPD, hat die Sparpläne für den öffentlichen Dienst erfunden. Und die FDP propagiert, gemeinsam mit der CDU, eine Radikalkur: die Privatisierung eines Teils der öffentlichen Aufgaben.

KLUNCKER: Mir hat noch niemand schlüssig nachgewiesen, was unter dem Strich für den Bürger Gutes dabei herauskommen soll, wenn funktionstüchtige öffentliche Einrichtungen privatisiert würden, außer daß man einer kleinen Schicht von Unternehmern zusätzliche Gewinne verschafft. Denn nur die rentablen Unternehmungen würden Abnehmer finden. Die Verluste der übrigen müßte weitgehend der Steuerzahler tragen.

SPIEGEL: Der Staat ist doch gar nicht in der Lage, auf Dauer die Dienste, die er übernommen hat, zu finanzieren. Da muß abgebaut werden.

KLUNCKER: Man muß differenzieren. Wir haben zu wenig Altenheime, wir haben noch nicht genügend Kindergärten. Viele Einrichtungen im Gesundheitswesen und für die berufliche Bildung lassen zu wünschen übrig.

SPIEGEL: Aber selbst Sozialdemokraten denken gerade in dem Bereich, den Sie angesprochen haben — Kindergärten, Schulbildung, Tagesstätten — daran, wieder mehr private Träger mit solchen Aufgaben zu betrauen, weil der Staat unvergleichlich teurer ist.

KLUNCKER: Private Träger werden diese Einrichtungen nach marktwirtschaftlichen Gesetzen betreiben, das heißt Gewinnmaximierung. Ich kann mir vorstellen, was dabei für Kindergärten herauskommt. Es gibt Grundansprüche, die der Bürger an den öffentlichen Dienst stellen muß, die eben jenem Prinzip nicht unterworfen werden, es sei denn, man will den Sozialstaat umfunktionieren.

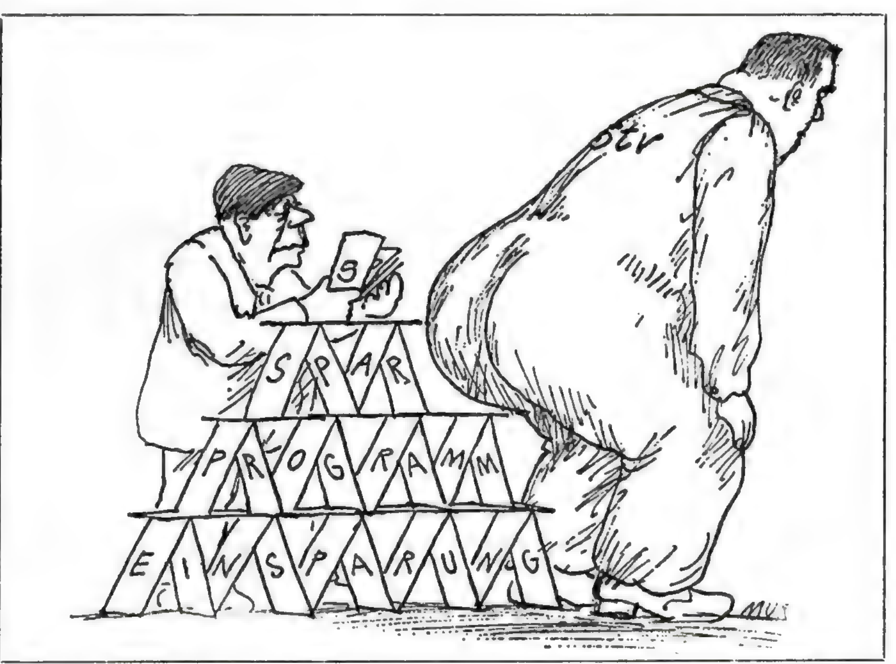
„Investitionen sind kein Wert an sich.“

SPIEGEL: Solche Einrichtungen werden, wie private Kindergärten oder Krankenhäuser, nach dem Prinzip der Gemeinnützigkeit betrieben. Es werden keine Gewinne kassiert.

KLUNCKER: Gut, man muß über solche Aktivitäten nachdenken. Aber das ist Sache der Politiker. Sie müssen Prioritäten setzen über die Größenordnung des Staatsverbrauchs, des privaten Verbrauchs, der staatlichen Investitionen. Meine Priorität ist eindeutig: die Vollbeschäftigung.

SPIEGEL: Die kann nach Meinung des Kanzlers und des Wirtschaftsministers nur dann wiederhergestellt werden, wenn der Staat den Unternehmen steuerliche Erleichterungen gibt, damit sie mehr investieren.

KLUNCKER: Investitionen sind kein Wert an sich. Da bin ich entschieden anderer Meinung als die Weggenossen von Herrn Friderichs. Die derzeitige Krise ist nicht nach dem Muster des liberalen Wirtschaftsideologen Adam Smith zu bewältigen, dessen Grundsatz hieß: Die Aufzucht von Schweinen ist produktiv, die Erziehung von Kindern unproduktiv.



Die Zeit

Kluncker nähert sich


Dem Filter-Freund
die Filter-REVAL
Herzhaft aromatisch.
Natürlich naturrein
im Tabak.
HERZHAFT
AROMATISCH
REVAL
REVAL
FILTER
REVAL
CIGARETTEN
Naturrein im Tabak

„Das Wort Sozialpartner ist Quatsch“

Peter Brügge über den ÖTV-Chef Heinz Kluncker

Von der Devise „Kraft durch Fressen“ hat Heinz Kluncker sich zwar kürzlich energisch befreit und ein Fünftel seiner 2,8 Zentner abgespeckt. Doch im Einklang mit seiner Leibesfülle lebt er nach wie vor. Akzeptiert's, wenn ihn Photographen am liebsten bäuchig, ohne Jacke, sehen — und die Leute draußen als den Jumbo gewerkschaftlicher Potenz. Noch Klunckers Schuhe müssen diesem Selbstverständnis entsprechen: dicke Sohlen für den Dicken.

Sogar wo er sich zum Kohlenklau des Systems überzeichnet fühlt, versteht er das als berufsbedingt „wie ein Schornsteinfeger, wenn er sich schwarz macht“. Ihn kratzt die unauslöschliche Nachrede nicht, Willy Brandt durch die Tarifforderungen von '74 mit vom Kanzlersessel geschoben zu haben.

Dagegen ist er immunisiert: Nicht nur durch seine heimliche Überzeugung, der Nachfolger Schmidt (zu dem er sich als Mensch und Sozialdemokrat sogar weniger hingezogen fühlt) tauge sowieso besser denn der Vorgänger für den Vorstandsvorsitz einer schlingernden Firma Staat. Was Kluncker wirklich schützt, ihn, den ungetauften Sohn eines ungetauften Arbeiters, ist ein Glaube: der an die Tarifautonomie; daran, daß die Grundordnung dem Gezerre des Verteilungskampfes höheren Rang zumißt als den Fragen konjunktureller Nützlichkeit.

Er muß glauben (dazu große, freundliche Kinderaugen) „an die Gegensätze in der Gesellschaft“. Wie so mancher Glaube sediert das. Eventuelle Skrupel einer Tarifrunde würden überlagert von den wohltuend gemischten höheren Weisungen aus dem Grundgesetz und der Großen ÖTV-Tarifkommission.

Heinz Kluncker komme man nicht mit dem Genrebild vom gleichen Boot, in dem angeblich alle sitzen. Er hält „das Wort Sozialpartner für Quatsch“. Es wird um saubere Fronten gebeten. Und da wäre es ebenso peinlich, von der anderen Seite gelobt wie von ihr mit Leitlinien versehen zu werden, gegen die man sich schon zum Erweis verfaßter Gegensätzlichkeit zu stemmen hätte. Wenn das hünenhafte Individuum Kluncker (188 cm) rundum gesellschaftlichen Partnern und Widerpartnern mit größtmöglicher Gutgläubigkeit begegnet, kennzeichnet das die Widersprüche seiner Existenz.

„Überproportional heftig“ stampft er dementsprechend auf, sobald er sich in dieser doch so gegensätzlichen Welt von einem anderen „überfahren fühlt“. Einen Elefanten nennt er sich selber hinsichtlich seines dann nahezu unversöhnlichen Erinnerungsvermögens.

Ungeachtet seiner beträchtlichen inneren Harmonien bedarf der Elefant guten Zuspruchs von außen. Den erwartet er nicht von den Massenmedien, in welchen er fast dankbar „zusätzliche Bataillone“ für seine verhandlungsschwachen Widersacher von der öffentlichen Hand sieht.



Radiobastler Kluncker, Sohn: Genuß des langen Suchens

Was ihm den großen Atem schenkt, ist „Verstärkung in den Betrieben“, der fordernde Zuspruch der Vertrauensleute, der Beifall der Beitragszahler (eine Million), von denen seine 6122 Monatsmark kommen, und eben nicht — bisher nicht — der Vorwurf, „wir hätten etwa den Bogen überspannt“.

Mehr noch als seine gepolsterte Physis begünstigt ihn diese Fähigkeit, aus dem Stimmengewirr gesellschaftlicher Forderungen trennscharf die für ihn maßgeblichen herauszuhören. Nicht zufällig ist er Radiobastler.

Einst hat Kluncker, Jahrgang 25, seines arbeitslosen Vaters Empfänger in knäbischer Wißbegierde zerlegt und erst nach zwei harten Jahren des Zulernens wieder zum Klingen gebracht. Bis heute übt er die sichtbare Sensibilität seiner Hände an solch defektem Gerät.

Kollegen erfreuen ihn durch längst verstummte Oldtimer aus dem Speichergerümpel, die er im Keller seines Stuttgarter Siedlungshauses wiederbelebt. Seine Ausrüstung gedieh mittlerweile zu professionellem Umfang, was ihn wiederum, sagt er, um Entscheidendes bringt: „den Genuß des langen Suchens und schließlichen Findens“.

Es verlockt dazu, an diesen vom Fortschritt genasführten Bastler zu denken, wenn der gleiche Kluncker den Ausbau der Kernenergie in der Bundesrepublik befürwortet. Effektivität und Wachstum sind ihm einzig denkbarer Nährboden künftig erstreitbarer sozialer Verbesserungen und somit willkommen, obschon er insgeheim nach der Idylle seufzt. Der Befriedigung dieser Sehnsucht wiederum bringt ihn ein Wohnwagen näher, den er jüngst erwarb und an einem noch einsamen Küstenpunkt Jugoslawiens festmachte.

Ihn verlangt nicht danach, auf den Präsentierteller oder gar — wie der ehemalige Bauarbeiter-Boß Leber — unter den Schellenbaum der Staatsmacht vorzudringen. Da träfe man auf Repräsentation, Orden, Protokoll und zwingende Anlässe für steife Kragen. Und derlei widerstrebt ihm fast so wie der Umgang mit Ministerialbürokraten, an denen er schon bei den Tarifrunden in Stuttgart abstoßend Ärgerliches beobachtete, wenn sie so nebenbei „ihre spezifischen Interessen durchzudrücken versuchten“.

Da schlägt nach den vielen beamtenfreundlichen ÖTV-Tarifsprüngen immer noch seine Herkunft aus dem Wuppertaler Proletariat durch, welchem Bürokraten für „Tintenpisser“ galten. Klunckers eigene Ordnung kommt schon in der Stuttgarter Verwaltungstristesse von „Öffentliche

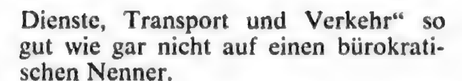

Der Mann braucht Socken
die passen zu dem, was er anhat und zu dem was er vorhat. Der korrekte Anzug ins Büro ist ja wieder im Kommen, wie man so hört. Und zum Anzug trägt man keine Campingsocken.
Wenn's was Besseres sein darf: feine Wollsocken
Die bekannteste unter Deutschlands feinen Wollsocken ist bristol von Falke, aus feiner Merinowolle, wärmend wenn es kalt ist, temperaturausgleichend, wenn es mal zu warm wird.
Mit verstärkter Hochferse, damit sie lange hält.
In 45 Farben: Passend zum Anzug, passend zum Hemd, passend zur Krawatte, passend zur Augenfarbe Ihrer Freundin, wenn Sie Wert darauf legen.
Schurwolle mit Beimischung
Das Combi-Wollsiegel garantiert eine gute Kombination
falke bristol
aus feiner Merinowolle
haltbar und pflegeleicht
1-4407
Gr. 11
falke
falke
Strümpfe zum Wohlfühlen



Nichts für Greenhörnchen!

Denn ein bißchen sollte man schon über Diamanten wissen, wenn man sie schenken oder geschenkt bekommen will.
Daß sie z. B. Jahrmillionen alt sind, daß sie mühsamst geschürft werden, daß sie die härtesten Edelsteine sind, daß ihr Schleifen höchste Kunst erfordert, daß Steine mit kleinen Einschlüssen genauso schön funkeln, daß auch kleine Farbnuancen naturgegeben sind und dem Stein individuellen Charakter geben und daß es Diamantschmuck in vielen außergewöhnlichen Designs gibt.

Diamanten sind Geschenke der Liebe.



Dienste, Transport und Verkehr" so gut wie gar nicht auf einen bürokratischen Nenner.

Er, der Mann des zweiten Bildungsweges, der niemals in einen der gewerkschaftlichen Kurse für Taktik und Rhetorik hineingeschmeckt hat, foppt seine Referenten, darunter einen Grafen von altem Adel, durch eine ihm allein durchschaubare Ablagetechnik. Abgeschirmt, Bastler scheint er auch da — wie in seinen unheimlich wirksamen Tarif-Kombinationen.

Wie mit Schaltplänen der Radiotechnik beschäftigt er sich theoretisch mit der Macht, die einer Gewerkschaftsführung für den Fall eines Versagens der Exekutive zu hebeln erlaubt sein könnte. So erwog er gelegentlich die Mobilisierung seiner Mitglieder gegen Flugzeugentführer, „wenn die politischen Instanzen sich nicht wehren".

Er denkt schon ans Ganze, wenngleich nicht so laut und nicht ohne Wehmut. Für sämtliche 3,6 Millionen im öffentlichen Dienst Beschäftigten Unkündbarkeit erreichen zu wollen, fände er beispielsweise „im Zeichen des technischen Wandels" nicht mehr vertretbar. Andererseits erscheint es ihm generell „inhuman und furchtbar", weniger Leistungsfähige wegzuschieben.

„Fromme Lüge" gar nennt er das derzeit von allen gesellschaftlichen Gruppen gemurmelte Regen-Gebet um Investitionen, die angeblich Arbeitsplätze schaffen. In Wahrheit förderten sie Rationalisierung, sprich „zum Teil die Arbeitslosigkeit von morgen".

So Gegensätzliches rumpelt inwendig im Kluncker wie die Wackersteine im Bauch des Grimmschen Märchenwolfes. Er ärgert sich leise über die „pure Gedankenlosigkeit der gewerkschaftlichen Vertrauensleute", die sich zu wenig der einsamen Gastarbeiter annahmen. Unverblümt und leise verurteilt er auch eigene Versäumnisse, beklagt, Vater zweier Kinder, vermeintliche Erziehungsfehler: „Da habe ich versagt." Das kommt mit der sanften Eindringlichkeit, der seine Statur seltsam Nachdruck verleiht, eine Wellenlänge, die er selber wohl am besten empfängt.

Etwa aus den feinfühligen Abstraktionen von Paul Klee, die ihn „ansprechen", obgleich er das „nicht einordnen kann". Oder aus dem gebändigten Protestgesang der Joan Baez — Platten, die bei ihm zu Hause endlos ablaufen.

Neulich hat er sich auf dem Stuttgarter Schloßplatz sogar sanft und deutlich einen Menschen aus dem öffentlichen Dienst vorgeknöpft: einen Trambahnführer, der einer hilflosen Dame per Knopfdruck die Wagentür vor der Nase schloß, ein „im Grunde unanständiges Verhalten" (sagte der ÖTV-Boß). So etwas verstößt gegen das Leistungsprinzip, das er vertritt. Wie man aber im öffentlichen Dienst Leistung mißt, weiß er noch nicht.

GEBÜHREN

Tante im Garten

Je spärlicher die Steuern fließen, desto kräftiger schröpft der Staat seine Bürger bei den Gebühren: 20 Milliarden im Jahr.

Das Technische Überwachungsamt in Darmstadt berechnete dem Offenbacher Geschäftsmann Hermann Kupczyk für eine Nachkontrolle seines Heizöltanks, die zwei Minuten dauerte, eine volle Stundenpauschale von 50 Mark plus sieben Mark Reisekosten. Kupczyk empfand das „im Zeichen der Preisstabilität als Wucher". Aber: „Was soll ich machen? Ich hab's bezahlen müssen."

Die Kreisverwaltung in Aachen schickte dem Architekten Hans-Peter Kahlen zusammen mit einer Baugenehmigung für ein Mehrfamilienhaus letztes Jahr eine Gebührenrechnung über 2640 Mark. Kahlen zahlte, doch als er im Sommer dieses Jahres um eine einjährige Verlängerung der Baugenehmigung bat, bestellte ihn die Behörde erneut zur Kasse — mit 774 Mark für das Verlängerungs-Formblatt. „Ich habe es überwiesen", so Kahlen, „weil ich nicht weiß, wie man sich dagegen wehren könnte."

Wie Kupczyk und Kahlen ducken sich Millionen Bundesbürger vor der gebührenheischenden Obrigkeit. Während die Steuern in Zeiten der Wirtschaftsflaute nur noch spärlich in die Kassen von Bund, Ländern und Gemeinden fließen, versiegen sie niemals: die Wassergebühren, Schreibgebühren,



Gebührenpflichtige Hilfeleistung
Der Fiskus läßt sich nichts entgehen



SABA ULTRACOLOR.
SABA ULTRACOLOR.
SABA ULTRACOLOR.
SABA ULTRACOLOR.
Fünf Gründe sprechen für SABA ULTRACOLOR-Farbfernseher:
1. Natürliches Farbbild.
2. Hoher Bedienungskomfort.
3. Zuverlässigkeit.
4. Wohnliches Design.
5. Zukunftssichere Technik.
SABA
Qualität aus Tradition
SABA ULTRACOLOR.
SABA ULTRACOLOR.
SABA ULTRACOLOR.
SABA ULTRACOLOR.

SABA ULTRACOLOR.

Mehr Komfort. Mehr Wert.



SABA Ultracolor CT 6763 telecommander L. Nußbaum und mattweiß.

Mit den neuen SABA ULTRACOLOR-Farbfernsehgeräten kommt ein brandneuer Telecommander. Eine Fortentwicklung der drahtlosen Ultraschall-Fernsteuerung, die SABA als erster in Europa eingeführt hat. Der neue Telecommander steuert 29 Funktionen: 14 Programme und 2 Audiovisions-Kanäle, Lautstärke, Farbsättigung, Helligkeit und Ein/Aus. Weitere Steuerungsfunktionen sind Sprache und Musikeinstellung, die Ton-Stop-Taste zum Aus- und Einschalten des Fernsehtons und die Pilot-Taste zum Einstellen der Idealwerte von Farbe und Helligkeit.

Der hohe Bedienungskomfort ist einer von 5 Gründen, SABA ULTRACOLOR zu wählen. Die anderen vier:

SABA ULTRACOLOR-Farbfernseher haben über **70 Quadrat-Zentimeter mehr Bildfläche** als die sonst üblichen 66-cm-Bildröhren. Es gibt kein größeres Farbbild!

Zuverlässigkeit durch verschärfte Prüfmethoden und 24-Stunden-Betriebstest.

Geschmackvolles, wohnliches Design, das zu jeder Wohnungseinrichtung paßt. Auch noch nach Jahren.

Zukunftssichere Technik, z. B. mit Funktions-Moduln und dem Telecommander mit quarzkontrollierten Ultraschall-Frequenzen

Wollen Sie mehr wissen, dann schreiben Sie einfach an SABA-Werke, Leserdienst, 7730 VS-Villingen.

SABA

Qualität aus Tradition



Gebührenpflichtiges Tanzen
„Was soll ich machen ...

Stempelgebühren, Prüfgebühren, Leihgebühren, Mahngebühren.

Beim Bauen werden sie fällig, beim Jagen und Fischen, beim Parken und Geborenwerden. Gebühren zahlt, wer eine Fahrerlaubnis braucht und wer keine Fahrerlaubnis erhält. Seinen Obolus hat zu entrichten, wer eine Apotheke aufmacht oder eine Kneipe, wer mit Orden handelt oder auch mit Schrott. Ob man die Tante im eigenen Garten begraben, einen Verein gründen oder einen Affen importieren möchte, Hilfsbedürftige transportieren läßt, selber, betrunken, hilfsbedürftig wird oder Böllerschüsse abfeuern möchte — nichts, was der Fiskus sich entgehen ließe.

In Bayern dürfen die Mittel- und Höheren Schulen für ein Jahreszeugnis zwischen 1,50 und zwei Mark, für ein Reifezeugnis fünf Mark und für die „Beurlaubung von Schülern auf die Dauer von mehr als drei Tagen" zwischen zwei und 20 Mark vereinnahmen. Baden-Württemberg liefert eine „Genehmigung zum Treiben oder zur sonstigen Beförderung von Schafherden" für fünf bis 20 Mark; eine „Wiederverleihung des Rechts, hergestellten Käse als Markenkäse zu bezeichnen", läßt es sich mit Gebühren bis zu 200 Mark honorieren.

Beinahe 20 Milliarden Mark strichen auf solche Weise im vergangenen Jahr die öffentlichen Hände ein — doppelt soviel, wie die Bundesregierung von 1977 an jährlich durch die geplante Erhöhung der Mehrwertsteuer zusätzlich beim Bundesvolk abschöpfen will. Vier Fünftel dieser Summe vereinnahmten die Gemeinden, die teils im Staatsauftrag, teils auf eigene Faust Dienste verkaufen.

Während sich die Lebenshaltungskosten der privaten Haushalte in den 13 Jahren von 1962 bis 1974 gerade um die Hälfte (54,2 Prozent) erhöhten, haben sich die Steuereinnahmen der Gemeinden verdreifacht und die Gebühreneinnahmen vervierfacht.

Erst Anfang des Jahres wurden in Hamburg die Abwassergebühren zum 1. Januar 1975 um 107 Prozent und die Friedhofsgebühren um 25 bis 100 Prozent erhöht; in München hebt das Bundespatentamt seine Gebühren zum 1. Januar 1976 im Schnitt um 61 Prozent, in einigen Sparten sogar um bis zu 136 Prozent an.

Daß der Bürger bei alledem nicht übervorteilt werde, macht eine Antwort der Bundesregierung auf eine Oppositions-Anfrage vom Juni im Bundestag glauben. Gebühren für eine Dienstleistung, heißt es, würden „höchstens im Ausmaß der anfallenden Kosten" erhoben — ganz im Einklang mit dem Bundesverfassungsgericht, das schon 1966 dekretierte, bei der Gebührenerhebung müsse das sogenannte Äquivalenzprinzip gelten; die Gebühren dürften „in keinem Mißverhältnis zu der von der öffentlichen Gewalt gebotenen Leistung stehen".

Doch was so eindeutig scheint, bietet in der Behördenpraxis allemal Gelegenheit, den Bürger zu schröpfen. Da werden Kosten erhoben nach so elastischen Maßstäben wie der „Bedeutung der Leistung für den Benutzer" oder dem „sonstigen Nutzen der Amtshandlung für den Gebührenschuldner" oder nach dessen „wirtschaftlichen Verhältnissen", und das „Äquivalenzprinzip" ist eine von Land zu Land recht dehnbare Angelegenheit.

Eine „Erlaubnis zum regelmäßigen Tanzhalten" beispielsweise ist im weinseligen Rheinland-Pfalz schon für 25 bis 100 Mark zu haben; jenseits des Rheins, in Hessen, schlägt sie mit 50 bis 500 Mark zu Buch. Und für die Bestätigung der Gründung eines Vereins nimmt die nordrhein-westfälische Verwaltung (Mindestkosten: 50 Mark) zehnmal soviel wie die hessische (Mindestkosten: fünf Mark).

Aus Sorge, es mit den Behörden zu verderben, mucken Gebührenschuldner nur selten juristisch auf — obwohl es sich lohnen würde. Ein Frankfurter Hausbesitzer etwa obsiegte vor dem Verwaltungsgerichtshof in Kassel gegen seine Stadtverwaltung, die ihm Müllabfuhrgebühren für einen Zeitraum abverlangt hatte, in dem sein Haus von Demonstranten widerrechtlich besetzt gewesen war.

Ein Coca-Cola-Abfüller in Niedersachsen prozessierte bis zum Bundesverwaltungsgericht, weil die Behörden die ihm auferlegten Kanalnutzungsgebühren nach der Menge des von der Firma bezogenen Frischwassers berechnet hatten: Das Wasser, so monierte der Cola-Mann erfolgreich, sei in die Flaschen, nicht in den Kanal geflossen.

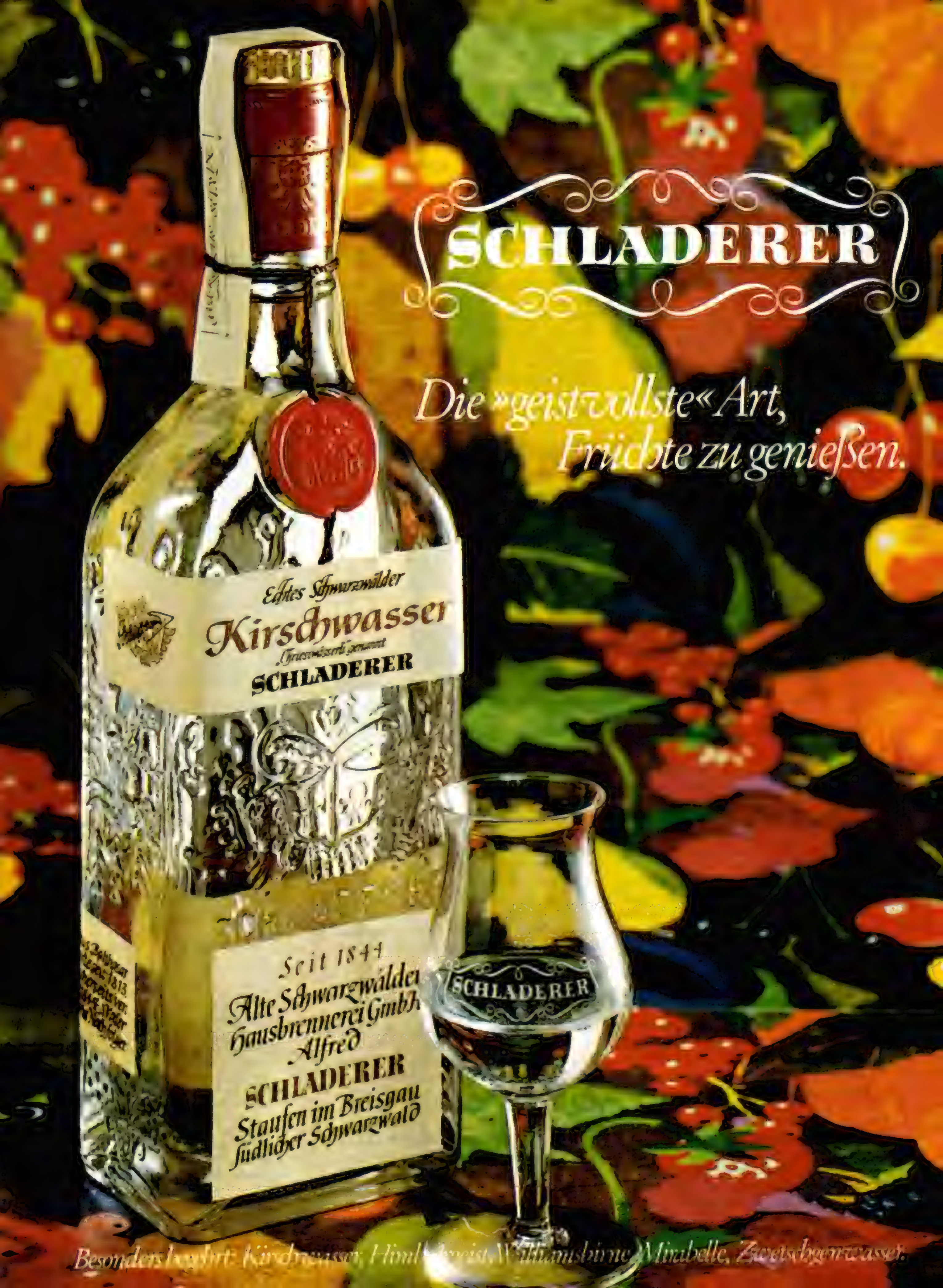
Und in Offenbach stellte eine Maschinenfabrik, die wegen eines über die Straßenfront hinausragenden Flachdaches zu einer „Sondernutzungsgebühr" herangezogen worden war, der Verwaltung umgekehrt eine Gebühr dafür in Rechnung, daß die Stadt eigenmächtig O-Bus-Leitungen an der Fabrikwand befestigt hatte; prompt zog der Kämmerer seinen Gebührenbescheid zurück.

Nachgerade possenhaft wirkt das Geschäft mit den Gebühren, wenn es darum geht, sich von Amts wegen von Geboten und Pflichten dispensieren zu lassen. Für die Erlaubnis zur Führung der Berufsbezeichnung „Masseur" gibt es in Nordrhein-Westfalen vorsichtshalber gleich zwei Gebührenansätze: Die Erlaubnis „nach Ablegung der vorgeschriebenen Prüfung" ist für 20 Mark zu haben, die Erlaubnis „ohne Ablegung der vorgeschriebenen Prüfung" wird für 50 Mark abgegeben.

Überall in Deutschland lassen sich Behörden in einer Art modernen Ablaßhandels Befreiungen erst gegen bare



... ich hab's bezahlen müssen": **Gebührenpflichtiges Böllerschießen**


SCHLADERER
Die »geistvollste« Art, Früchte zu genießen.
Echtes Schwarzwälder
Kirschwasser
SCHLADERER
Seit 1844
Alte Schwarzwälder Hausbrennerei GmbH
Alfred
SCHLADERER
Staufen im Breisgau
südlicher Schwarzwald
SCHLADERER
Besonders beliebt: Kirschwasser, Himbeergeist, Williamsbirne, Mirabelle, Zwetschgenwasser.

Münze abringen: Ausnahmen vom Verbot des Uniformtragens auf Versammlungen, Ausnahmen vom Aufgebotszwang vor der Eheschließung, Ausnahme von der gesetzlichen Pflicht zur Errichtung von Garagenplätzen.

Ein solch „erzwungenes ‚Freikaufen' von einer normativ obliegenden Verpflichtung" hielt der angesehene — inzwischen verstorbene — Heidelberger Verwaltungsrechtler Professor Ernst Forsthoff zwar schlicht für „rechtswidrig". Aber in Hessen dürfen die Bauämter für „Befreiungen von baurechtlichen Vorschriften" nichtsdestoweniger zwischen 20 und 3000 Mark verlangen, mit der Maßgabe: „Ist der Nutzen, der dem Bauherrn durch die Befreiung entsteht, besonders groß, so kann die Gebühr bis auf 20 000 Mark erhöht werden."

Jedoch, wie die Verwaltungen „besonders großen Nutzen" mit einer Art gend im Interesse der Allgemeinheit. Und doch werden die Betroffenen dafür genauso zur Kasse zitiert, wie ein Erfinder, dem seine Erfindung als „volkswirtschaftlich wertvoll" bestätigt, oder ein Greis, dem wegen „geistiger oder körperlicher Mängel" das Autofahren untersagt wird.

Der Fiskus, kurzum, nimmt seine Gebühren, von wem er sie nur kriegen kann, und die Kriterien, nach denen sie erhoben werden, sind mittlerweile nicht selten bis zur Unkenntlichkeit strapaziert.

Daß gestiegene Löhne, wachsende Material- und Nebenkosten die Anhebung mancher Gebühr rechtfertigen, liegt auf der Hand — so werden etwa nach Schätzung der kommunalen Statistiker bei der Müllabfuhr erst 85, bei der Straßenreinigung 70 und bei der Stadtentwässerung kaum 60 Prozent der Kosten durch Gebühren finanziert.



Sonder-Steuer belegen, so selbstverständlich kassieren sie auch für Amtshandlungen, an denen der Bürger nicht das geringste Interesse hat. Wer beispielsweise in Bayern ein Wirtshausverbot bekommt, muß dafür auch noch zwischen fünf und 50 Mark Gebühren hinlegen.

Zahlen muß auch, wer eine Aufforderung zur Stillegung seines Autos erhält oder wer zum Verkehrsunterricht beordert wird — obgleich es, zumal in süddeutschen Kostengesetzen, fast gleichlautend heißt: „Gebühren werden nicht erhoben für Amtshandlungen, die überwiegend im öffentlichen Interesse vorgenommen werden."

Wenn ein Protestmarsch aus Gründen der „öffentlichen Sicherheit" verboten, einem Leichtfuß mangels der „erforderlichen Zuverlässigkeit" die Waffenbesitzkarte abgenommen oder einem Spielhallenbesitzer wegen „nicht zumutbarer Belästigung der Allgemeinheit" die Konzession entzogen wird — immer liegt dies zumindest überwie-

Daß aber andererseits Kosten ohne Grund in die Höhe getrieben werden, ist nicht minder offensichtlich. Der Bund der Steuerzahler beklagt denn auch, daß sich die Städte und Gemeinden von der Geldentwertung „abkoppeln" und „unter Ausnutzung ihrer Gebührenmonopolstellung die Kosteninflation bei Haushalten und Betrieben kräftig anheizen".

Wie sich so etwas machen läßt, erhellt am Beispiel der früher selbständigen hessischen Gemeinde Kalbach (4000 Einwohner) bei Frankfurt. Dort pflegte der Bürgermeister für Beerdigungen nur 80 Mark Bestattungskosten — statt der tatsächlich anfallenden Kosten von 200 Mark — zu berechnen, „weil die Gemeindekasse den Rest gut tragen konnte".

Anfang dieses Jahres wurde Kalbach gebührenrechtlich nach Frankfurt eingemeindet. Nun kostet die Bestattung auf dem Gemeindefriedhof nicht mehr 80, auch nicht kostenäquivalent 200, sondern 650 Mark. ◆

DATSUN 120 Y
1163 ccm
52 DIN-PS
145 km/h
wahlweise Automatik

DATSUN 180 B SSS Coupé
1758 ccm
89 DIN-PS
171 km/h
5-Gang
2 Vergaser
wahlweise Automatik

DATSUN 160 J
1579 ccm
72 DIN-PS
160 km/h
wahlweise Automatik

DATSUN 260 Z 2+2
2547 ccm
126 DIN-PS
205 km/h
5-Gang
2 Vergaser
Große Heckklappe

kann man nachträglich nicht einbauen. – ausgereifte Technik von 45-126 PS.

Ergebnis hundertfacher Crash-Tests. Selbst bei Frontalaufprall mit 50 km/h auf eine feste Wand bleibt sie weitgehend unbeschädigt. Die Monocoque-Sicherheits-Karosserie – eine fest mit der Karosserie verbundene, verbindungssteife Rahmen/Boden-Gruppe – verfügt über außergewöhnlich stabile Längs- und Querträger und seitenaufpralldämpfende Türholme. Das Dach ist durch eine spezielle Rahmenkonstruktion verstärkt und bietet damit erhöhte Sicherheit beim Überschlag.

Alle DATSUN haben Teleskop-Sicherheitslenksäule, 2-Kreis-Bremssystem mit Bremskraftverteiler sowie Scheibenbremsen vorn. Kontrolleuchten für das Bremssystem sind beim DATSUN ebenso selbstverständlich, wie die Sicherheitsfrontscheibe aus Verbundglas, die heizbare Heckscheibe, eine elektrische Scheibenwischwasch-Anlage, Automatikgurte, Rückfahrscheinwerfer, Kopfstützen vorn und eine Zwangsentlüftung, die ein Beschlagen der Scheiben verhindert und damit für gute Sichtverhältnisse sorgt.

Für welchen DATSUN Sie sich auch immer entscheiden – bei diesem Wagen ist alles serienmäßig. Auch die Sicherheit. (Jeder DATSUN ist bereits für die neuen, bleiarmen Kraftstoffe ausgelegt. Seit 1972 wird in Japan Benzin mit einem Bleigehalt von 0,07 g/l gefahren, also mit nur halb soviel wie ab 1976 bei uns Vorschrift wird.)



Garantie: 1 Jahr ohne km-Begrenzung.

Handelsmarke der NISSAN Motor Co Ltd. Tokyo/Japan

Das Komplett-Konzept.

DATSUN. Nissan Motor Deutschland GmbH. 4 Düsseldorf, Johannes-Weyer-Str. 1–3.
Die 4 Vertriebsgesellschaften: DATSUN Autovertrieb Deutschland-Nord GmbH, 29 Oldenburg. DATSUN Autovertrieb Deutschland-Süd GmbH, 609 Rüsselsheim. DATSUN Autovertrieb Deutschland-West GmbH, 43 Essen. DATSUN Autovertrieb Bayern GmbH, 89 Augsburg.

ENTSPANNUNG

Genießen Sie Pan Am's World! Denn Fliegen ist Urlaub über den Wolken.

Kuscheln Sie sich einfach in Ihren bequemen Sessel an Bord, und fühlen Sie sich wohl bei uns. Denn schließlich fliegen Sie ja mit der erfahrensten Fluggesellschaft der Welt. In Maschinen, die sich weltweit bewährt haben. Mit Piloten, die bestens ausgebildet sind. Und mit Stewardessen, die in Fluggastbetreuung besonders geschult sind und die sich gern um Ihr spezielles Wohl kümmern.

Da kann man doch im Fluge entspannen... neuen Zielen entgegenträumen! Und das alles nur unterbrochen von der Qual der Wahl zwischen drei verschiedenen Menüs in unserer Economy-Klasse, zwischen 2 Filmen* oder 8-Kanal-Stereo-Sound.

Und ganz feudal wird's natürlich in der First-class-dining-lounge. (Von allen Fluggesellschaften gibt's so etwas Tolles nur in unseren 747-Jets.) Dort können Sie an festlich gedeckten Tischen speisen wie in einem Feinschmeckerlokal.

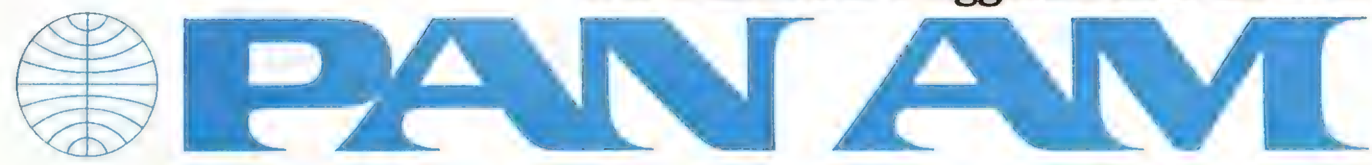
Aber damit Sie nicht glauben, nur in den luftigen Regionen sei es so himmlisch wie im Urlaub... bei uns fängt der Himmel nämlich sozusagen schon auf Erden an. In jedem unserer 192 Büros auf der ganzen Welt oder auf unserem bequemen Pan Am Worldport in New York z. B., auf dem Sie keinen Schritt zuviel machen müssen.

Also – war er nicht so entspannend wie ein Stückchen Urlaub – Ihr Flug mit Pan Am?

Jedes IATA-Flugreisebüro bucht gern Ihren Pan Am „Urlaubs"-Flug.

*Leider müssen wir für die Kopfhörer eine geringe Gebühr erheben – die Bestimmungen, Sie wissen ja.

Die erfahrenste Fluggesellschaft der Welt



Faule Sache

Mit Wechselkursen, die es für die DDR offiziell nicht gibt, operiert der Ost-Berliner Anwalt Vogel, bekannt als Organisator von Häftlings-Freikäufen, in einem Rechtsstreit um Unterhaltszahlungen.

Im Osten genießt er das Vertrauen der Staatsspitze und die Privilegien des Systems wie Dauervisum für Westreisen, neuen Mercedes und ein Haus an einem märkischen See.

Im Westen verlautet über seine Besuche offiziell nichts, der Empfang ist — wie erst vor wenigen Wochen in Kanzler Helmut Schmidts Wochenendhaus am Brahmsee und davor schon öfter bei SPD-Fraktionschef Herbert Wehner in Bonn — höchst diskret.

Denn Wolfgang Vogel, 49, Rechtsanwalt in Ost-Berlin und seit kurzem Träger des „Vaterländischen Verdienstordens in Gold", fungiert bisweilen als eine Art „heißer Draht" zwischen den beiden deutschen Republiken. Vor allem aber organisiert er den Freikauf westdeutscher Häftlinge aus DDR-Gefängnissen — zum Wohle der schmalen ostdeutschen Devisenkasse (SPIEGEL 36/1975).

Soweit Wolfgang Vogel nicht in geheimer Polit-Mission unterwegs ist, betreibt er die normalen Geschäfte eines Anwalts. Zum Beispiel im Fall des Hamburger Ingenieurs Hans Bahner*, der, seit er mit dem Advokaten Vogel zu tun hat, den Verdacht nicht los wird, sein Ost-Berliner Widerpart wolle ihn übervorteilen.

Bahner war 1966 aus der DDR geflüchtet. Zurück blieb ein Sohn aus erster Ehe, der Anspruch auf monatliche Unterhaltszahlungen in Höhe von 75 Mark hatte. Jahrelang kam Bahner seinen Verpflichtungen mit Hilfe eines Ost-Berliner Sperrkontos nach, das mit dem Zwangsversteigerungs-Erlös seines DDR-Vermögens errichtet worden war. Eine Abrechnung hat er freilich nie bekommen.

Einen ersten Hinweis, daß sein Guthaben in der DDR erschöpft sein könnte, erhielt Bahner, als es um die Erhöhung der Unterhaltszahlungen von 75 auf 90 Mark ging. Prozeßbevollmächtigter des Bahner-Sohnes: Dr. Wolfgang Vogel. Im September 1972 erging ein entsprechendes Urteil des Hamburger Amtsgerichts. Bahner, noch immer ohne Konto-Auszug aus Ost-Berlin, sah zunächst keinen Anlaß, die Zahlungen von Hamburg aus aufzunehmen — bis Vogel im April 1973 einen Pfändungs- und Überweisungsbeschluß erwirkte.

Auf dem Pfändungsbescheid war in Maschinenschrift die Konto-Nummer 526/1599/00 bei der (West-)Berliner Disconto Bank angegeben. Bahner: „Ich nahm an, das sei einer dieser Fonds bei den Jugendämtern, über die ja damals Unterhaltszahlungen zwischen Ost und West abgewickelt wurden." Tatsächlich aber handelte es sich um die Bankverbindung Vogels, der unter der Nummer 1853 auch in West-Berlin als Anwalt zugelassen ist.

Bahner nahm die Nachzahlungen auf und hielt die Angelegenheit für erledigt, als Vogel ihm bestätigte, „daß die Unterhaltsverpflichtung Mitte August 73 endet". Inzwischen betrieb der DDR-Advokat aber die rückwirkende Erhöhung der Unterhaltszahlungen auf 90 Mark auch für die Jahre 1966 bis 1972 — jenen Zeitraum also, in dem monatlich 75 Mark von Bahners Ost-Berliner Sperrkonto abgebucht worden waren. Im November 1974 gab das Stadtgericht von Groß-Berlin (Ost) dem Antrag Vogels rechtskräftig statt: Auftakt für eine Kette von Merkwürdigkeiten.



DDR-Anwalt Vogel
Rechnung mit dem Schwindelkurs

Nach diesem Urteil hätte Bahner für den fraglichen Zeitraum einen Differenzbetrag von insgesamt 1020 Mark — 68 Monate à 15 Mark — nachentrichten müssen. Ganz anders jedoch die Rechnung Vogels: Bahner, so argumentierte der Anwalt, sei durch den Spruch des Ost-Berliner Gerichts zur Unterhaltszahlung in *West*-Mark verpflichtet. Da er jedoch während der strittigen 68 Monate von seinem Sperrkonto jeweils 75 *Ost*-Mark gezahlt habe, ergäben sich „bei einem Wechselstuben-Kurs von durchschnittlich 1:3" (Vogel-Schriftsatz) tatsächlich Zahlungen von monatlich nur 25 Westmark. Zusammen mit der Erhöhung der Unterhaltssumme um 15 Mark müsse Bahner mithin nun einen Differenzbetrag von monatlich 65 Mark nachzahlen — insgesamt 4420 West-Mark.

Vogels Argumentation ist dubios. Denn die DDR erkennt überhaupt keine Mark-Wechselkurse an. Das erfährt jeder westdeutsche DDR-Besucher, wenn er D-Mark im Verhältnis 1:1 gegen Ost-Mark eintauschen muß.

Entsprechend sind auch die Regelungen im zwischenstaatlichen Zahlungsverkehr. So zahlt zum Beispiel ein DDR-Bürger, der gegenüber einem in der Bundesrepublik lebenden Kind unterhaltspflichtig ist, den betreffenden Betrag in seiner Währung ein, der dann dem Empfangsberechtigten im Verhältnis 1:1 in West-Mark ausgehändigt wird. Andererseits können — wie im Fall Bahner — Vermögenswerte im jeweils anderen Staat zur Begleichung von Ansprüchen herangezogen werden.

Abgewickelt werden solche Zahlungen seit Juni 1974 gemäß einer Folgevereinbarung zum Grundlagen-Vertrag über Verrechnungskonten, die von der Deutschen Bundesbank für die DDR-Staatsbank und umgekehrt geführt werden. Andere Zahlungswege sind „nicht genehmigt" (ein Bundesbank-Beamter) — mithin hätte Anwalt Vogel auch kein Recht, die Unterhaltszahlungen Bahners auf seinem West-Berliner Konto auflaufen zu lassen.

Vogel freilich scheinen derlei Bestimmungen nicht zu kümmern. Unbeirrt erwirkte er beim Hamburger Amtsgericht im April dieses Jahres einen weiteren Pfändungsbeschluß — diesmal über die zweifelhaften 4420 Mark nach dem 1:3-Kurs. Hinweise des Bahner-Anwalts auf einen etwaigen Umtausch (nach dem in der DDR so genannten „Schwindelkurs") tat Vogel empört ab: „Die von Ihnen, sehr geehrter Herr Kollege, angestellten Betrachtungen über einen Umtausch sind aus der Luft gegriffen. Ich verwahre mich entschieden gegen eine solche Unterstellung. Gehen Sie bitte davon aus, daß mir die einschlägigen Devisenbestimmungen sowohl in der BRD als auch in der DDR bekannt sind."

Wenn das so wäre, dann hätte Vogel allerdings auch keine Wechselkursberechnungen anstellen und die Bahner-Zahlungen nicht auf sein Konto erbitten dürfen. Im übrigen fährt der Ost-Berliner Jurist durchaus zweigleisig, seit Bahner Vollstreckungsabwehrklage erhoben hat: In einem Schriftsatz an das Ost-Berliner Stadtbezirksgericht Lichtenberg ist nur von dem Differenzbetrag von 15 Mark (zusammen 1020 Mark) die Rede, während er gegenüber dem Hamburger Amtsgericht nach wie vor 4420 Mark geltend macht, neuerdings freilich mit einem Vergleichsvorschlag: „Um ... den Schuldner nicht in wirtschaftliche Schwierigkeiten zu bringen, würde diesseits ein Vergleich möglich sein, wonach der Schuldner die Hälfte der geltend gemachten Schuldsumme ... zahlt."

Der Rechtsstreit dauert an. Bahner: „An der Sache ist doch was faul." ◆

* Name von der Redaktion geändert.

Mobil SHC: Mehr km pro Motor.

Mit dem vollsynthetischen Schmierstoff Mobil SHC fahren Sie Ihren Motor länger, weil Sie einen 50 % dickeren Schmierfilm haben. Mit besserer Trennung zwischen den gleitenden Teilen. Und folglich mehr Schonung für die gleitenden Teile.

Sie fahren den Motor länger, weil Mobil SHC Temperaturen verträgt, die ein Mineralöl in die Knie zwingen würden. Und damit den Motor meistens auch.

Sie fahren den Motor länger, weil Mobil SHC ohne Zusätze auskommt, die die Viskosität stabilisieren. Denn was es nicht gibt, kann weder verbrennen noch Rückstände in den Kanälen bilden. Darum haben Sie immer gesunde Verbrennung und gesunde Leistung. Und vor allem einen gesunden Motor.



Und Sie fahren den Motor länger, weil Mobil SHC bei Kaltstarts augenblicklich schmiert. Und der Motor darum nicht verschleißt. Das alles gibt Ihnen die Sicherheit, daß Sie mit Mobil SHC auch dann noch problemlos fahren und fahren und fahren, während andere schon zahlen und zahlen und zahlen.

Zur freiwilligen Selbstkontrolle:
Die Mobil SHC-Check-Points auf Ihrem Ölwechselanhänger. Sammeln und ins Fahrzeug-Scheckheft kleben. Das spart viel Geld, solange Sie Ihren Wagen fahren.
Und viele Worte, wenn Sie ihn mal verkaufen.

Sie erhalten Mobil SHC bei Kfz-Werkstätten und an ARAL-Tankstellen.

Mobil SHC
Härter als Sie je fahren werden.

FERNSEHEN/FRAUEN

Hübsches Beiwerk

Wissenschaftler der Universität Münster haben das Bild der Frau in bundesdeutschen Fernsehprogrammen untersucht. Ergebnis: „Männer handeln — Frauen kommen vor."

Mal schweben sie „dumm und naiv im politikfreien Raum" und konzentrieren sich auf „die Irrungen und Wirrungen der Partnerprobleme".

Mal dienen sie als „nebensächliches, aber hübsches Beiwerk", haben zumeist nur „minimale Handlungsrelevanz" und sind „in erster Linie stumm".

Und machen sie mal den Mund auf, dann plänkeln sie vor allem über Liebe, Sehnsucht und Einsamkeit oder lesen „einen von anderen verfaßten Text" vor.

Derart ernüchternd ist das Bild, das der Münsteraner Professor Erich Küchenhoff im Auftrag der Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit, Katharina Focke, ausgerechnet von den Damen zeichnet, die nahezu jedermann in der Republik meist abends bewundernd anstarrt: Ansagerinnen und Assistentinnen, Schlagersängerinnen und Schauspielerinnen, teils matt, teils bunt in den Kanälen der ARD und des ZDF.

Des Professors Erkenntnisse über die Fernsehfrauen, die laut Focke-Sprecher Michael Bokler den Fernsehanstalten „Denkanstöße geben" sollen, beruhen auf wissenschaftlichem Augenschein: Sechs Wochen lang widmeten sich der Medienkundler sowie neun Mitarbeiter — Soziologen, Politologen und Juristen — von der Universität Münster intensiv dem weiblichen Geschlecht auf dem Bildschirm.

Was die Voyeure vom 1. Februar bis zum 15. März dieses Jahres sahen, faßten sie jetzt in einem 300 Seiten langen Bericht zusammen — Ergebnis: „Benachteiligung der Frau in allen Bereichen."

Ob in Quiz- oder Nachrichtensendungen, in Spiel- oder Dokumentarfilm, in der Tagesschau oder einer Nachtshow — die Frauen, so eine der Kernthesen der Münsteraner Kanal-Arbeiter, sind im deutschen Fernsehen erheblich unterrepräsentiert.

Die ungebrochene Dominanz der Bildschirm-Herren läßt die für 235 000 Mark Honorar verfertigte Studie zu dem Schluß kommen, das Programm könne „in der jetzigen Form keinesfalls als ausgewogen im Sinne der Interessenberücksichtigung von Frauen angesehen werden".



Auftraggeberin Katharina Focke: Denkanstoß für 235 000 Mark

Diese deutliche Kritik an den öffentlich-rechtlichen Alleinunterhaltern läßt das Focke-Ministerium jedoch bereits abwiegeln. Sprecher Bokler: „Wir wollen uns nicht zum Zensor der Intendanten aufschwingen." Die Vorsicht scheint verständlich: Schon einmal hatte Sozialdemokrat Küchenhoff, Ex-Abgeordneter im Düsseldorfer Landtag, mit harten Worten für Wirbel gesorgt — vor drei Jahren, als er in einer zweibändigen Studie Springers „Bild" Verfälschung von Nachrichten vorwarf.

Auch diesmal ging's um Verdrehungen: Das Leben der Frau im deutschen Fernsehspiel ist laut Küchenhoff „von Zeit- und Geldknappheit kaum getrübt", von Hausarbeit „kaum belastet" und von der „Beschäftigung mit Kindern nicht nennenswert gestört";



Chefredakteurin Julia Nussek



Quizmeister Rosenthal, Assistentinnen



„Klimbim"-Girl Ingrid Steeger



Moderatorin Hanni Vanhaiden

Frauen im Fernsehen: Entstelltes Bild

und vor allem bewegt sie sich fast ausschließlich in besseren Kreisen: Unter 223 untersuchten Frauen in Fernsehspielrollen waren nur drei Arbeiterinnen zu finden.

Das sorglose Leben, das bundesdeutsche Tele-Tanten vorführen, steht für den Münsteraner Wissenschaftler „in eklatantem Gegensatz zur gesellschaftlichen Realität in der Bundesrepublik", wo Arbeiterinnen über ein Drittel aller erwerbstätigen Frauen stellen.

Ohnehin bleiben bei den Filmfrauen häufig die „wichtigen Fakten des sozialen Umfelds", etwa die Quellen des Lebensunterhalts, „gänzlich im Dunkel". Und werden sie mal ausgeleuchtet, dann entsteht „wieder ein entstelltes Bild der Wirklichkeit" (Küchenhoff): Frauen entweder als Nutten und Kriminelle oder als schießende und karatekämpfende Detektivinnen.

Ein derart grob gestricktes Frauenbild hat das Fernsehen in letzter Zeit zwar kosmetisch korrigiert; so ist laut Küchenhoff das alte Leitbild von Hausfrau und Mutter hinter das neue Leitbild der jungen, schönen, sexuell unabhängigen, in ihren Partnerbeziehungen liberalisierten Frau gerückt. Doch will Küchenhoff dies „nicht als emanzipatorischen Fortschritt" bewerten, denn: „Nach der Zeit des Sturm und Dranges läuft sie schließlich doch den Hafen der Ehe an."

Women's Liberation im deutschen Fernsehen scheint denn auch nur eine Tele-Vision: Lediglich in Liebesfilmen entdeckte Küchenhoff einen „demokratischen Rollenproporz". Im Quiz- und Show-Geschehen ist dagegen die „Interaktion der Frau ganz auf den Mann gerichtet", dem allein die handelnde Rolle, beispielsweise als Quizmaster, vorbehalten bleibe.

Und in Magazinen, Reportagen und Dokumentationen besetzten Frauen nach Meinung der Münsteraner Fernsehkritiker „nur in geringem Maße" jene Funktionen, „in denen Sachverstand, Kompetenz und Wissen verlangt wird". Ihre Spezialsparten sind vielmehr laut Küchenhoff: Helfen, Heilen, häusliche Angelegenheiten.

Zumeist als naives Dummerchen ins Bild gesetzt, wiegt sich die Fernsehfrau „geborgen in der Vorstellung, daß Politik eine reine Männersache sei" — was, wie Küchenhoff zugibt, zwar „der realen politischen Inaktivität unserer weiblichen Bevölkerung entspricht", aber dennoch als „Unterstützung und Zementierung von traditionellen Verhaltensnormen" getadelt wird.

Die eigentliche Domäne der TV-Frau ist denn auch im Fernsehen dort angesiedelt, „wo keine großen Intelligenzleistungen erwartet", sondern „das hübsche Gesicht, die gepflegte Frisur und die angenehme Stimme" als ausreichend angesehen werden: bei der „rein reproduktiven Tätigkeit des Ansagens".

POLIZEI

Konflikt um Korn

Wechselweise stehen zwei Essener Polizisten als Zeuge oder Angeklagter vor Gericht, weil ihnen gleichlautende Aussagen in eigener Sache nicht abgenommen werden.

Nach der Jause ging's nach Hause. Doch was als fröhlicher Frühschoppen im Wartesaal des Essener Hauptbahnhofs begonnen hatte, endete für die Polizisten Johannes Greschat und Heinz Wach bereits nach drei Kilometern Fahrt vor der Kelle von Kollegen.

Zwei zivile Streifenbeamte der Essener Polizei, denen der schlingernde Wach-Wagen aufgefallen war, hatten das Stoppzeichen gegeben — für Fahrer Wach womöglich das Signal, aktiv zu werden: Sogleich griff er zu einer zufällig mitgeführten Flasche Kumpel-Korn („Weizenjunge") und goß sich Hochprozentiges hinter die Binde — wie er später vor Gericht erzählte.

Denn der schnelle Schluck aus der Pulle — bewährter Trinker-Trick zur Verschleierung der tatsächlichen Promille während der Fahrt — hatte ein Nachspiel vor einem Einzelrichter in Essen. In der Verhandlung schloß einer von der Polizeistreife, als Zeuge geladen, die Möglichkeit zum nachträglichen Schnaps-Genuß völlig aus — „weil ich den Wagen des Angeklagten ständig im Auge hatte".

So wurde Fahrer Wach, bei dem die Blutprobe 1,6 Promille ergeben hatte, wegen Trunkenheit am Steuer zu einer Geldstrafe von 1500 Mark verurteilt. Gegen seinen Freund und Beifahrer Greschat, der Wachs Schnaps-Parole bekräftigt hatte, eröffnete der Staatsanwalt ein Meineidsverfahren. Damit begann in Essen eine Prozeß-Posse, die nach nunmehr drei Akten immer mehr die Züge eines juristischen Verwirrspiels annimmt.

Die beiden Hauptdarsteller Wach und Greschat haben nämlich ihre Rollen als Zeuge oder Angeklagter wechselweise zu tauschen: Im Meineidsprozeß gegen Greschat wurde Wach als Zeuge geladen — und beharrte konsequent auf der Nachtrunk-Legende, rettete damit aber den Freund nicht mehr:

Haar Tabac
Das individuelle Haarwasser

Haartabac, das individuelle Haarwasser,
ist bestimmt für die persönliche Pflege Ihres Haares. Haartabac wird hergestellt
aus reinem Alkohol, mit Vitamin-B-Komplex. Haartabac fördert
die natürliche Durchblutung der Kopfhaut, mildert Haarausfall,
[illegible] Schuppen, verhindert Kopfjucken. Regelmäßige Massage mit Haartabac
[illegible] das gewünschte Resultat: gesundes, lebendiges und glänzendes Haar.
Die individuelle Duftnote akzentuiert das Gefühl,
vollendet gepflegt zu sein.



Mäurer + Wirtz

Greschat wurde zu zehn Monaten Freiheitsstrafe mit Bewährung verurteilt. Vielmehr redete er nur sich selber abermals ins Unglück: Nun mußte er selbst wegen uneidlicher Falschaussage vor den Richter.

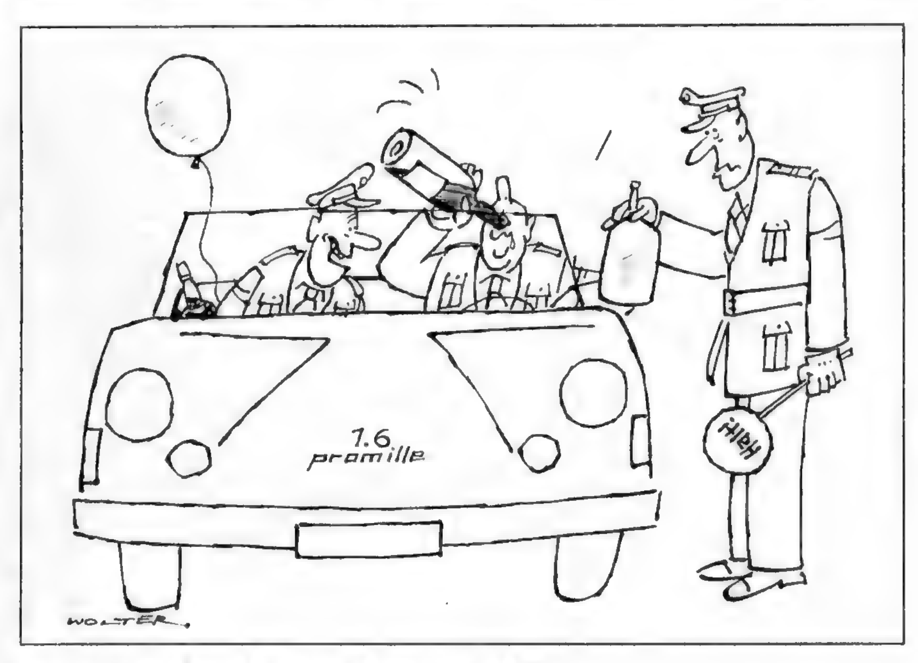
In diesem dritten Prozeß um das Ende einer Heimfahrt, der zur Zeit vor einem Essener Schöffengericht stattfindet, sollte Greschat wieder mal den Zeugen geben. Doch der mochte in dem absurden Theater nicht mehr mitspielen.

Polizist Greschat zum verdutzten Richter Werner Viertel: „Sie können machen, was Sie wollen, ich sage nicht aus.“ Selbst eine Ordnungsstrafe in Höhe von 200 Mark und die Ankündigung von Erzwingungshaft vermochten den von Gesetzes wegen zur Aussage verpflichteten Zeugen nicht zum Reden zu bringen.

Durch Schweigen will Greschat einer Zwickmühle entkommen, die selbst derum mein Kollege als Zeuge vernommen. Der bliebe, weil sie wahr ist, bei unserer Behauptung. Das würde dazu führen, daß ihm abermals der Prozeß gemacht würde, in dem dann wieder ich als Zeuge geladen würde — und so würde das endlos weitergehen.“

Die durchaus reale Schreckensvision eines Prozeß-Bandwurms ohne Ende machte Richter Viertel die Aussageverweigerung zwar „menschlich verständlich“; gleichwohl bedrängte er den Zeugen, bevor er den verfahrenen Prozeß unterbrach: „Sagen Sie die volle Wahrheit, das wird Ihnen seelisch helfen.“

Oder auch nicht. Denn wahr kann ja durchaus sein, was zwei Gerichte bislang nicht glauben wollten: daß nämlich Wachs Promillewert weniger vom Bier im Bahnhof als vom Weizenschnaps im Wagen herrührt. Eine endgültige Klärung dieser Frage scheint jedoch auch dann kaum möglich, wenn



„Nur 'n kleines Schlücksken zur Beruhigung, woll!“

Richter Viertel als „für den Zeugen sehr unangenehm“ empfindet. Wie immer sich Greschat auch äußern mag — schaden würde er sich und seinem Freund allemal.

Stellt er den ominösen Nachtrunk nun plötzlich in Abrede, dann würde er nicht nur seine Verurteilung im zweiten Verfahren nachträglich bestätigen, sondern sich dazu noch in dem gegen ihn laufenden Disziplinarverfahren wohl die härteste Strafe — Entlassung aus dem Staatsdienst — einhandeln. Sein Anwalt Wolfgang Döring: „Dann stünde er erst recht als Lügner da.“

Beharrt Greschat jedoch weiterhin auf der Schnaps-Idee, so bräche ähnliches Ungemach über ihn herein: „Dann“, so prophezeite Greschat vor dem Richter, „bekäme ich abermals eine Anklage wegen falscher Aussage. In dem folgenden Prozeß würde wie-

das dritte Verfahren demnächst weitergeführt wird.

Schon hat Wachs Anwalt Franz-Joachim Krück mit seinem Kollegen Döring die Frage beraten, „ob es eigentlich noch verfassungskonform ist, wenn ein Zeuge in dieser Konfliktsituation zur Aussage gezwungen wird“. Jurist Krück: „Ich habe dem Kollegen Döring zu einer Verfassungsbeschwerde geraten.“

Statt scharfes Geschütz aufzufahren, neigen Greschat und sein Anwalt Döring indes mehr zur weichen Welle: Um endlich den Teufelskreis zu unterbrechen, hat Döring nunmehr außerhalb der Hauptverhandlung ein „Konfliktlösungsgespräch“ mit Gericht und Staatsanwaltschaft angeregt: „Die Sache wäre ausgestanden, wenn die einfach auf die Aussage meines Mandanten verzichten.“ ◆

Ich habe
eine eigene Zigarettenfabrik:
zwei Hände
und SAMSON zum Drehen.





Der Echte aus Holland, schmackig und frisch. Für 2,25 DM ca. 40 Zigaretten.



Bevor ein Bobfahrer an den Start geht, prüft er die Kufen.

Bevor Sie Ihr Geld anlegen, sollten Sie drei Dinge prüfen:

Die Rendite

Damit Sie wissen, wieviel Geld Ihr Geld verdient.

Pfandbriefe und Kommunalobligationen bringen nach wie vor attraktive Renditen, auch wenn der auf dem Wertpapier aufgedruckte Nominalzins niedriger ist. Denn die Rendite hängt nicht allein vom Zins ab, sondern auch vom Kurs (das ist der Preis, zu dem die Papiere verkauft werden) und von der Laufzeit. Wenn zum Beispiel ein 100-Mark-Pfandbrief mit 8 % Zinsen und einer Laufzeit von 5 Jahren 98 Mark kostet, dann beträgt die Rendite 8,68 %. Rendite ist also mehr als Zins.

Die Sicherheit

Damit Sie sich um Ihr Geld keine Sorgen machen müssen.

In Pfandbriefen und Kommunalobligationen ist jede Mark sicher angelegt. Bei Pfandbriefen in erststelligen Hypothekendarlehen auf Wohn- und Geschäftshäuser. Bei Kommunalobligationen in Darlehen an öffentliche Darlehensnehmer, die damit Investitionen wie Straßen, Schulen und Krankenhäuser finanzieren.

Hinter diesen Papieren stehen also erstklassige Sicherheiten.

Die Laufzeit

Damit Sie wissen, wann Sie Ihr Geld wiederbekommen.

Neu ausgegebene Pfandbriefe und Kommunalobligationen haben heute überschaubare Laufzeiten. Sie können daher genau den Zeitpunkt bestimmen, zu dem Sie Ihr Geld wieder zurückbekommen. Und auch zwischenzeitliche Kursschwankungen brauchen Sie nicht zu stören, denn am Ende der Laufzeit bekommen Sie in jedem Fall den vollen Nennwert zurück.



Überlegen Geld anlegen. Pfandbrief und Kommunalobligation.



Pfandbriefe und Kommunalobligationen erhalten Sie bei jeder Bank oder Sparkasse zu Nennwerten zwischen 100,- und 10.000,- DM.

Erst der Stoff und dann der Strich

Heroin-Umschlagplatz Frankfurt: Das Geschäft der Dealer und Loddels

Organisierte Verbrecherbanden schleusen neuerdings immer mehr Heroin in die Bundesrepublik. Hauptmarkt in Westeuropa ist Amsterdam, der größte Umschlagplatz in Westdeutschland ist Frankfurt am Main. Oft sind Mädchen und junge Frauen die Opfer: Erst werden sie angefixt, dann gehen sie anschaffen für den Loddel.

Abdullah und Ahmed, zwei marokkanische Heroin-Händler, gaben fünf Schülerinnen, so um die fünfzehn Jahre, den ersten Schuß, den zweiten und dritten auch. Treffpunkt war in Frankfurt eine Wohnung in der Obermainstraße, und dahin zog es immer mehr junge Mädchen. „Sie kamen", verriet ein Dealer der Kriminalpolizei, „gleich nach der Schule mit ihren Büchertaschen und lernten das Schnupfen und Fixen."

Christa Schröder*, kaum älter, brauchte das Zeug schon lange. Als es ihr einmal ausging, hielt sich die Süchtige an „French Toni", folgte dem Algerier in die Eschersheimer Landstraße und hat dort, so ihre Aussage in der Untersuchungshaft, „mit ihm geschlafen" — für ein Briefchen Heroin.

Barbara Reffett, 26, schaffte an, so an die 3000 Mark im Monat, um ihren täglichen Bedarf zu decken. Die Dirne, die ohne nicht mehr konnte, holte sich das weiße Pulver grammweise vor der „Corso-Bar" am Bahnhof. Am 15. Juli fanden Kripo-Beamte die Leiche der Süchtigen in ihrem Appartement, Dahlmannstraße 58 — an der linken Oberhand ein frischer Einstich, auf dem Tisch eine halb gefüllte Heroinspritze.

Für Mädchen, ob infantile, labile oder leichte, ist in Frankfurt der Weg nicht schwer zur ersten Prise — und manchmal nicht weit zur letzten Spritze. Bereitwillig geben geschäftstüchtige Dealer, meist gratis, die ersten Schüsse, die schnell zu dauerhafter Abhängigkeit führen und so lukrative Absatzmärkte sichern. Und gerne verabreichen neuerdings auch Loddel Heroin, um statt durch Prügel mit harter Droge ihre Mädchen bei der Stange zu halten.

„Ein geschicktes doppeltes Ausbeutungssystem" nennt Hartmut Berger, Arzt bei der Frankfurter Suchtberatungsstelle „Drop in", die neue Masche. Für Kriminalhauptkommissar Gerhard Damm, Rauschgiftdezernent im Polizeipräsidium, tut sich da „ein trauriges Kapitel" auf. Und Frankfurts Justiz hält die Hintermänner schon, so Richterin Christel Förster kürzlich in einem Drogen-Prozeß, für „potentielle Mörder".

Allein sieben Frauen, darunter vier Professionelle, fand die Frankfurter Kripo dieses Jahr tot auf, in der Toilette mitunter oder auf dem Lotterbett, stets mit harter Droge vollgepumpt. Auf rund 2500 schätzt die Polizeibehörde mittlerweile die Zahl der Süchtigen im Stadtgebiet, mehr als ein Drittel ist weiblichen Geschlechts. Ware im Wert von etwa acht Millionen Mark schlagen Dealer und Zuhälter, oft ein und dieselbe Person, monatlich am Main los.

Zwei straff gegliederte Rauschgiftringe mit internationaler Besetzung, die einen Großteil des Frankfurter Heroinbedarfs abdeckten, konnten Fahnder Anfang des Jahres und im August sprengen. Doch einer der beiden Bandenbosse, der Israeli Joseph Amiel, 34, brach am Sonntag vorletzter Woche aus der Justizvollzugsanstalt Dieburg aus, „eine offenbar lange und gut vorbereitete Flucht", so der Frankfurter Staatsanwalt Wolfgang Heinrich. Nach einem Sprung vom Gefängnisdach über Mauer und Stacheldraht nahmen ihn draußen „seine früheren Helfershelfer" (Heinrich) in einem goldfarbenen Sportwagen auf.

So ist denn Rauschgiftfahnder Damm auch sicher, daß sich selbst nach dem Fang der einen oder anderen Gruppe „die Lücke schnell wieder schließt". Immerhin verschafften Geständnisse und Aussagen von Inhaftierten Einblick in Strukturen und Strategien der expandierenden Stoff-Branche.

Wenn auch nicht so heftig wie auf der Frankfurter Szene — überall im Bundesgebiet breitet sich die neue Woge aus. Immer mehr Konsumenten greifen ständig zum Heroin, Haschwolken verziehen sich nach und nach aus Schulecken, Diskotheken und Partyräumen. Schon Anfang dieses Jahres meldete das Bonner Gesundheitsministerium die Wende: Rückgang der relativ harmlosen Cannabis-Produkte (Haschisch und Marihuana), Drang zu härteren Drogen, vor allem zum Heroin, dem schlimmsten Rauschgift.

Über die Folgen für Fixer führt das Bundeskriminalamt genauestens Buch. 139 Drogenabhängige schnupften oder spritzten sich letztes Jahr in der Republik zu Tode, fünfmal mehr als noch 1970. Die Dunkelziffer der Opfer, da stimmen auch die Kriminalisten zu, ist um das Doppelte höher, denn viele Ärzte „stellen nicht die Heroinabhängigkeit fest", so Mediziner Berger über seine Kollegen, „sondern Herz- und Kreislaufversagen oder sonst was".

Mit dem gefährlichen Stoff drängen internationale Gangstersyndikate, die Märkte, Preise und Schmuggelrouten weltweit bestimmen, verstärkt auf die westeuropäische Szene, seit in den USA der Heroin-Handel erschlafft und mit dem Abzug der häufig berauschten GIs aus Vietnam den geschäftstüchtigen Drogenunternehmen ein gewinnträchtiges Absatzrevier entrückte.

So leiten die Organisationen den überschüssigen Stoff aus dem goldenen

Frankfurter „Corso"-Bar: Hochbetrieb am Zahltag



* Die Namen wurden von der Redaktion geändert

Dreieck Thailand, Burma und Laos in europäische Gefilde um. Der getrocknete Milchsaft des Schlafmohns, meist schon in den geheimen Giftküchen von Hongkong bis zum feinen Heroin veredelt, soll fortan Schweden und Engländern, Holländern und Deutschen die schönen Träume bringen.

Frankfurts Halbwelt, stets mit hellem Blick für dunkle Geschäfte, leistet wieder einmal Pionierarbeit. Nirgendwo im Bundesgebiet bietet sich aber auch ein so breites Feld bereitwilliger Fixer: Auf der — nicht anders als etwa in München oder Berlin gearteten — Frankfurter Drogenszene, wo Hascher gerne mal auf Hartes umsteigen, im Dirnen-, Zuhälter- und Ausländerrevier am Bahnhof — ähnlich wie in Hamburg — und rund um die Camps der US-Streitkräfte, von Hanau bis Gelnhausen.

Jeweils am 1. und 15. eines Monats, wenn es Sold gibt, ist Markt. Im Schnittpunkt Niddastraße/Karlstraße, unweit vom Frankfurter Hauptbahnhof, lungern am „Pay day“ schon nachmittags drogensüchtige GIs und ausgeflippte Pusher auf den Trottoirs. Drinnen in der „Corso-Bar“, der „Rio-Bar“ und im griechischen Restaurant „Kastoria“, so die Ermittler, holen sich abends Zuhälter und Nutten das Pulver.

Aber es sind immer nur die letzten Glieder der Rauschgiftketten. Von den Hintermännern, die den Heroin-Transport vorwiegend von Europas umsatzträchtigstem Umschlagplatz Amsterdam nach Frankfurt steuern, wissen selbst die Kleinhändler aus der Karlstraße meist nur eine Telephonnummer oder den Vornamen, und da oft den falschen. Die Geschäftsführer der Branche meiden die Basis. Die großen Brocken bringen sie in Privatwohnungen an den Mann, gegen Cash, manchmal auch auf Kommission. Zu Besprechungen mit potentiellen Abnehmern treffen sich die Großhändler lieber unauffällig in gutbürgerlicher Umgebung wie, fanden Fahnder, im „Turm-Café“ oder im Restaurant „Alt-Frankfurt“.

Und wenn die Briefchen beim letzten angelangt sind, ist der Stoff oft nicht mehr, was er einmal war. Durch Zutaten wie Milchpulver oder auch Strychnin vergrößern die kleinen Dealer ihre Verdienstspanne (Endpreis für das Gramm: etwa 150 Mark) und setzen die Konsumenten zusätzlicher Gefahr aus. Meist spüren die Pusher den Mischmasch erst beim Schnupfen — wie eine Heroinsüchtige, die bei ihrem Händler Krach schlug, weil das Zeug „in der Nase klebt“.



Flüchtiger Heroin-Händler Amiel
Mit dem Sportwagen aus dem Knast

Den windigen Geschäftemachern und kaltblütigen Giftmischern gehen vor allem Mädchen leicht auf den Leim — und landen, einmal von der Droge und damit von hohen Einkünften abhängig, oft in Eros-Centern, Strip-Lokalen und Massage-Salons; manche im Alleingang, die meisten unter Anleitung von Loddeln, die ihnen vorgeblich Stütze sind und Schutz bieten, dabei aber nur abkassieren.

Werden Prostituierte „von ihren Zuhältern angefixt“, so „Drop in“-Arzt Berger, „dann kommen sie aus dem Teufelskreis nicht mehr raus“. Die Frankfurter Suchtberatungsstelle hat in ihrem jüngsten Erfahrungsbericht die Rauschgiftrolle der Frau abgesteckt: „Mit Stoff belohnt als Sexualobjekt, funktionalisiert zum Broterwerb.“

Die Aussagen von Betroffenen bei der Kripo belegen solche These:

Grete Plum, 21, aus Frankfurt, nach ihrer Festnahme am 16. Juli 1975: „Anfang



Heroin-Opfer: Die ersten Schüsse gratis

Wenn vom Skifahren die Rede ist, spricht man von diesem Zeichen.

TOP TEAM – das Symbol von 11 der besten Skiausrüster der Welt.

Ihr Sporthändler sagt Ihnen mehr darüber.



ATOMIC-Ski **BLIZZARD**-Ski **FISCHER**-Ski **KÄSTLE**-Ski **KNEISSL**-Ski
DACHSTEIN-Skischuhe **HUMANIC**-Skischuhe **KOFLACH**-Skischuhe
KOMPERDELL-Skistöcke
SUWE-Skibindungen **TYROLIA**-Skibindungen



Frankfurter Drogen-Arzt Berger
„Das schwappt jetzt auch aufs Land“

August 1973 habe ich erstmals Heroin injiziert. Ich bekam von US-Soldaten in Hanau umsonst das Heroin und setzte, anfangs unregelmäßig, den Konsum von Heroin fort. Im September 1974 bin ich dann regelmäßig in einem Bordell in der Moselstraße anschaffen gegangen, und ungefähr zu der gleichen Zeit habe ich dann gemerkt, daß ich vom Heroin süchtig war.“

Heide Heller, 24, aus Nürnberg, bei ihrer Vernehmung vor der Hanauer Polizei: „Ich bin insgesamt vier Jahre für den McGhee auf den Strich gegangen.“ – „Ich schätze, daß ich in diesen vier Jahren, pro Jahr ca. 60 000 bis 70 000 Mark, insgesamt 250 000 Mark für den McGhee verdient habe. Außer mir hatte er noch zwei oder drei andere Mädchen laufen.“ – „McGhee dürfte ca. zehn bis 15 Gramm (Heroin) in der Woche gekauft haben. Er selbst brauchte ungefähr 1 g am Tag und die Mädchen ebenfalls pro Tag 1 Gramm.“

Den Dealern stets zu Diensten sind die Mädchen auch, wenn es gilt, die heiße Ware über die Grenze zu schaffen oder dem Zugriff von Polizeibeamten bei Razzien zu entziehen. Der Bulgare „Baruch“ etwa setzte bei seinen Schmuggelfahrten in der Bahn von Amsterdam nach Frankfurt stets weibliches Personal als Transportmittel ein. Die Damen „bunkerten“ (Schmuggel-Jargon) das Heroin in „Büstenhaltern“ oder „am Körper unter dem Korsett“ — „an Stellen“, so Rauschgiftdezernent Damm, „wo von uns niemand ran darf“.

Hinweise inhaftierter Frauen, die, einmal von der harten Droge gesetzt, dann schnell weich werden, führten Frankfurts Fahnder aber auch auf die richtige Fährte. Ein Heroinunternehmen mit Millionenabsatz in Frankfurt leitete die letzten Jahre, so die polizeilichen Ermittlungen, Ausbrecher Amiel, seinen Untergebenen nur als „Big Joe“ bekannt. Das Heroin, das Amiel in Holland kaufte und selbst oder durch Mittelsmänner pfundweise (Kilo-Preis: rund 100 000 Mark) an den Main schleuste, verhökerte von seiner Wohnung in der Diesterwegstraße 9 aus der Syrer Joseph Yacobs, 25, genannt „Little Joe“ — vorwiegend an amerikanische Unter-Händler („Woody“, „Tom“, „Lou“), aber auch an den Franzosen „André“ und den Deutschen „Itzig“.

Stets sorgte „Big Joe“ für Ordnung in der Organisation, mit Tips für die Branchen-Neulinge, aber auch mit Begleitschutz und vorgehaltener Waffe, so als „Tom“ 17 000 Mark für ein Kommissionsgeschäft säumig war. Nicht minder hart wurde mitunter an der Basis der Bande abgerechnet. Bei einem 20-Gramm-Deal mit „André“, in der Küche einer Wohnung in Walldorf, zog ein Amerikaner statt der Brieftasche die Pistole.

Die Bande um „Big Joe“, der im Januar nächsten Jahres der Prozeß gemacht werden soll, lieferte sich Kämpfe auch mit der Konkurrenz. Wer etwa woanders orderte, mußte mit Bestrafung nach bewährter Unterweltsmanier rechnen — Drohung, Prügel und Schlimmeres. „Woody“ beispielsweise hatte, so die Ermittlungen, monatelang bei „Little Joe“ seine 50-Gramm-Portionen (insgesamt für rund 100 000 Mark) bezogen. Als er sich anderswo eindeckte, machte „Big Joe“, berichtet ein Dealer, „einen Riesenzirkus“.

Der Zorn, der „Woody“ traf, galt wohl mehr dem Algerier Daho Boucetta alias Alain Charles Benoit, 35, einem ehemaligen Schweißer, der sich als Kopf eines mit Raffinesse betriebenen Verteilerrings zwei Jahre lang in Frankfurt in Szene setzte und anderen die Kundschaft wegschnappte, wie dem „Big Joe“ und „Woody“.

Das Handikap einer Armprothese machte sich der gerissene Schmuggler zum Vorteil gegenüber der Konkurrenz. In der ausgehöhlten künstlichen Gliedmaße transportierte „Alain“ pfundweise Heroin von Amsterdam, wo ihn ein Chinese belieferte, über die Grenze. In Frankfurt dann versorgte der Algerier (Dealer-Kode: „Der Mann mit dem goldenen Arm“) aus sicherem Versteck seine Klientel.

So sicher allerdings nicht mehr, nachdem eine festgenommene Dealerin eine bis dahin geheimgehaltene und heiß gehandelte Telephonnummer in Amsterdam preisgegeben hatte: der Anschluß 0031—20—82 64 39, über den Frankfurter Unterhändler ihre Bestellungen aufgaben, mal Großaufträge von acht Unzen, mal kleinere Orders, verschlüsselt als „a small one“ oder „a whole“.

Das ganze Unternehmen ließen Frankfurts Rauschgiftfahnder nach längerer Telephonüberwachung und Absprache mit holländischen Kollegen Anfang August hochgehen. Die Kripo griff

- ▷ Daho Boucetta („Alain“) in seiner Wohnung in der Amsterdamer Polanenstraat. Beamte stellten 300 000 Mark und Heroin etwa im selben Wert sicher;
- ▷ Susanne Plug („Aisha“), 31, Freundin und Gehilfin von „Alain“, in einer kurzfristig angemieteten Wohnung in Frankfurt. In einem Kosmetikkoffer fand die Kripo sechs Unzen Heroin;
- ▷ Mohammed Salah Seghiri („French Toni“), 32, Friseur und Unter-Händler in Frankfurt, im Kreise seiner Familie im Kettenhofweg 28. Als die Polizei kam, warf er den restlichen Stoff auf die Straße;
- ▷ Johannes Graczyk („Joe“), 29, Taxifahrer und Abnehmer von „Aisha“, in seinem Volvo vor dem Restaurant „Alt Frankfurt“. In einer Marlboro-Schachtel waren 28 Gramm Heroin versteckt.

Den Händlern wirft die Frankfurter Staatsanwaltschaft vor, sie hätten eine kriminelle Vereinigung gegründet oder unterstützt und durch den Heroinverkauf andere, so die Strafvorschrift des Betäubungsmittelgesetzes, „in die Gefahr des Todes gebracht“ — womöglich gar umgebracht. Mohammed Salah Seghiri habe der süchtigen Barbara Reffett, so der Haftbefehl, „zwischen



Beschlagnahmtes Heroin: 100 000 Mark für 1000 Gramm


Gesegnetes Weinland
Sonniges Baden
Als der Türkenlouis,
Markgraf Ludwig Wilhelm I. von Baden, siegreich aus dem Türkenkrieg heimkehrte, wurde als Erinnerung das „Türkenfaß" angefertigt. Denn neben Erfolgen schätzte der hohe Herr den badischen Wein außerordentlich. Wen wundert's? Köstliche Tropfen reifen in Deutschlands südlichstem und sonnigstem Weinland, dem Weinland aus Tradition!
Sortenreine, sortentypische Spezialitäten: Weine mit dem Sonnenmännchen.
Unverkennbar badisch – wie der fruchtige, prickelnd frische Müller-Thurgau mit seinem typischen Muskat-Ton; der milde süffige Gutedel, der leicht nach Mandeln – und jung am besten – schmeckt; der urbadische, einzigartige Ruländer, der in höchster Vollendung Herz und Seele wärmt – wie jeder unserer sonnenverwöhnten Weine, die zu den Spitzenqualitäten der Welt zählen. Und deren Vielfalt Sie Jahr für Jahr neu entdecken können.
BADISCHER WEIN
von der Sonne verwöhnt
Das Zeichen mit dem Sonnenmännchen – Burgschaft der Badischen Genossenschaftskellereien für unverkennbar badischen, sonnenverwöhnten Wein

30 und 60 g Heroin" verkauft, und die sei „an den Folgen der Heroin-Injektion" gestorben. Auch habe Seghiri an die 22jährige Marianne Weiland aus Neu-Isenburg „Heroin in einer Menge von etwa 1 g täglich" veräußert, auch die sei „infolge des Genusses dieses Heroins" im Juli 1975 gestorben.

Ob freilich wegen Totschlags verurteilt werden kann, wer das tödliche Rauschmittel dem Opfer verkaufte, scheint fraglich. Seghiris Verteidiger, der Frankfurter Rechtsanwalt Manfred Heinze, hält eine „solche Konstruktion für rechtlich sehr bedenklich". Auch der ermittelnde Staatsanwalt Wilfried Degenhardt räumt ein, daß schwer nachzuweisen sein dürfte, Seghiri habe den Tod der Frauen „zumindest in Kauf" genommen: „Die wollen sich ihre Abnehmer doch erhalten."

An Kundschaft werden die Händler, so oder so, auch künftig wohl kaum Mangel leiden. „Drop in"-Arzt Berger stellte fest, daß sich auch außerhalb Frankfurts „kleine Szenen" bilden, „so 20 bis 100 Fixer stark". Der Mediziner: „Das schwappt jetzt auch aufs Land."

FERTIGHÄUSER

Land der Burgen

Gleich im Dutzend gingen die von der Bauflaute hart betroffenen Fertighaus-Hersteller ein. Neue Technologien und Auslandskunden sollen die Wende bringen.

Die wilden Jahre", jammert Quelle-Fertighaus-Manager Lothar Kopec, „sind vorbei." Und Günther Haase, Geschäftsführer des Bundesverbandes Montagebau und Fertighäuser, sieht gar die ganze Branche bedroht: „Es geht ums Überleben." Etwa 300 Zunftgenossen gaben das unergiebige Geschäft in den letzten zehn Jahren auf.

Die Fertighausbauer, die sich für dieses Jahr einen Marktanteil von 25 Prozent zutrauten, werden allenfalls 13 Prozent aller westdeutschen Einfamilienhäuser zusammennageln und -leimen. Mehr als ein Drittel ihrer Kapazität liegt brach, ganze Fabriken sind eingemottet.

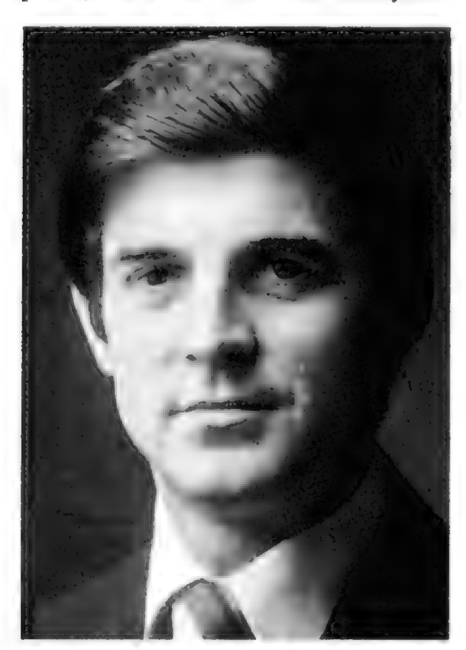
„Zimmerleute und Gebrauchtwagenhändler", erinnert sich Verbandsgeschäftsführer Haase, waren in den Hoch-Zeiten des Gewerbes in das Geschäft mit dem Haus von der Stange eingestiegen, als selbst Ramsch gute Marktchancen hatte. Dann, vor zwei Jahren, geriet das ganze Baugewerbe in eine lähmende Flaute, die Fertighausfabriken allen voran. Branchenführer Okal verkaufte 1973 nur noch 4600 Häuser — fast 800 weniger als im Jahr zuvor.

7000 verkaufte Häuser trauten sich einst die Planer der Neckermann-

Eigenheim GmbH für 1975 zu. Im Krisenjahr 1973 nahmen sie ihre Prognose auf 5000 Einheiten zurück. Tatsächlich aber werden in diesem Jahr allenfalls 3400 Bauwillige bei Neckermann abschließen.

Schon im letzten Jahr mußte die Branche Absatzverluste von fast 25 Prozent hinnehmen. Rund 18 000 Ein- und Zweifamilienhäuser aus der Fabrik erhielten 1974 die Baugenehmigung. Damit, so rechnet Neckermann-Geschäftsführer Jochen Meyer, sind die Kapazitäten „allerhöchstens zu 60 Prozent" ausgelastet. Von den 150 Betrieben, die noch werkeln, steht denn auch „jede Menge zum Verkauf", berichtet Meyer.

Selbst potente Konzerne und Bauprofis, die während der Hochkonjunktur aufspringen wollten, verrechneten sich gründlich. So steht das 30 Millionen Mark teure Gemeinschaftswerk des Elektroriesen Bosch und der Bausparkasse Wüstenrot bei Karlsruhe bereits seit zwei Jahren still. Routiniers, wie der Firma Zenker, erging es nicht besser. Ihre Werke in Kamen und Neumünster, ausgelegt für eine Jahresproduktion von 2000 Häusern, mußten, kaum in Betrieb genommen, schon wieder stillgelegt werden.



Fertighaus-Verkäufer Meyer
Energie aus Sonnenstrahlen

Für ihre Misere machen die Fertigbauer vor allem Bundesbank, Baubeamte, Bundesregierung und Schwarzarbeiter verantwortlich. Zur Hochzinspolitik der Frankfurter Notenbank kam Bonns zeitweilige Aussetzung der Steuerbegünstigung für die Häusle-Bauer. „Der Paragraph 7 b, das war der Schocker", erinnert sich Fertighausverkäufer Kopec.

Schwarzarbeiter gewannen mit konkurrenzlosen Preisen etliche der bauwilligen Fertighausinteressenten für die

althergebrachte Stein-auf-Stein-Methode zurück. Überdies hatten auch die Baufirmen in der Krise ihr Interesse am Einfamilienhaus wiederentdeckt. „10 000 bis 20 000 Baubetriebe und Tausende von Architekten kämpfen ums Überleben", beklagt Neckermanns Haus-Meyer die unerwartete Konkurrenz, die den Fertigbauern ihren Preisvorsprung nahm.

Die Bau-Beamten nagten an den Zeitvorteilen: Der Fertighaus-Verband will festgestellt haben, daß sich in den Krisenjahren die Baugenehmigungszeiten von drei auf fünf Monate erhöhten. „Zum Teil rutschten uns die Kunden durch die lange Genehmigungsfrist aus der Festpreisgarantie", kritisiert Kopec.

Unseriöse Firmen, „die mit Kantholz, Brettern und Pappe ins Gelände zogen" (ein Architekt), bestätigten zudem den verbreiteten Verdacht, Fertighäuser seien allenfalls zweite Wahl. Zwar wähnt Meyer den „Barackenkomplex" für überwunden, doch gibt auch er zu, daß „im Land der Burgen und Luftkriege" dicke Mauern noch immer zahlreiche Liebhaber finden.

Selbst die solideren Unternehmen ließen sich allerdings mit der Entwicklung neuer, besserer Modelle überaus viel Zeit. Die überwiegende Zahl der Fertighaus-Unternehmen sind Personengesellschaften, über ihre Kapitalbasis hinausgewachsene Handwerks- und Familienbetriebe. „Die meisten waren Sägewerke und Holzbetriebe", kennzeichnet Haase seine Verbandsmitglieder. Krisenfestes Eigenkapital und bewegliches Management blieben in der ganzen Branche Mangelware.

Trotz Bonner Konjunkturprogrammen und Frankfurter Zinssenkungen rechnen Experten denn auch mit weiteren Firmenzusammenbrüchen. Nur einzelne Großanbieter, wie die Wolff & Müller Hausbau GmbH im schwäbischen Denkendorf, hoffen auf bessere Zeiten.

Auch sie freilich sorgen sich um drei Normen, die Bundeswohnungsbauminister Karl Ravens anpeilt. Die neuen Vorschriften sollen alle Baufirmen ab 1977 zu besserer Schall- und Wärmeisolierung sowie einem wirksamen Brandschutz zwingen.

„Mit Sicherheit", weiß Quelle-Kopec, „werden Fertighäuser dank der drei Normen teurer." Etliche Hersteller werden die nötigen Änderungen an ihren Häusern aus Finanznot gar nicht erst zustande bringen: Nach der Methode „hier noch 'ne Gips-Karton-Platte mehr" (Haase) lassen sich die Normen nicht erfüllen.

Eine der rührigsten Firmen des Gewerbes, die Zenker KG aus Höxter, sah sich denn auch im Ausland nach neuen Kunden um. In Zusammenarbeit mit dem Bauriesen Philipp Holzmann AG will Zenker 70 bis 80 Fertighäuser nach Saudi-Arabien liefern.

Die Branchenführer Okal und Neckermann setzten derweil auf die Sonne. Gemeinsam mit dem Schweizer Elektro-Multi Brown, Boveri & Cie. (BBC) will Okal-Chef Otto Kreibaum einen neuen Fertighaustyp anbieten, der dank Reflektoren und Batterien seinen Energiebedarf weitgehend aus Sonnenstrahlen decken soll. Die Neckermann-Streif-Gruppe verabredete sich mit dem holländischen Elektroriesen Philips für ein ähnlich genügsames Projekt.

Ihre Selbstversorger, hoffen die Partner, werden schon bald einen spendablen Mäzen finden. Bundesforschungsminister Hans Matthöfer will das Projekt großzügig unterstützen. ◆



Fertighaus-Bau: „Die wilden Jahre sind vorbei"

„Ein Honorar, das sozialen Anstoß erregt“

Sozialversicherungsexperte Günther Wollny über Ärzte-Einkünfte

Scheinheilig erklärten Westdeutschlands Kassenärzte, sie würden sich in diesem Jahr mit 2,29 Prozent Vergütungszuwachs zufriedengeben. Doch die ersten Quartalsabrechnungen bei den Krankenkassen erweisen das Gegenteil: Auch 1975 dürfte die Gesamthonorarsumme für ärztliche Leistungen wieder um etwa 20 Prozent steigen. Das Rezept der niedergelassenen Ärzte: Sie rechnen pro Patient durchschnittlich mehr „erbrachte Leistungen“ ab. In welchem Ausmaß der Zuwachs der Ärzteeinnahmen den allgemeinen Anstieg des Bruttosozialprodukts je Einwohner schon überflügelt hat, untersuchte der Sozialversicherungsexperte Regierungsdirektor a. D. Günther Wollny in der Zeitschrift „Die Ortskrankenkasse“. Seinem Beitrag ist folgender Auszug entnommen:

Die Profession des Arztes bekommt chamäleonartige Züge: Als ein Freiberufler ist der Beruf des Kassenarztes so sicher wie der eines Beamten, er handelt Gebührenerhöhungen aus wie ein Gewerkschaftler Lohnerhöhungen, und bei Investition, Wahl des Ortes und, neuerdings, bei der Einstellung von Personal ist er wie ein Unternehmer, der auf seinem Markt zudem ein Monopolist ist. Und dafür und deshalb zahlt die soziale Krankenversicherung ein Honorar, das inzwischen so hoch ist, daß es sozialen Anstoß erregt.

Es gibt keinen freien Beruf mehr, der so risikolos so viel Geld bringt — außer den Kassenzahnärzten. Es gibt keinen freien Beruf, der so ohne Konkurrenz und de facto ohne Kontrolle arbeiten darf wie Kassenärzte in freier Praxis. Es gibt auch keinen freien Beruf, dessen Leistung und Leistungsausmaß so sehr ins Belieben des Betreffenden gestellt sind wie bei freipraktizierenden Ärzten und, mit Abstrichen, bei Zahnärzten. Und es gibt keinen freien Beruf, dessen Leistungen, quantitativ nach Belieben und qualitativ nach Belieben, auch voll honoriert werden müssen — außer bei Kassenärzten und, mit Abstrichen, bei Kassenzahnärzten.



„Er zeigt kaum Reflexe“ — Westfälische Rundschau

Wer verdient denn schon vor Steuern mehr als 100 000 DM im Jahr? Es muß ja nicht immer nur ein Arzt oder Zahnarzt sein?

Von den rund 20,5 Millionen Lohnsteuerpflichtigen — darunter selbstverständlich auch die Krankenhaus- und Amtsärzte — erhielten 1971 insgesamt 13 045 (entsprechend 0,1 Prozent) einen Bruttolohn von „100 000 DM und mehr“.

In jener Zahl von 13 045 stecken die Industriemanager à la Thyssenhütte, Mannesmann, Volkswagenwerk oder Hoechst, die Chefs von Kaufhauskonzernen à la Karstadt und Kaufhof, Vorstandmitglieder und Abteilungsleiter der Großbetriebe, die Banker der großen Banken und schließlich auch die amtierenden Bundesminister und die Ministerpräsidenten der Länder.

Die gesamte Wirtschaft, Technik und Politik der Bundesrepublik kommt also mit einem Top-Management aus, das — finanziell — winzig ist, gemessen an der sozialen Krankenversicherung und ihren freipraktizierenden Kassenärzten und Zahnärzten.

48 500 Kassenärzte und 30 000 Kassenzahnärzte erhalten inzwischen ein Durchschnittshonorar von rund 200 000 DM. Wird diesem Umsatz ohne Privatpatienten ein reichliches Drittel an Praxisunkosten abgezogen — mehr geben die Kostenstrukturerhebungen bei ärztlichen Praxen des Statistischen Bundesamtes seit über einem Jahrzehnt beim besten Willen nicht her —, so erhielten die Kassenärzte im Jahre 1974 eine Einkommenschance von durchschnittlich 130 000 DM vor Steuern . . .

Es erscheint legitim, dieses Honorar zum Bruttosozialprodukt in Beziehung zu setzen, denn aus diesem wird ja auch alle ärztliche Behandlung bezahlt. Nach den vorliegenden Durchschnittswerten hat sich das Bruttosozialprodukt je Einwohner seit 1950 noch nicht einmal verachtfacht, während das Kassenhonorar je Kassenarzt sich mehr als verdreizehnfachte.

Vergegenwärtigt man sich die Grundeinstellung der Kassenärzte in Honorarfragen („zu wenig“, „nicht genug“, „eine Bagatelle“, „der kleine Preis für einen großen Zeit- und Arbeitseinsatz“), so stellt sich die Frage nach der Saturierung der Kassenärzteschaft jetzt auf eine neue Weise: Wann sind die Kassenärzte „angemessen“ honoriert — beim 8fachen, beim 9fachen, beim 12fachen des jeweiligen Bruttosozialprodukts je Einwohner? Der Vorzug dieser Fragestellung liegt dabei im Vermeiden jener Detaildiskussion, die aus der Gebührenordnung für Ärzte (GOÄ) immer nur jenen Bettel für die einzelnen GOÄ-Positionen herausliest, die sich — lange unsichtbar — dann zu einem Riesenhonorar addieren.

Insgesamt gesehen, eilt das Kassenhonorar je Kassenarzt und sein Anteil am Bruttosozialprodukt der wirtschaftlichen Entwicklung seit 1964 immer weiter voraus.

Das ständige Zulegen (der Kassen) vergrößert laufend den Abstand zwischen Honorar und allgemeiner wirtschaftlicher Entwicklung zugunsten des Honorars.

Immerhin steht durch die Zahlenreihe, die das Vielfache des Bruttosozialprodukts je Einwohner beim Kassenarzthonorar wiedergibt, eine Skala fest, auf der sich, unter welcher Relationsziffer auch immer, das „angemessene“ Arzthonorar befinden muß.

Das 12,4fache (1974) werden selbst die ärztlichen Standesvertreter, wenn sie klug sind, nicht mehr verteidigen wollen. Ob das 10- oder 9fache für das

Ziemlich unfair, daß es sowas Gutes nur für Menschen gibt.

Harveys Bristol Cream
ist kein gewöhnlicher Sherry.
Er ist unser bester.

SHERRIES AUS DEM HOUSE OF HARVEYS. IN 120 LÄNDERN DER ERDE.



„Angemessene" gelten kann, müßte jedoch offenbleiben. Denn bisher ist keine Stimme aus dem Chorus der ärztlichen Standesvertreter in die sozialpolitische Literatur eingegangen, die hier hilfreich sein könnte — mit einer einzigen Ausnahme.

1964 gab Prof. Dr. Josef Stockhausen (damals Hauptgeschäftsführer der Bundesärztekammer) in den USA eine Erklärung ab, die wegen ihrer sozialpolitischen Wichtigkeit und den daraus sich ableitenden Perspektiven im vollen Wortlaut zitiert werden soll.

Die Meldung vom 17. 7. 1964 der Publizistischen Arbeitsgemeinschaft für Medizin (pam) in Gräfelfing bei München hatte folgenden Text:

> „Deutschen Ärzten geht es finanziell gut." — „Aufsehenerregende Äußerungen des Hauptgeschäftsführers der Bundesärztekammer in einer amerikanischen Ärztezeitschrift."
>
> „New York (pam) — Es gebe nur wenige Länder auf der Welt, in denen es ‚Ärzten finanziell so gut geht wie in der Bundesrepublik'. Diese Erklärung des Hauptgeschäftsführers der Bundesärztekammer, Dr. med. Josef Stockhausen, erschien, wie erst jetzt bekannt wird, Ende Juni in der renommierten amerikanischen Ärztezeitschrift ‚Medical Tribune'. Unter der Überschrift ‚Westdeutsche Medizin am Kreuzweg' erklärte Dr. Stockhausen außerdem, die Medizin sei unter finanziellen und ansehensmäßigen Gesichtspunkten einer der attraktivsten Berufe in der Bundesrepublik. Diese Äußerungen Stockhausens erscheinen in einer Zeit, in der die ärztlichen Standesorganisationen Kampfmaßnahmen androhen für den Fall, daß ihnen die ultimativ geforderten Gebührenerhöhungen verweigert werden."

Geht man davon aus, daß Stockhausen die Ärzte 1964 nach den Abrechnungsergebnissen von 1963 als finanziell saturiert ansah, so böte sich die 1963er Relation — Kassenhonorar je Kassenarzt zu Bruttosozialprodukt je Einwohner wie 8,3 zu eins — als ein Maßstab an. Würde dieser Maßstab sozialpolitisch tatsächlich angelegt, ließe sich sozialökonomisch ausrechnen, wieviel die Kassenärzteschaft insgesamt und wieviel jeder Kassenarzt im Durchschnitt seit 1964 zuviel verdient.

Das vorläufige Ergebnis für 1974 weist in dieser „Nachberechnung" ein Überhonorar der sozialen Krankenversicherung für die ambulante Behandlung durch Ärzte von 3,2 Milliarden Mark aus, das sind durchschnittlich 66 550 Mark je Kassenarzt. 1973 betrug das Überhonorar der Krankenkassen 2,8 Milliarden Mark; das Honorar war also durchschnittlich je Kassenarzt um 60 620 Mark zu hoch.

Wenn der Eindruck Stockhausens 1964 richtig war, den er nach „finanziellen und ansehensmäßigen Gesichtspunkten" von der deutschen Ärzteschaft hatte ... so hätten die Krankenkassen am Arzthonorar im Zeitraum 1965 bis 1974 insgesamt 15 bis 16 Milliarden Mark sparen können.

WARENTEST

Rost am Blech

Mit einstweiligen Verfügungen wollten fünf Hersteller von Rostschutzmitteln einen Testbericht der Stiftung Warentest unterdrücken.

Anfang November, so planten es die Manager der Stiftung Warentest in Berlin, sollten die Autofahrer im Lande erfahren, welche Unterbodenschutz-Mittel die besseren seien. Nun erfahren sie es schon Ende Oktober — aber drei der 24 geprüften Schutzmittel stehen nicht mehr im Test.

Die drei stammen von der Heidelberger Chemikalienfabrik Teroson GmbH, die ihre Produkte nicht nur unter eigener Marke verkauft, sondern an die Ölmultis Shell, BP und Texaco weiterreicht. „Das stammt", so Teroson-Manager Eberhard Buse, „alles aus einem Töpfchen."

Leider aber destillierten die Prüfer bei den drei unter Teroson-Marke erschienenen Rosthemmern andere Ergebnisse als bei den unter Shell, Texaco und BP verkauften Teroson-Produkten. Da schlugen die Geprüften mit einstweiligen Verfügungen zurück — lange bevor das Testheft erschien.

Umstellt von den Rechtspflegern der Konzerne, läßt Stiftungsvorstand Roland Hüttenrauch den Test nun vorzeitig, aber ohne die Teroson-Marken erscheinen — und bei den unter Multi-Namen erschienenen Teroson-Produkten stehen keine Meßwerte, sondern nur Beurteilungen im Heft.

Daß die Konzernjuristen so eilig reagieren konnten, verdanken sie einer Gewohnheit des Stiftungsmanagements, die allfällige Prozeßrisiken mildern sollte: Test, Testmethode und Testergebnisse werden den Betroffenen zwecks Stellungnahme vorweg mitge-



Warentestzeitschrift „Test"
Von Rechtspflegern umstellt

Die SX-70 von Polaroid bringt Menschen einander näher.







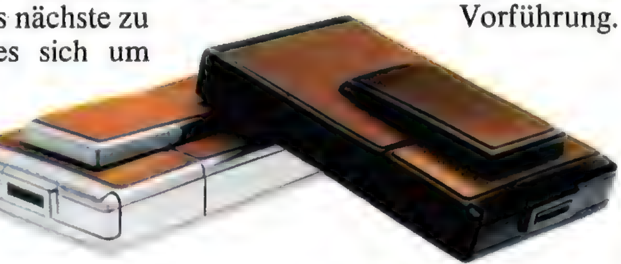


Näher im doppelten Sinn.

Denn einmal kann die SX-70 Bilder aus nur 26 cm Entfernung machen. Und zwar Bilder, für die man früher zum Fotografen gehen mußte.

Zum anderen läßt sie Wunschbilder Wirklichkeit werden. Scharf einstellen, Motiv wählen, Knopf drücken. Und heraus kommt das Bild, genau wie Sie es sich gewünscht haben, und entwickelt sich vor Ihren Augen.

In Minuten haben Sie ein Farbbild von derartiger Schärfe und Leuchtkraft, daß Sie kaum erwarten können, das nächste zu schießen. Und da es sich um eine Spiegelreflexkamera handelt, schauen Sie direkt durchs Objektiv. Und sehen im Sucher genau das Bild, das nachher herauskommt. Die SX-70. Jetzt gibt es zwei Ausführungen. Fragen Sie Ihren Fotohändler nach einer Vorführung.



teilt. „Jedes Produkt“, so der Hausbrauch der Zensoren, „wird bis an die Grenzen seiner Verwendbarkeit und Haltbarkeit beansprucht.“ Deshalb vergruben die Tester Teppichböden in der Erde, um deren Beständigkeit gegen Verrottung zu prüfen, ließen Reißverschlüsse tausendmal auf- und zuziehen und Matratzen 80 000mal mit dem Gewicht eines Erwachsenen belasten — die Industrie akzeptierte.

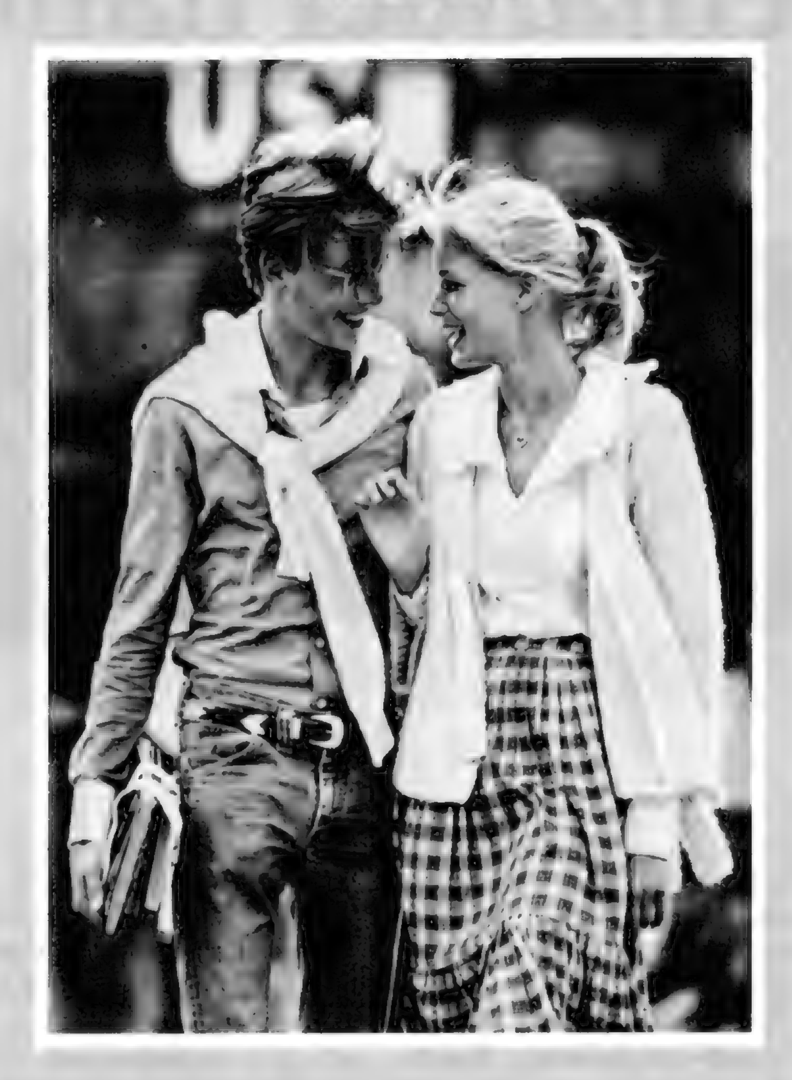
Methode und mutmaßliches Qualitätsurteil beim Unterbodenschutz-Test mißfielen den vorweg informierten Ölmanagern dagegen sehr. Zunächst nämlich hatten die Prüfrunden keine erheblichen Unterschiede bei den getesteten Chemikalien erbracht. Dann aber verordneten die Stiftungsmanager den Korrosionsschützern Schärferes: Die mit den Unterbodenschutz-Mitteln präparierten Bleche wurden zusätzlich noch mit Salznebel besprüht.

Nach 192 Stunden Dauerberieselung waren die ersehnten Unterschiede da: Mit „BP Duralife neu“ behandelte Bleche zeigten nur vereinzelte Blasen und Roststellen, die mit Shell (Werbespruch: „Auch im Kleinen groß“) geschützten dagegen über 50 Prozent Blasen und Durchrostungen. Shells Justitiar Dieter Ahrens: „Das ist kein praxisnaher Test.“

Laborprüfungen unter extremen Bedingungen, monierten die Ölleute, seien für den Verbraucher nutzlos. Zuverlässiges, weiß Wolfgang Saalow von der Rostschutz-Firma Bostik, lasse sich nur mit einem großen Straßentest erfahren — der drei Jahre dauert. Hüttenrauch („Da wären wir bald bei einer Art Genehmigungsverfahren“) blockte ab, die Konzerne boxten beim Landgericht Hamburg „der Dringlichkeit wegen ohne mündliche Verhandlung“ (Gerichtsbeschluß) ihre fünf einstweiligen Verfügungen auf Unterlassung der Veröffentlichung der Testergebnisse durch. Nur eine davon — die der Dinol — brachte Hüttenrauch per Vergleich vom Tisch.

Noch nie in ihrer Geschichte hatten die Stiftungsmanager soviel Prozesse und Prozeßdrohungen abzuwehren wie in den ersten zehn Monaten 1975. Obwohl die Tester lebensgefährliche Tauchsieder, ungesicherte Wäscheschleudern und knochenbrechende Ski-Bindungen aus dem deutschen Angebot tilgen halfen, obwohl sie in 500 Tests rund 10 000 Produkte prüften, von denen 1600 mit der Note „nicht“ oder „weniger zufriedenstellend“ durchfielen, mußten sie bis Ende 1974 nur sechsmal vor Gericht.

1975 aber fingen sie gleich im Frühjahr eine einstweilige Verfügung des Zigaretten-Konzerns BAT ein, der die Verbreitung eines freilich auch nicht ganz korrekten Nikotin- und Teertests untersagte. Mit dem Kadi drohten Großunternehmen wie Philips und kleine Fabrikanten von Bettlattenrosten.





Unterbodenschutz im Labor
192 Stunden Salznebel

Immer mehr nämlich lassen sich die von der Stiftung veröffentlichten Testergebnisse wenig später in der Absatzkurve der betroffenen Produkte nachlesen: Weil die Prüfer ein vergleichsweise preiswertes Fernrohr aus dem Neckermann-Katalog besonders gut bewerteten, waren die Frankfurter Versandhändler binnen weniger Tage mit dem von den Sowjets gelieferten Rohr ausverkauft. Als bei einem Waschmitteltest die Billig-Marke „Tandil" des Großdiscounters Aldi gute Noten holte, schaffte sie einen beträchtlichen Umsatzsprung — vor allem zu Lasten der teuren Henkel-Marke Persil.

„Diese Arbeit", rühmte Wirtschaftsminister Hans Friderichs vergangenen November auf der Zehnjahresfeier der Stiftung Warentest in der Charlottenburger Sporthalle, „ist heute allseits geachtet." Veedol-Direktor Rudolf W. Heinemann, durch ein „Weniger zufriedenstellend"-Urteil beim Unterbodenschutz-Test gebeutelt, bezieht solche Achtung nun aus der Furcht. Heinemann: „Die können eine Marke kaputtmachen."

KONKURSE

Pleitenjahr 75

Gegendarstellung: In Ihrer Ausgabe Nr. 43 vom 20. Oktober 1975 schrieben Sie in dem Artikel Pleitenjahr 75: Wie schön ein Konkurs ist" über mich, ich hätte zufrieden Freunden anvertraut: „Wenn ich gewußt hätte, wie schön ein Konkurs ist, hätte ich's schon früher gemacht." Das ist falsch. Richtig ist, daß ich eine solche Äußerung nie gemacht habe.

Braunschweig, den 21. Oktober 1975

Karl Heinz Moos

Veröffentlichung der Wahrheitsfindung über Bourbon dienlich

OLD RED FOX

SCHNAPS IST ZWAR manchmal Schnaps, aber Mais ist noch lange nicht Mais. Ganz zu schweigen Mais, der möglicherweise für Old Red Fox in Frage kommt.

Peinlich genaue Maiskontrolle.

Jede, aber auch jede Ladung Mais, die das Destillerie-Tor passieren möchte, wird einer genauen Prüfung unterzogen. Wobei Sie der Unbestechlichkeit des Prüfers sicher sein dürfen: Er nimmt eine lange, innen hohle, extra dafür angefertigte Stange zur Hand und sticht mit ihr mehrmals tief in die Maisfuhre. Dann unterzieht er die entnommene Probe einer genauen Sichtkontrolle, hinsichtlich Größe, Unversehrtheit, Form und Farbe des Korns. Danach wird mit einer technischen Apparatur (genaue Funktionserklärung sei hier vernachlässigt) der Feuchtigkeitsgehalt festgestellt. Nur Mais, der in beiden Disziplinen absolute Spitzenqualität darstellt, ist gut genug für Old Red Fox. Was sich ja auch in seinem Geschmack bestätigt.

Mehr Yellow Corn als das Gesetz vorschreibt.

Das amerikanische Bourbon-Gesetz ist in einschlägigen Kreisen wegen seiner Strenge bekannt. Es stellt an die Einzelheiten der Whiskeyherstellung sehr hohe Forderungen. Beim Maisanteil schreibt es mindestens 51 Prozent vor. Wir nehmen für Old Red Fox jedoch viel mehr. Die Originalflasche ist im Laden an diesem Indianer erkenntlich. Verlangen Sie ausdrücklich nach ihm.



„Wer schöneren Mais hat als ich, soll sich stellen!"

(Dermold Fisk, anerkannter qualitäterzeugender Maisbauer.)

Huldigender Hinweis auf die Indianer.

Ohne in Lobeshymnen ausbrechen zu wollen: nicht von den Weißen, sondern den Indianern stammt der Mais. Somit ist klar, daß es ohne Indianer heute keinen Mais und damit keinen Bourbon gäbe.



Diesem Umstand wird durch die Abbildung und den Namen auf unserem Etikett Rechnung getragen.

Äußerst wichtiger Hinweis.

Hiermit sei ausdrücklich gesagt, daß Old Red Fox ein Kentucky-Straight-Bourbon-Whiskey ist. Das bedeutet: Er wird ausschließlich aus Mais, Roggen, Malz, Hefe und Kalksteinwasser hergestellt. Und unter keinen Umständen mit anderen Whiskeysorten, auch nicht mit Bränden, geschweige denn mit neutralem Alkohol gemischt.

Wenn es Old Red Fox bei Ihrem Kaufmann nicht gibt,

dann brauchen Sie für einen Nachweis einschlägiger Adressen nicht unbedingt nach Kentucky zu schreiben. Sie erhalten auch bereitwillig Auskunft darüber bei unserem Interessenvertreter in Deutschland: Heinrich Hermes, 653 Bingen, Gaustraße 20.

8
YEARS OLD

Perfekt kaputt

Ein neuer Täter-Typ beschäftigt Psychologen und Juristen: der Mörder ohne Motiv.

Im Oberhausener Stadtwald stoppten zur Mittagszeit drei Minderjährige den Schüler Ralph Weiss auf der Heimfahrt von der Schule. Sie rissen ihn vom Fahrrad, schlugen ihn nieder und ertränkten den Wehrlosen in einem Tümpel.

Bei einer Brücke der Autobahn Amberg—Nürnberg baten zwei Jugendliche den Unternehmer Wolfgang Sasse abends gegen zehn um Benzin für ihr Moped. Als der Autofahrer im Kofferraum nach dem Reservekanister suchte, trafen ihn drei tödliche Kugeln von hinten in den Kopf.

Im rheinischen Neuwied rempelte ein Mädchen nachts um drei den Arbeiter Ulrich von Heymann an. Als auch die drei Begleiter des Mädchens zuschlugen, wehrte sich von Heymann nicht mehr. Eine Stunde später war er tot — gestorben an 32 Messerstichen in Brust und Rücken.

Ob in Oberhausen oder Neuwied — stets standen Kriminale wie Kriminologen vor einem Rätsel. Zwar waren die Täter schnell gefaßt, lagen bald Geständnisse auf dem Tisch, doch eines blieb im dunkeln: das Motiv.

Immer öfter und immer brutaler verüben immer jüngere Täter in der Bundesrepublik motivlose Verbrechen — meist an Zufalls-Opfern, die sie nie zuvor gesehen haben. Sie quälen und morden, so fürchtet Alfred Stümper, Chef der Polizeiabteilung im Stuttgarter Innenministerium, aus einer „unbewußten Negativeinstellung zur bestehenden Umwelt — krimineller Ausläufer einer echt nihilistischen Geistesrichtung".



Opfer von Heymann
„Kannst du nicht ‚Guten Abend' sagen?"

Ein neuer Tätertyp beschäftigt Psychologen und Juristen. Staatsanwälte argumentieren, die Gesellschaft müsse vor ihm geschützt werden, Kriminologen wie der Marburger Erich Hupe halten ihn eher für das „Produkt einer kranken Gesellschaft". Im Dschungel der Subkultur wachse ein neuer Krimineller heran, der geprägt sei von einer „allgemeinen Wertunsicherheit und Verwirrung der Begriffe" (Stümper) und vom psychischen Vakuum zerstörter Familien. Hupe: „Der perfekte kaputte Mensch."

Vier Vertreter dieser Generation motivloser Krimineller stehen demnächst in Koblenz vor Gericht. Geahndet werden soll die Tat von Neuwied vom Januar 1973, die ebenso grausam wie sinnlos war und selbst erfahrenen Er-



Tatort Neuwied: 32 Messerstiche in Brust und Rücken

mittlern, so der Koblenzer Oberstaatsanwalt Heribert Braun, „Schauer des Entsetzens über den Rücken gejagt“ hatte.

Nach ein paar Gläschen Bier im Gasthaus „Zum Käthchen“ waren Norbert Deimling, 16, und sein Stiefbruder Eberhard Hille, 18, sowie die Geschwister Christa und Karl-Heinz Milles, 18 und 21, noch unternehmungslustig, als sie in der Neuwieder Peter-Siemeister-Straße den Arbeiter Ulrich von Heymann, 18, trafen.

Christa Milles rempelte den einsamen Spaziergänger an: „Kannst du nicht guten Abend sagen?“ Dann schlugen alle vier auf ihn ein.

Auf einer Parkbank schnitten Christa Milles und Deimling ihrem Opfer mit einem Fahrtenmesser büschelweise die halblangen Haare ab und schlitzten ihm die Hosen auf. Sie zwangen von Heymann, sich auszuziehen; wenn er protestierte, warf Deimling „wie ein Zirkusartist“ (der Koblenzer Generalstaatsanwalt Hans-Joachim Ulrich) haarscharf mit dem Messer an ihm vorbei.

Je geringer von Heymanns Widerstand wurde, desto mehr steigerte sich die Brutalität seiner Quäler. Abwechselnd, so der Erkenntnisstand der Ermittler, hieben sie auf ihr Opfer ein, schlugen ihm Zähne aus und rissen ihm die letzten Kleider vom Leib. Mit dem nackten Verletzten zogen die vier zu einem nahe gelegenen Sportplatz, um ihm „den Rest zu geben“.

Nachdem sie dort von Heymann bis zur Bewegungsunfähigkeit geschlagen und getreten hatten, begann in einer Mischung aus Rausch und Ritual die „Endphase der Tat“ (Ulrich). Reihum — erst die Linkshänder Hille und Milles, dann Christa Milles und Deimling — stachen die Mörder von Heymann wahllos das Messer in Brust und Rükken — insgesamt 32mal.

Jetzt soll Recht gesprochen werden in Koblenz. Doch fraglich scheint, ob es den Tätern gerecht werden kann. Ins Haus steht ein langwieriger Gutachter-Disput um die Frage der Verantwortlichkeit von Destruktions-Tätern. Kriminologie-Professor Hupe und sein Mainzer Kollege Armand Mergen wollen mit einer Truppe von Psychologen und Soziologen nachweisen, „daß für den Mörder-Mensch nicht er selbst, sondern seine Umwelt verantwortlich ist“ (Hupe).

Das Verbrechen von Neuwied scheint den Wissenschaftlern für das geplante Exempel vor allem deshalb geeignet, weil sie im Haupttäter Norbert Deimling den Prototyp des motivlosen Täters verkörpert sehen. Wie seine Mittäter stammt er, so das Urteil des Jugendpsychiaters Hans-Robert Fetzner in einem Gutachten für die Koblenzer Staatsanwaltschaft, aus „katastrophalen geborgenheitssterilen Verhältnissen“. Als Folge versagte er in

der Schule und Berufsausbildung und schloß sich einer subkulturellen Gruppe Gleichaltriger an, die „gewissenloses Verhalten dadurch belohnte, daß das Ansehen größer wurde“ — so das Gutachten von Fetzners Kollegen Werner Becht.

Fortan orientierte sich Norbert Deimling nicht mehr an den üblichen sozialen Normen. Seine Philosopie: „Die ganze Menschheit besteht nur aus Lügen. Jeder Mensch liebt nur sich selbst.“

Auch aus dem zerrütteten Elternhaus nahm er Lehren mit, wenn der betrunkene Vater die Mutter prügelte: „Mädchen kann man nur mit Brutalität und Härte beeindrucken.“ Stets auf der „Suche nach Anerkennung und Bewunderung“ (Becht), zeigte sich Deimling denn auch in der Mordnacht von



Opfer Sasse
Drei Schüsse in den Kopf

seiner harten Seite. Christa Milles, erkannten die Gutachter, habe auf ihn „wie ein Stimulans“ gewirkt.

Gefühle — von Schmerz abgesehen — erfuhr er weder an sich noch bei anderen. Und selbst nach den tödlichen Messerstichen in Neuwied, vorläufiger Höhepunkt einer „sukzessiven Eskalation der Gewalt“ (Becht), empfand Norbert Deimling — nichts:

> Auch wenn einer umgebracht wird oder so, das ist mir ganz schnurz piep egal. Ich fühle nichts dabei. Ich versuche mir immer einzureden, daß ich unheimlich Schuld auf mich geladen habe, aber das wirkt nicht auf meine Gefühle. Ich fühle gar nicht, es läßt mich ganz gleichgültig, ich kann beim Tod nichts emfinden.

Die erschreckende Gefühlskälte ist keine Ausnahme. Auch bei Mittäter Eberhard Hille stieß der Sachverständige Becht bei der Suche nach Empfindungen ins Leere: „Primitive Formen des Mitleids, zum Beispiel Tötungs-

hemmungen, finden sich bei Herrn Hille nicht" -- für den Marburger Kriminologie-Professor Hupe Indiz für „schwerste Sozialisationsschäden eines determinierten Tätertyps, der die Gerichte in Zukunft überschwemmen wird".

MANÖVER

Just for TV

Die Bundeswehr fühlt sich ihren Nato-Verbündeten, vor allem den Amerikanern, immer deutlicher überlegen.

Ein deutscher Oberfeldwebel stöhnte: „Mein Gott, was haben die Kerls bloß in der Grundausbildung getrieben."

Amerikas Marine-Infanteristen, die aus der Schlacht im Pazifik berühmt-berüchtigten „Ledernacken", stürmten bei ihrem ersten Großeinsatz im Bundeswehr-Manöver „Straffer Zügel" vorletzte Woche wie die Soldaten des Alten Fritz: aufrecht, Mann neben Mann, das Sperrfeuer der gut getarnten deutschen Soldaten souverän mißachtend.

Auch die verzweifelten Manöver-Schiedsrichter konnten den heroischen, aber todessüchtigen Angriff der US-Boys nicht stoppen. Daheim wochenlang darauf gedrillt, in der Bundesrepublik einen guten Eindruck zu machen, wiesen die amerikanischen Einheitsführer deutsche Kritik an ihrer Haudegen-Attacke fröhlich zurück: Das sei, mit Rücksicht auf die anwesenden Kameraleute, nur fürs Fernsehen („just for TV") gewesen.

Daß Amerikas Elitetruppe, die zuvor erst einmal, um die Jahreswende 1918/19 als Besatzer, in Deutschland stationiert war, bei ihrem ersten Auftritt in der norddeutschen Tiefebene mit dem ungewohnten Gelände gut zurechtkam, bewies sie nach dem Urteil deutscher Generale immer dann, wenn keine TV-Teams in der Nähe waren. Daß andererseits Ausbildung und Ausrüstung, vor allem bei der Flieger- und Panzerabwehr, für einen europäischen Einsatz verbessert werden müssen, erkannten die US-Kommandeure schon nach wenigen Manöver-Tagen.

Offiziere und Unterführer schrieben auf Befehl des neuen Chefs der Marine-Infanteristen General Louis H. Wilson bereits auf ihrem Rücktransport nach Amerika erste Erfahrungsberichte. Ein hoher US-Offizier: „Dies war ein Versuch. Wir wollen lernen und das U.S. Marine-Corps systematisch auch für Einsätze in Europa vorbereiten." Die Marines sollen daher schon im kommenden Jahr wieder gemeinsam mit der Bundeswehr üben.



US-„Ledernacken" in der Bundesrepublik: „Wir wollen lernen"

Fraglich ist, ob die Kritik westdeutscher Troupiers dann milder ausfällt. Denn die jüngsten Manöver haben wieder gezeigt, daß die jungen, von der Niederlage im letzten Krieg unbelasteten Bundeswehr-Offiziere immer mehr dazu neigen, an den militärischen Leistungen der Nato-Verbündeten, speziell der Amerikaner, herumzukritteln. Bundeswehr-Generalinspekteur Admiral Armin Zimmermann warnt denn auch: „Freude und Stolz über die eigenen Leistungen dürfen bei uns jetzt nicht zu Überheblichkeit führen."

Erschreckt über die Elite-Mentalität seiner Soldaten, forderte Zimmermann in der vergangenen Woche vor 300 Generalen der Bundeswehr in Wiesbaden, künftig sorgfältiger „mit der Psychologie unserer Verbündeten" umzugehen. Zimmermann „aus gegebenem Anlaß": „Wenn ich in Form von Zitaten lese, daß die amerikanischen Verbände im Vergleich zur Bundeswehr im Manöver


COLONIA
In Sicherheit leben.
Von einem solchen Lebensabend hat Großvater immer geträumt.
Heute mit 63 Jahren hat er sich seinen Wunsch erfüllt und seinen Schreibtisch eingetauscht gegen ein gemütliches Häuschen draußen vor der Stadt.
Diesen Schritt hat er lange vorbereitet und nicht dem Zufall überlassen.
Eine Lebensversicherung bei der Colonia war Sicherheit für seine Träume.
Sie zahlte ihm bei seiner Pensionierung ein hohes Kapital aus – genug für ein Haus, für einen geruhsamen Lebensabend.
COLONIA
Die große deutsche Versicherung.
Sach-, Lebens-, Krankenversicherungen und Bausparkasse

nichts taugen, dann stimmt das erstens nicht, und zweitens dürfte das kaum dazu beitragen, die in diesen Zeiten mehr denn je unerläßliche Solidarität im Bündnis zu festigen."

Zimmermann und seine Generale bestreiten nicht, daß es bei den gemeinsamen Herbst-Manövern durchaus einige Pannen gegeben hat, die zu Lasten der Verbündeten gehen. Vor allem bei der Übung „Certain Trek" in Süddeutschland stellte sich heraus, daß die in der Bundesrepublik geparkten amerikanischen Panzer, Geschütze und Lastwagen nicht immer in bestem Zustand waren. Beim Aufmarsch der aus den USA eingeflogenen Soldaten, die auf dieses Material angewiesen sind, entstanden Zeitverluste, die im Ernstfall zu größten Schwierigkeiten geführt hätten.

Die Amerikaner sind sich dessen bewußt. Der US-Rechnungshof hatte schon im Frühjahr in einem Bericht an das Pentagon bemängelt, daß Tausende in der Bundesrepublik stationierte US-Fahrzeuge verrosten und die schlecht gewarteten Waffensysteme oft nur noch „eine um die Hälfte verkürzte Lebensdauer" haben.

Als besonders nachteilig aber erwies sich bei den Manövern der vergangenen Wochen einmal mehr der Umstand, daß es bei den Nato-Landstreitkräften — im Gegensatz zu Marine und Luftwaffe — noch immer keine einheitlichen Führungsgrundsätze gibt. Die Amerikaner operieren nach der Befehlstaktik, die den Kompanie- und Zugführern bis ins kleinste Detail vorschreibt, wie sie ein Dorf zu nehmen oder einen Brückenkopf zu bilden haben. Für selbständiges Handeln und Improvisation bleibt kaum Platz.

Die Deutschen dagegen schwören auf ihre Auftragstaktik, die Offizieren und Unteroffizieren lediglich Ziele, Mittel und Zeiten nennt, die Operation selbst aber der eigenen Lagebeurteilung und Entscheidung überläßt. Obwohl sich die Vorteile der deutschen Taktik bei allen gemeinsamen Manövern bestätigen, haben sich die Amerikaner bisher geweigert, ihren Führungsstil zu ändern. Ihr Argument: „Wir haben mit unserer Taktik schließlich den Zweiten Weltkrieg gewonnen." Deutscher Konter: und Vietnam verloren.

Zwei Soldaten wollen diese von Prestige und Tradition bestimmte Auseinandersetzung nun endgültig beenden: Nato-Oberbefehlshaber US-General Alexander Haig und der Oberkommandierende der Landstreitkräfte Europa-Mitte, Bundeswehrgeneral Karl Schnell, bereiten gemeinsam eine neue Führungsfibel vor. Admiral Zimmermann: „Ich bin ziemlich sicher, daß wir in zwei Jahren auch beim deutschen und amerikanischen Heer einheitliche Führungsgrundsätze haben werden."

Siegen wird, davon ist Zimmermann überzeugt, das deutsche Beispiel.

Auf Salz gebaut

In der vom Versinken bedrohten, von den Behörden bereits aufgegebenen Altstadt von Lüneburg wollen Bürger wieder wohnen — auch wenn es weiter abwärts geht.

Immer wenn der Hamburger Künstler Curt Helm Pomp historisches Gemäuer malen wollte, fuhr er nach Lüneburg, der Altstadt wegen. Reiste er später wieder an, war sein altes Motiv meist verschwunden. „Wir müssen nach und nach alles abreißen", klärte die Baubehörde auf, „die ganze Altstadt sackt uns weg."

Das war vor 15 Jahren. Heute spricht vom totalen Abriß niemand mehr. Und dies, obwohl es mit der Altstadt immer noch bergab geht — fünf Zentimeter allein im letzten Jahr.

Vom Stimmungsumschwung profitiert ein nicht mal quadratkilometergroßer Teil des mittelalterlichen Lüneburger Stadtkerns, der Historikern vom Bau als „Gesamtkunstwerk" und „einzig zwischen Lübeck und Danzig" gilt.

Doch die öffentliche Beachtung und Bewunderung konnte nicht verhindern, daß eines der unverfälschten Zeugnisse alter norddeutscher Backstein-Architektur, eben die Altstadt, immer mehr verfiel. Denn längst hatte die Stadt vor jenem Stoff resigniert, aus dem ihr einstiger Reichtum gemacht war: vor dem



Altstadt-Sanierer Rieß, Pomp
„Was will der Pinsler hier?"

Hongkong via London!



Entspannt ankommen! Ab London brauchen Sie nicht mehr umzusteigen.

Sie nehmen die Frühmaschine nach London. Und haben dort Anschluß an unseren Jumbo, der Sie direkt nach Hongkong bringt. Und das jeden Tag.

Bevor Sie also das nächste Mal Übersee buchen: „Via London" geht es bequemer, schneller oder öfter.

Mit der größten internationalen Fluglinie.

Einzelheiten in Ihrem IATA-Flugreisebüro.



Weltweit in guten Händen

Salz. 20 000 Tonnen jedes Jahr, gewonnen in den Siedepfannen einer Saline, die im Mittelalter größter Industriebetrieb Europas war, sicherten Lüneburg eine führende Rolle im Handelsbund der Hanse und Reichtum. In Patrizierpalästen und großzügigen Gesindehäusern schlug er sich sichtbar nieder.

Daß die von Kriegen verschonten Baudenkmäler zu einer besonderen Bürde werden würden, zeigte sich erst, als das Salzmonopol längst verloren und die Stadtkasse so gut wie leer war.

Die mittelalterlichen Bauherren hatten einen Teil ihrer Häuser auf unverläßlichen Grund gesetzt: auf einen rund 40 Meter tief unter der Erdoberfläche verborgenen Salzstock, den unterirdisch fließende Gewässer unablässig ablecken. Der Boden darüber bricht nach, bisweilen sogar hörbar.

Und wenn an einer Stelle, wo ein Parkplatz erwünscht war, gerade kein abbruchreifes Haus stand, „wurden Senkungen behördlicherseits angeordnet“, so ein Altstädter. In der aufgegebenen Stadt mochten auch die Bürger nicht bleiben. Ein paar Dachziegel, zu Regenzeiten entfernt, wußten auszugswillige Mieter, beschleunigten den Verkauf wegen Einsturzgefahr nicht unerheblich.

Die „irreparablen Sünden“ (so die Lüneburger „Landeszeitung“) gingen bald an die Substanz: 179 mittelalterliche Häuser wurden zwischen 1953 und 1972 abgerissen, von den bei Kriegsende noch 10 000 Altstädtern über 8000 vertrieben. „Wir waren“, begründet Oberbaurat Hans Reinhard Rieß die städtische Abrißpolitik, „wirklich ratlos.“

Das wären die Behörden wohl heute noch, hätte nicht einer mit der Sanierung auf eigene Faust begonnen: der Maler Pomp. 1969 bezog er mit Billigung der Stadtverwaltung ein Abrißhaus, versorgte sich mit altem Gebälk und Ziegeln, rekonstruierte anhand historischer Unterlagen den ursprünglichen Bauplan und fing mit der Renovierung an, argwöhnisch beäugt von den Einheimischen: „Was will der Pinsler hier?“

Sanierte Altstadt-Häuser in Lüneburg: Fraß im Untergrund

Wände wackeln, Tore schieben sich ineinander, Häuser rücken voneinander ab, Fußböden gehen in Schräglage. Das Haus Hindenburgstraße 87 kippte erst 50 Zentimeter nach Süden, dann wieder 30 Zentimeter nach Norden zurück. „Die Bewohner konnten ein Knarren im Mauerwerk wahrnehmen, das sie in große Besorgnis versetzte“, schrieb der städtische Pressedienst.

Derartige Bewegung kam den Lüneburger Baubehörden in der Vergangenheit nicht ungelegen. Da die Landesregierung den Abriß senkungsgeschädigter Häuser mit Prämien bedachte, machte sich die am höchsten verschuldete Kommune in ganz Niedersachsen eine einfache Rechnung auf: Sie kaufte die Gebäude zum Einheitswert, ließ das Abräumen der Grundstücke von Hannover finanzieren, sparte so Sanierungskosten und gewann Parkplätze.

Mittlerweile ist der ortsfremde Pomp Vorsitzender der Bürgerinitiative „Arbeitskreis Altstadt“ und hat mit ihr „jedes der noch erhaltenen 390 Häuser irgendwie in der Mangel gehabt“. Mit sichtbarem Erfolg. „In keinem Viertel“, so der ehemalige SPD-Ratsherr Klaus Kirstein, „ist in den letzten Jahren soviel geweißt und gestrichen worden.“

Freiwillige Helfer der Bürgerinitiative, Ingenieure, Studenten, Kaufleute und Handwerker, klettern bei jenen aufs Leihgerüst, die zwar den Willen zu bleiben, nicht jedoch das Geld dazu haben. Und erstmals sind auch wieder Zuzüge zu verzeichnen.

Seit die Stadt Sanierungsgrundstücke samt Gebäuden zum Quadratmeterpreis zwischen 30 und 60 Mark anbietet, melden sich neben ortsansässigen Interessenten solche aus Holland, Berlin, Marburg und München — mehr, als Häuser zur Verfügung stehen. Rieß: „Alle wollen dort wohnen, Spekulanten schreckt der unsichere Boden ab.“

Ob der Salzfraß im Untergrund jemals zum Stillstand kommt, läßt sich trotz geologischer Expertisen nicht mit Sicherheit sagen. Was sie dennoch aufs Salz treibt, beschreiben Neubürger lapidar: „Günstige Gelegenheit zum Hauskauf“, „Wohnen als Abenteuer“.

Seit dem Sommer steht auch fest, daß eine Sanierung der Altstadt am schwindenden Boden nicht zu scheitern braucht. Mit wenigen Ausnahmen, so ergaben Gutachten, ist eine Modernisierung der Häuser durchaus sinnvoll und damit förderungswürdig. Bei Anwendung der mittelalterlichen Ziegel-Fachwerk-Bauweise, glauben die Experten, können die Gebäude noch weitere hundert Jahre stehen bleiben.

Maler Pomp: „Was kümmert's mich, wenn ich dann wirklich einen Meter weiter unten sitze.“

SCHLACHTHÖFE

Letztes Gefecht

Westdeutschlands Kommunal-Schlachthöfe kosten den Steuerzahler immer mehr Geld. Eine bundesweite Privatisierungswelle verspricht Abhilfe.

Der „Vorschlag für eine Studienreise nach Südamerika“ und die Ankündigung einer „Impfaktion gegen Grippe für 200 Personen“ rahmten bieder die frohe Botschaft, die Heinrich Zentner, Sprecher des Hamburger Wirtschaftskreises Vieh und Fleisch, seinen „lieben Kollegen“ letzten Monat ins Haus schickte. Eine Arbeitsgruppe von Senatsvertretern und Fleischkaufleuten werde unverzüglich mit Verhandlungen über die Privatisierung des Hamburger Schlachthofes beginnen.

Das Ergebnis der gemeinsamen Bemühungen von Senatsdienern und Fleischern steht für Zentner fest: „Wenn wir die Anlagen übernehmen, werden die Millionen-Defizite schlagartig verschwinden.“ Rund zwei Millionen Mark Zuschüsse pro Jahr kostet der neben Hamburgs Amüsierviertel St. Pauli gelegene Schlachthof, mit einem Jahresumsatz von 1,2 Milliarden Mark immerhin einer der Großen unter Europas Fleischmärkten. Und weil millionenschwere Verluste auch viele andere Stadtkämmerer drük-

ken, beschlossen bereits 70 westdeutsche Städte, ihre Schlachthöfe zu privatisieren.

Was für städtische Bedürfnisanstalten und Müllabfuhrunternehmen, für kommunale Verkehrsbetriebe und Altenheime von Kritikern des öffentlichen Dienstes oft erst gefordert wird, scheint bei der Schlachterszunft kaum noch zu bremsen. Die Privatisierungswelle, vermutet etwa der Vorstandsvorsitzende der hannoverschen Centralgenossenschaft für Viehverwertung, Wilhelm Knigge, sei nicht zu brechen. Schon weil die 400 öffentlichen Schlachthöfe der Bundesrepublik im Durchschnitt nur zu 20 Prozent ausgelastet seien.

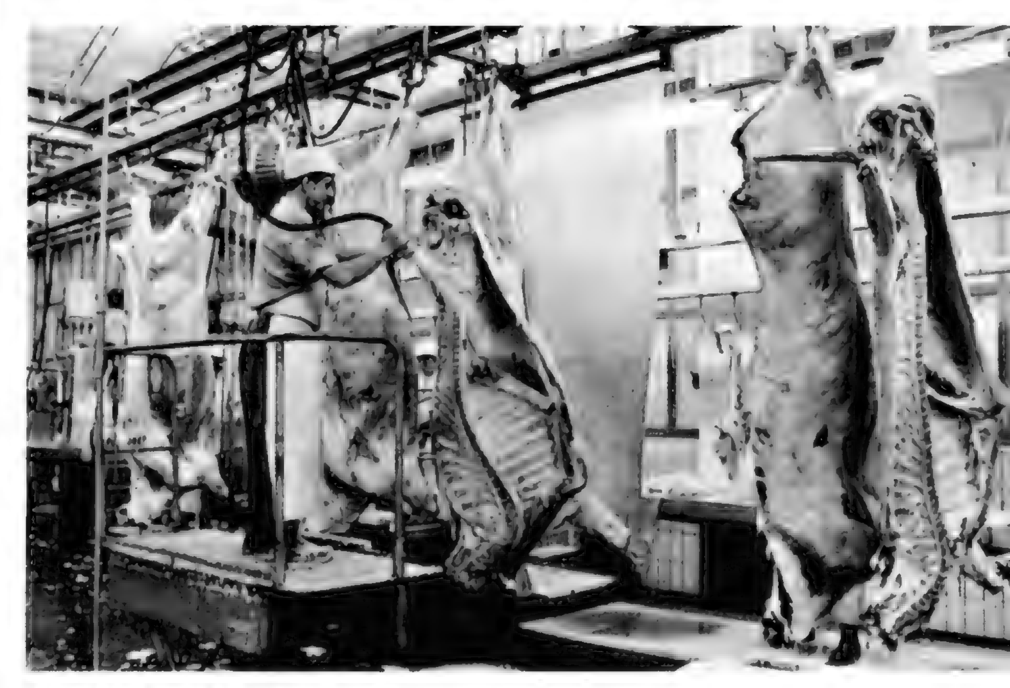
Neue Bräuche der Branche ließen viele städtische Investitionen zu teuren Fehlspekulationen werden. Denn mit dem Vordringen moderner Kühl- und Transportsysteme entstanden in den ländlichen Erzeugergebieten immer mehr private und genossenschaftliche Versandschlachtereien, die ihre Rinder- und Schweinehälften schnell und preiswert in jeden Winkel der Bundesrepublik liefern können.

Allein in der Umgebung von Hamburg schlachten heute zehn moderne Anlagen Tausende Rinder und Schweine. Die Folge: Das Fleischangebot des Hamburger Schlachthof-Viertels besteht nur noch zu 40 Prozent aus eigenen Schlachtungen.

Kommunen und Privatunternehmer liefern sich zudem immer härtere Preisgefechte. Durch kostenbewußtes Management, niedrige Verwaltungskosten und eine bessere Ausnutzung ihrer Schlachtbänder können Versandschlachter der Kundschaft häufig so günstige Konditionen bieten, daß immer mehr Städte auf der Strecke bleiben. Beklagt sich Friedel Gütt, Leiter des für den Hamburger Schlachthof zuständigen Amtes für Marktwesen: „Auf den Schlachthöfen in unserer Umgebung wird um bis zu 20 Prozent billiger als in Hamburg geschlachtet."

Blutige Rationalisierungen werden denn auch von den bislang noch nicht privatisierten Kommunal-Schlachthöfen empfohlen. Als Ludwigshafener Schlachthof-Benutzer im vergangenen Jahr die kommunalen Anlagen in eigener Regie übernahmen, stellten sie zum Beispiel sofort den flauen Schlachtbetrieb ein und konzentrierten sich auf den Fleischgroßmarkt.

Gleichzeitig begannen die neuen Herren, den Verwaltungsapparat durchzukämmen. Ergebnis: Anstelle der einstmals 30köpfigen Schlachthof-Administration kommen die Privatbesitzer heute mit vier Hilfskräften aus, die laut Plan „nur nach Bedarf und stundenweise" beschäftigt werden. Selbst die beiden Geschäftsführer dürfen ihre Tätigkeit nur als Nebenerwerbs-Job ausführen, was ihnen als Chefs florierender Großhandelsunternehmen freilich nicht schwerfällt.



Schlachthofbetrieb in Köln: Millionen fehlinvestiert

Als die Ludwigshafener Manager obendrein die Fleischmarkt-Benutzungsgebühren um bis zu 70 Prozent senkten, schnellte der Umsatz rasch um 30 bis 40 Prozent in die Höhe. Geschäftsführer Peter Seyß: „Nach Defiziten bis zu einer Million Mark arbeiten wir jetzt zum erstenmal wieder kostendeckend."

Aus der Verlustzone steuerte inzwischen auch der Kölner Kommunal-Schlachthof, den 117 Benutzer in eine GmbH umwandelten. In der neuen Betriebsgesellschaft „Fleischversorgung Köln GmbH" wird die Arbeit von 183 öffentlichen Bediensteten heute von 62 Arbeitnehmern geleistet.

Der starre Behördenschlachtplan wurde zugunsten einer elastischen, am Bedarf orientierten Kalkulation aufgegeben. Außerdem wurde die Schlachthof-Fläche von bislang 9000 Quadratmetern auf 1000 Quadratmeter reduziert. Schlachthof-Geschäftsführer Erich Schützinger: „Durch den neuen Stil konnten wir 2,8 Millionen Mark investieren und obendrein die Schlachtgebühren um 30 Prozent senken."

Die fehlinvestierten Steuermillionen der Kommunen freilich sind dahin. Nach einem Gutachten des Bonner Universitäts-Instituts für Agrarpolitik, Marktforschung und Wirtschaftssoziologie haben ehrgeizige Stadtväter seit 1960 allein in Nordrhein-Westfalen 154 Millionen Mark in ihre Schlachthof-Anlagen gesteckt — obgleich sich laut Professor Rudolf-Ernst Wolffram „eine Umstrukturierung in der Vieh- und Fleischwirtschaft" deutlich abzeichnete.

Um weitere Fehlinvestitionen zu vermeiden, empfahl Wolffram dem Düsseldorfer Landwirtschaftsminister Diether Deneke, von 110 nordrhein-westfälischen Schlachthöfen nur noch acht sogenannte Schwerpunkt-Schlachthöfe mit fünf kleineren Ergänzungsbetrieben überleben zu lassen.

Ein Strukturplan der hessischen Landesregierung sieht vor, die Zahl der öffentlichen Schlachthöfe von 30 auf 12 zu vermindern. Selbst im Bauernland Niedersachsen sind die Schlachtanlagen nach einer Berechnung der Centralgenossenschaft für Viehverwertung so schlecht ausgelastet, daß von 23 Schlachthöfen 20 geschlossen werden könnten.

Große Zeiten für Privatunternehmer, die sich bei den Kommunen einkaufen wollen: Der Hamburger Versandgroßschlachter Reinhard Stücken Fleischunion, der in zehn Großbetrieben zwischen Rendsburg und Regensburg jährlich rund 650 Millionen Mark umsetzt, übernahm für weniger als eine Million Mark die Mehrheitsbeteiligung am Lüneburger Schlachthof. Die erst 1970 fertiggestellte Anlage hatte die Stadtväter acht Millionen Mark gekostet, zu denen aus der Brüsseler EG-Kasse weitere 1,8 Millionen Mark und aus dem Grünen Plan der Bundesregierung noch einmal 1,5 Millionen Mark hinzukamen.

Um die Ausverkaufschancen noch besser nutzen zu können, wollen Schlachthof-Besitzer und Fleischgroßhändler rasch eine „Arbeitsgemeinschaft privatisierter Schlachthöfe" gründen. Der vom Syndikus des Fachverbandes der Deutschen Großschlächter und Fleischgroßhändler Hansjürgen Tuengerthal geführte Kampfbund soll laut Beschluß des Gründerkomitees auch bei der Übernahme weiterer öffentlicher Schlachthöfe „kaufmännischen und juristischen Beistand leisten". ◆

Computer tun die Arbeit,



die kein Mensch verdient hat.



Oder: Die patente Patentlösung.

Triphenylcarboniumion, Dehydrocyclisierung, Dimethylaminobenzaldehyd – drei Wörter aus der Umgangssprache der Patentabteilung eines Ludwigshafener Chemiekonzerns. Aber das Problem sind nicht die Zungenbrecher. Kopfzerbrechen bereitete die Verwaltung von etwa 30000 in- und ausländischen Patenten und Patentanmeldungen.

Die Daten aus dem Fristen-, Zahlungs-, Erfinder- und Vertragswesen waren in zahlreichen Karteien gespeichert. Immer dieselben, nur verschieden geordnet. Kaum noch überschaubar, bei der geringsten Änderung eine Lawine von Such- und Schreibarbeit sowie Kosten auslösend.

So setzten sich die Computerfachleute und die Patentspezialisten an einen Tisch und entwickelten ein zentrales Informationssystem, um den Datenfluß im Büro so einfach wie möglich zu gestalten.

Heute wacht der Computer automatisch über Anmeldefristen. Er nennt dem Patentamt Erfinder. Er erinnert sich pünktlich an jede Prüfungsantragsfrist. Er erarbeitet für die Patentkonferenz Beurteilungsbogen. Er berechnet die Erfindervergütung, indem er auf die Daten anderer Bereiche, z.B. der Finanz- und Betriebsbuchhaltung sowie des Personalwesens zurückgreift.

Das alles klingt vielleicht so, als bliebe für die Sachbearbeiter nichts mehr zu bearbeiten. Ihnen bleiben die wirklich wichtigen Arbeiten vorbehalten, die kein Computer tun kann. Und dafür bleibt ihnen mehr Zeit, weil monotone Routinearbeiten von ihren Schreibtischen in den Computer verlagert wurden. Er leistet die Vorarbeiten, sie treffen die Entscheidungen aufgrund aktueller und rationaler Informationen.

Die Erfahrungen, die hier mit Computerleistung am Arbeitsplatz gemacht wurden, beweisen, daß es heute notwendig und möglich ist, die Mitarbeiter eines Unternehmens in ihren verschiedensten Funktionen direkt mit Computerleistung zu versorgen. In arbeitsplatzgerechter und funktionsgemäßer Form.

IBM Deutschland GmbH
7000 Stuttgart 80





Hamburger Bierkneipe: „Hier erlebe ich das Leben mit"

„Dieses Vertrauliche, dieses Familiäre"

Was die Bundesbürger in ihre Kneipen zieht

Die Kneipe um die Ecke, einst totgesagt, ist wieder im Kommen. Weder Fernsehen noch das Promille-Gesetz haben ihr viel anhaben können: Die Zahl der Gaststätten nimmt zu, es wird mehr Bier gezapft, mehr Wein ausgeschenkt als je zuvor. Kneipen-Forscher sind verblüfft: Der Platz an der Theke hat seine Popularität als „sozialer Ort des Geredes" behalten, wo der Bürger kleine Probleme runterschlucken und große Sprüche machen kann.

Jeden Morgen Punkt neun stehen beim „Wöllinger" in München-Mittersendling die ersten Gäste vor der Tür. Wasti, 75, und Wendolin, 76, vis-à-vis vom Altersheim St. Josef, bringen dann schon ein paar Halbe zusammen.

Um die gleiche Zeit, in den Betrieben ringsum ist Frühstückspause, machen auch in der hannoverschen „Odeon-Klause" die Gäste den ersten Zug. Leo Oppen hinterm Tresen kann „nach denen die Uhr stellen, so pünktlich sind die da" — wie im „Hafentor" zu Hamburg, wo sie dann noch mal nachmittags bei Schichtwechsel kommen.

Dann, wenn es dunkel wird, kommt erst ein Helles, dann noch ein Helles in der ganzen Republik, im Frankfurter „Schwälbchen" heißt es Prostata statt Prost, und wer eine Runde ausgegeben hat, tickt mit dem Finger dreimal auf den Tisch, wie überall im Vaterland.

„Dribb de Bach", in Frankfurt-Sachsenhausen, werden unterdes in den Äppelwoi-Wirtschaften über dichtbesetzte Holztische hinweg die Bembel geschwenkt. Im Düsseldorfer „Uerigen" muß alle Viertelstunde ein neues Faß Obergäriges angestochen werden. Im Münchner „Augustinerkeller", 5000 Plätze, 32 Bedienungen, muß man sich, wenn es auf acht Uhr abends geht, „seinen Platz schon ausraufen", wie der Manager sagt.

Dann hocken sie zusammen oder stehen an der Theke, reden und trinken, trinken und reden, und ein Herr vom Deutschen-Brauerbund, der sich im „Siegel"-Gasthof zu Bonn-Friesdorf an einem der Holztische niederläßt, beschreibt, wie einem so zumute ist: „Hier erlebe ich das Leben mit. Sind drei, vier Stunden um, dann gehe ich nach Hause und sage, das war ein schöner Abend."

Ob sie Wein oder Weiße trinken, Kölsch oder Pils, ob sie nur auf ein, zwei Glas hereinschauen oder bis zur Polizeistunde und länger bleiben, ob sie einsam meditieren oder rundum diskutieren, ob sie stehen oder sitzen, ob sie Skat spielen oder Doppelkopf, mit Würfeln einen austrudeln oder mit Streichhölzern einen ausraten — in seinen Kneipen ist das deutsche Volk zu Hause; häufiger als früher und lieber denn je, noch 'ne Runde bitte, kehren die Bundesbürger ein.

Es wird mehr getrunken als je zuvor: Binnen zehn Jahren stieg der Verbrauch an Bier in der Bundesrepublik von 122,1 Liter (1965) auf 147 Liter (1974) pro Kopf und Jahr, Kleinkinder und Abstinenzler mitgezählt. Und es gibt Gelegenheiten noch und noch: Angezapft und ausgeschenkt wird in rund 142 000 Gastwirtschaften — das sind 14 000 mehr als vor zehn Jahren.

Es scheint, als habe die deutsche Kneipe alle Widrigkeiten der Zeitläufe überstanden, die Konkurrenz des Fernsehens und des Flaschenbiers, die Bleibe-schlank-Bewegung wie die Coca-Cola-Ideologie und das Promille-Gesetz dazu. „Geh'n wir mal hin? Ja, wir geh'n mal hin", singt Wolf Biermann, und das ist im Osten wie im Westen so.

„Die Welle, zu Hause zu bleiben und stur auf die Glotze zu sehen, das ist vorbei", registriert Gastwirt Ferdinand

Bock in Hannover. Zwar, „wenn Deutschland spielt“, im Fußball nämlich, oder wenn Columbo nuschelt, bleibt es leer am Tresen, aber gleich danach eilt das Volk „schleunigst in die Kneipe, um darüber zu reden“, freut sich ein Wirt in Frankfurt.

Die Angst vorm Führerscheinentzug währt oft nur bis zum ersten Schluck. Zwar hört Wirtin Gabriele Schupp in der Gonsenheimer „Sportklause“ ihre Gäste immer wieder davon reden, aber „dann geht's munter weiter“. Friedel Kuhls, Wirt am Gifhorner Heidesee, formuliert: „Der Autofahrer trinkt keinen Alkohol, der zieht ein gutes Bier vor.“

„Ruhe, Abspannung und Lehnstuhlbehagen.“

Und auch, daß mittlerweile nur noch 30 Prozent des Biers vom Faß gezapft, 70 Prozent aber aus Dosen und Flaschen getrunken werden, hat das Wirtshaus letztlich nicht erschüttert. Selbst als das Verhältnis noch umgekehrt lautete, ging aus jeder Eckkneipe etwa in Hannover-Linden „sonnabends mindestens ein Hektoliter über die Straße weg“, in Siphons und Kannen, wie Linden-Wirt Rolf Rehm, heute Direktor der Brauerei Wülfel, sich erinnert.

Der Mensch im Wirtshaus lebt ja auch nicht vom Bier allein. Eine Untersuchung der Hamburger „Gesellschaft für Marktforschung“ hat ergeben, daß Gaststätten zu fast siebzig Prozent „aus sozialen Motiven“ aufgesucht werden — vor allem, „weil ich mal in anderer Umgebung sein möchte“, „um Freunde und Bekannte zu treffen“ und, nicht zuletzt, „weil ich dort meinen Stammtisch habe“.

Der „Deutsche Hotel- und Gaststättenverband“ fürchtet keineswegs, daß sich daran viel ändert: „Wir glauben nicht“, teilte der Verband dem SPIEGEL mit, „daß die Kneipe an der Ecke verdrängt wird. Mit diesem gastronomischen Angebot wird eine ganz bestimmte Nachfrage angesprochen, die auch für die Zukunft Bestand zu behalten scheint.“

Sicher, Bier gibt's heute an jeder Tankstelle, badischen Wein auch im ostfriesischen Supermarkt, und längst sind Bierkeller und Weinpinten, diese Urformen des deutschen Gasthauses, umstellt von Pizzerias und Cafeterias, Pubs und Bistros. Čevapčići beim Jugoslawen, Paella beim Spanier, Huhn Szechuan im „Sommerpalast“ — längst gehört das Exotische zum deutschen Eintopf wie das Hähnchen vom Fließband im „Wienerwald“, das genormte Steak im „Steak-House“ und die Hax'n von der Stange im Schnellimbiß. Nur gilt für alle diese Lokalitäten mit all ihren Spezialitäten: Dort ißt man zwar, aber man ist dort nicht.

Denn hängen-, hocken- und sitzenbleiben mag der Bundesbürger nur, wo

Nutzen Sie drei handfeste Vorteile: Sofortige finanzielle Sicherheit, Kapitalbildung und Steuerersparnis!

Sicherheit mit Dividende

Überzeugende Vorteile, die in dieser Form nur eine Lebensversicherung bieten kann.

Vorteil 1: Sofortiger finanzieller Schutz!

Denn vom ersten Beitrag an ist die volle Versicherungssumme garantiert. Wenn Sie beispielsweise als 25jähriger eine Lebensversicherung über 35 Jahre abschließen, dann ist Ihre Familie nach Zahlung des ersten Monatsbeitrags von etwa 63 Mark sofort mit rund 30000 Mark abgesichert.

Vorteil 2: Wertzuwachs durch Gewinnbeteiligung!

Denn die Lebensversicherungs-Unternehmen geben ihre Gewinne nahezu voll an ihre Versicherten weiter. Als Versicherten-Dividende. Dadurch erhalten Sie — um bei diesem Beispiel zu bleiben — nach dem heutigen Stand der Gewinnbeteiligung zu Ihrem 60. Geburtstag statt 30000 Mark mehr als 65000 Mark ausgezahlt.

Vorteil 3: Dreifache Steuerersparnis!

Denn der Staat honoriert private Vorsorge durch mehrfache Begünstigung Ihrer Lebensversicherung: Ihre Beiträge können Sie als Vorsorgeaufwendungen steuerlich absetzen und Ihre jährlichen Gewinnanteile sind ebenso steuerfrei wie die ausgezahlte Versicherungssumme.

Sie sehen, eine Lebensversicherung bietet handfeste Vorteile.

Lebensversicherung — das ist moderner Risikoschutz und gezielte Vermögensbildung zugleich.

501-d

Lebensversicherung





Münchner Biergarten, Stuttgarter Weinstube, Frankfurter Apfelwein-Lokal (u.): „Bergender und schützender Raum"

es womöglich nichts anderes als Rollmops und Solei zu essen gibt, vielleicht noch eine Brezel. Wenn im Ausflugscafé draußen vor der Stadt die Tortenschlacht geschlagen, wenn bei Antonio der Pizza-Ofen aus ist, geht es an deutschen Theken erst richtig los.

„Zwee- bis dreimal die Woche" kommen die Stammgäste in die „Löwenklause", gleich um die Ecke in Berlin-Spandau, weil sie schließlich „ooch ma entspannen" möchten. Ein Lagerarbeiter kommt fast jeden Abend und hat auch immer Grund, „weeßte, die Frau is ja zu meine Schwester anne See". Aber nee: „Hier fühl ick mir wohler."

Klaus Schütz, der Bürgermeister, kann das verstehen. „Wird da", so hinterfragte er die Kneipe, „nicht bisweilen sinnvoll, in jedem Falle lebhaft diskutiert, kommen da nicht auch öffentliche Probleme zur Sprache oder immerhin ins Gerede? Schon das ist mehr als nichts."

Doch auch, wenn mal gerade Schweigen herrscht, funktioniert die Kneipe noch immer und verschafft, wie Thomas Mann bei „anderthalb Quart" Bier empfand, „Ruhe, Abspannung und Lehnstuhlbehagen, eine Stimmung von ‚Es ist vollbracht' und ‚O wie wohl ist mir am Abend'".

Im „Riesen" hob schon Barbarossa den Becher.

Daß in den Kneipen, anders als der Politiker es gern hätte, häufig nur Stuß geredet wird und das „O wie wohl"-Gefühl nur aufkommt, weil einer der eigenen Langeweile, dem Ärger im Büro oder dem nörgelnden Ehepartner entrinnen möchte — das ändert nichts daran, daß das Kneipenbehagen eben da ist, erklärt es womöglich erst.

Goethe empfand es, er fühlte sich in Auerbachs Keller „ganz kannibalisch



wohl, als wie fünfhundert Säuen", und beim „Stöffche", dem Apfelwein, empfinden es auch die alten Sachsenhäuser, die schon nachmittags ins „Lorsbacher Tal" oder die „Affentorschänke" ziehen, mit belegter Stulle von daheim und einem geschnitzten Deckel, den sie nach jedem Schluck über das Glas legen, damit nur keine Mücke in den Schoppen fällt.

Im „Riesen" zu Miltenberg am Main, dem wohl ältesten deutschen Gasthof, 1590 neu errichtet, hob schon Barbarossa den Becher, und bis heute sind überall im Land die Namen von Wirtshäusern, und manche Wirtshäuser selber, aus dem 16. Jahrhundert erhalten — sie sind eben, wie der Historiker Friedrich Rauers in einer zweibändigen „Kulturgeschichte der Gaststätte" belegte, „von zäherer Lebenskraft als jedes andere Unternehmen, sie halten sich wie Dynastien", überdauerten sie sogar und erhalten immer noch Zulauf, obwohl die Wirtshaustische nun nicht mehr aus schönem Eichenholz, sondern auch schon aus Resopal gemacht sind.

Auch daß nun in immer mehr Schänken die sprichwörtliche Bierruhe übertönt wird von Musikboxen, aus denen die Hits leiern, von Spielautomaten mit ihrem Klingklong und vom Geklapper der Tisch-Fußballspiele, zeigt nur, daß die Kneipe anpassungsfähig geblieben und für alle, für alles offen ist. „Paloma blanca", das schluckt sie auch noch.

Zwar zieht es die Jugend in die Diskotheken, wo Stereo-Getöse und „die totale Ego-Show" jedwede Kommunikation verhindern, zwar sammeln die Jungen sich in Teestuben und „gucken sich durchgeistigt an" — aber wohin sie von dort einst aufbrechen werden, ist dem SFB-Jugendfunk auch schon klar: in die „einfachen Pinten", zu „wirklich gewöhnlichen Gesprächen mit Leuten, die man in all den jugendlichen Trödelkneipen nicht trifft".

„Bei mir verkehrt im Schnitt alles", behauptet ein Berliner Eck-Kneipier,


0.00 sek.
0.07 sek.
0.10 sek.
0.20 sek.
PSV74239
3

Bilder die nur Volvo zeigt.

Ein Volvo 244, Serienfahrzeug, prallt mit einer Geschwindigkeit von 65 km/h gegen eine Wand. Was geschieht?

Sekunde 0.00: Aufprall. Sekunde 0.01: Die an Gummiholfedern aufgehängten breiten Spezial-Stoßstangen sind schon verformt und bewegen sich nicht mehr. Lampen und Kühlergrill zersplittern. Die Fahrgastzelle und der Körper des Fahrers bewegen sich noch mit der Fahrgeschwindigkeit von 65 km/h nach vorn.

Sekunde 0.04: Die verlängerte und verstärkte Knautschzone verformt sich an den computerberechneten Stellen. Und schluckt – ebenfalls vorausberechnet – fast die gesamte Aufprallenergie. Der Motorblock geht nun nicht mehr vorwärts. Der 3-Punkt-Sicherheitsgurt beginnt den Fahrer aufzufangen.

Sekunde 0.07: Die Motorhaube verharrt in ihren kräftigen Scharnieren und kann nicht in den Fahrgastraum eindringen. Die Lenksäule schiebt sich teleskopartig zusammen. Die Kräfte, die auf den 3-Punkt-Sicherheitsgurt wirken, erreichen jetzt eine Höhe von 3–4 Tonnen. Sekunde 0.10: Der Wagen steht. Auch der Fahrer bewegt sich nicht mehr nach vorn. Sekunde 0.20: Der Fahrer schnellt mit dem Oberkörper zurück. Sein Hinterkopf wird von der im Sitz integrierten, nachgiebigen Kopfstütze aufgefangen.

Der Volvo ist konsequent konstruiert. Konsequent in Sicherheit, Wirtschaftlichkeit und Komfort.

Volvo gibt auf alle seine Automobile
1 Jahr Garantie ohne km-Begrenzung.
Und zwar seit Jahren. Konsequent.

VOLVO
Das konsequente Automobil



Volvo Info-Paket anfordern bei Volvo Deutschland GmbH 6057 Dietzenbach-Steinberg, Abt. SP



Hamburger Popkneipe: Klimbim vom Sperrmüll

und so ist es wohl: Im Bierdunst mischen sie sich noch, die kleinen Leute und die großen Macher, der, der nur reden, und der, der nur zuhören will, welche von der CDU wie von der SPD, die Durstigen und die bloßen Säufer.

Kein Anlaß, wenn denn schon einer erforderlich ist, der nicht herhalten müßte, die Sitte zu rechtfertigen. Sogar der Tod läßt Kneipen leben, etwa die Schultheiss-Gaststätte am Krematorium in Berlin-Wilmersdorf, wo die Hinterbliebenen, Gießkanne noch in der Hand, sich vor Kummer ein Bier und noch ein Bier bestellen, neue Kundschaft immer wieder die Lokalität inspiziert, „für 'ne geplante Trauerfeier", und Adamo aus der Musikbox tröstet: „Gott sei dank, jetzt bist du da."

Kein Interieur, das abschreckte; auf solche Holzbänke würde sich niemand zu Hause setzen wollen, keine Enge, die nicht als behaglich empfunden würde — an den vier Tischen der Stuttgarter „Kiste" drängen sich schon nachmittags an die vierzig Weinzecher. Kein noch so blödes Geschwätz, dem man nicht zuzustimmen sich beeilte.

Jeder zehnte Raub trifft späte Zecher.

Mit ziemlicher Regelmäßigkeit fallen immer dieselben Leute in immer dieselben Kneipen ein. In der hannoverschen „Altdeutschen Bierstube", wo laut Wirt Gerd Rauch alles sein Weihenstephan oder sein Härke trinkt, „was Rang und Namen hat" in der Stadt, gibt es an die vierzig Stammtische, den ältesten seit 25 Jahren, da weiß man genau, „wer was wie und wann trinkt".

Aber auch der Fremde, der auf der Durchreise ist oder aus einem ganz anderen Viertel kommt, ist nach dem dritten Halben, der vierten Kugel, der fünften Stange kein Fremder mehr. Einer, der einen ausgibt, ist immer gefragt, und wenn alle voll sind, darf auch jeder mitgröhlen: „Oh, du schöhöhöner Wehehesterwald." Nirgendwo sonst verbrüdern sich die Deutschen so leicht — und nirgendwo sonst geraten sie so schnell in Streit.

Denn „dieses Vertrauliche, dieses Gemütliche, dieses Familiäre", das der Brauer Rehm in Hannover bewundert, ist nur die bessere Hälfte des Wirtshauses, die andere besteht aus Zoff und Zank, Reinfall und Rausschmiß.

Ob nun der eine Zecher dem anderen den Bierkrug übern Schädel zieht, wie es in Bayern alle Tage vorkommt, ob der Stammgast dem Wirt beim Knobeln das Messer in den Leib rennt, wie unlängst im holsteinischen Neustadt geschehen, oder ob es für die Ehefrau Prügel setzt, wenn der Ehemann blau nach Hause kommt — „sicher gut die Hälfte aller Totschlägereien und Körperverletzungen passiert in den Kneipen oder in ihrem Dunstkreis", wie ein westdeutscher Top-Kriminalist schätzt. Genaues weiß die Polizei nicht anzugeben, die Kriminalstatistiken sind nicht nach Tatorten aufgeschlüsselt.

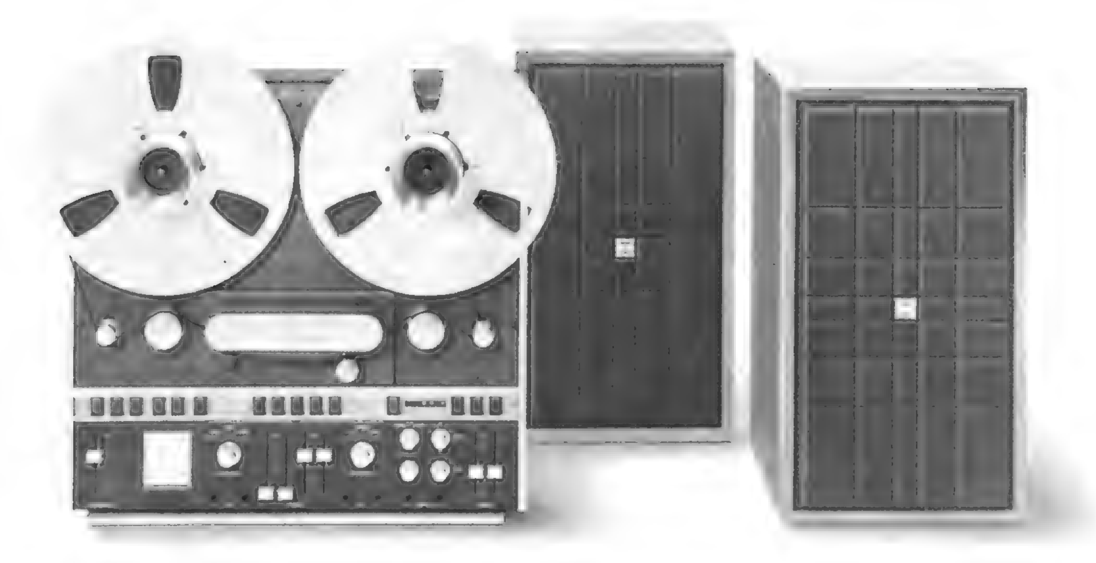
Soviel steht fest: Jeder zehnte der insgesamt 18 965 Fälle von Raub, die das Bundeskriminalamt letztes Jahr registrierte, war ein sogenannter Zechanschlußraub. Die Räuber hatten Lokalbesuchern vor der Kneipentür oder auf dem Heimweg aufgelauert, sie niedergeschlagen und dann ausgeplündert. Die Opfer, so die gängige Kripo-Erfahrung, sind zumeist sternhagelvoll gewesen und können sich später, so der nordrhein-westfälische Kripo-Mann Johannes Ullrich, kaum an Tatort, Täter und Begleitumstand erinnern.

Denn daß gesoffen wird, gehört nun mal zur Kneipe und macht sie erst, wie ein Berliner Kriminalist es formuliert, zu einem „Pseudohimmel". Nur ist es eben nicht der Alkoholismus des Einsamen auf der Bettkante, der da zum Zuge kommt, vielmehr, „sie wollen nicht allein Alkohol trinken, sondern vor allem Alkohol nicht allein trinken", schreibt der Germanist Klaus Laermann über die am Tresen.

Keine Frage, daß Kontakt und Kommunikation durch Alkohol mitunter erst möglich werden. Wenn sich beim „Wöllinger" in München dienstags die Ortsvereine der Parteien treffen, mittwochs dort der Schachklub spielt, Donnerstag die Naturfreunde vom „Watzmann" und Freitag die Herren vom Gesangverein „Die Sendlinger" erscheinen, dann nicht nur, weil es ein Vereinszimmer, sondern auch, weil es Bier und jenen geometrischen Ort gibt, an dem die unterschiedlichsten In-



Berliner Eckkneipe: „Und quatschen kannste ooch"





Heute strebt man vermehrt nach Wertbeständigem – auch in der Wahl einer Stereoanlage

Oft wird das billige Gerät am Ende zur teuren Angelegenheit. REVOX dagegen verfolgt seit jeher das Preis/Leistungs-Prinzip: Spitzentechnik zu vernünftigem Preis. Das aktuelle Beispiel ist der Digital-FM-Tuner-Vorverstärker A 720, der die Fachwelt in Erstaunen versetzt. Die extreme Präzision und der absolute Bedienungskomfort führen zu beispiellosem Musikgenuß. Ein HiFi-Gerät sollte mehr als nur 2–3 Jahre Freude bereiten, bestehen Sie deshalb auf REVOX.

Zusammen mit der REVOX-Tonbandmaschine A 700, der Endstufe A 722 und den REVOX-Lautsprechern bildet der A 720 eine Stereoanlage ohnegleichen.

STUDER REVOX

REVOX A 720: Digital-FM-Tuner-Vorverstärker mit Kanalrasterabstimmung (420 Kanäle, 50 kHz-Raster). Digitalanzeige. Höchste Abstimmgenauigkeit – 0,005 %. Quarzreferenz von 2,13333 MHz. Hohe Verzerrungsfreiheit und Störunterdrückung. Stufenklangregler, Höhen-Tiefen-Präsenz. Eingänge für 2 Tonbandgeräte, 2 Plattenspieler. 2 Kopfhörerausgänge. Fernbedienbar.

REVOX A 722: Stereo-Endstufe mit hoher Leistungsreserve. Geringe Verzerrung.

Deutschland:
WILLI STUDER GmbH,
7827 Löffingen
Schweiz:
REVOX ELA AG,
8105 Regensdorf ZH
Österreich:
REVOX EMT GmbH,
1170 Wien, Rupertusplatz 1

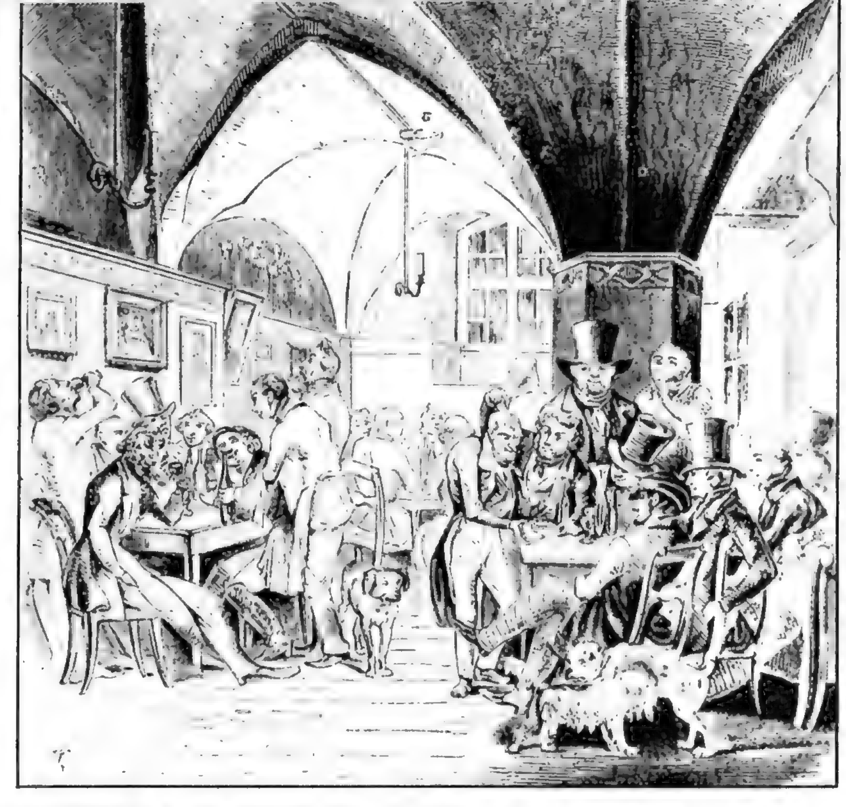
111–720

Mit diesem Coupon erhalten Sie Unterlagen über das REVOX-Programm

Name

Straße

PLZ, Ort



'Auerbachs Keller (Holzschnitt, 1844): „Ganz kannibalisch wohl"

teressen sich kreuzen und aufheben: die Kneipe mit ihrer Theke.

Zwar wollen die Vereinsmeier — erst mal — unter sich sein: der katholische Mütterkreis in der Lüner „Hirschtränke", die Fußballfans am Schalker Markt, die Journalisten bei „Tante Else" in Hamburg, die Juristen in der hannoverschen „Meineidsklause", die eigentlich, aber das sagt keiner, „Königskrug" heißt. Aber ist die Tagesordnung durch, die Fachsimpelei erschöpft, so beginnt der allgemeine Teil, auf den alle schon gewartet haben, und die geschlossene Gesellschaft — „Noch sechs Bier und zwei, vier, du auch? Also sechs Korn" — öffnet sich nach allen Seiten, die eine Kneipe so hat.

Als „bergender und schützender Raum" hat Laermann die Kneipe definiert, wo „umweglos und direkt" ein „spontanes Bedürfnis nach Wärme und Anerkennung" befriedigt werde. Und der Hannoveraner Psychologe Alfred Krovoza schließt sich dem an: „Allein vom Zeitbudget ausgehend, wo sollen die Leute sich verständigen über irgendwas. Am Arbeitsplatz geht's kaum, zu Hause meist auch nicht." Ein Spandauer Bauarbeiter: „Hier mußte keen Geschirr abwaschen, und quatschen kannste ooch."

Quatschen, „sich äußern können, wie wirkungslos auch immer" (Krovoza), andern, vor allem aber auch sich selber mal zeigen, wer man ist — das „egali-



Kartenspiel in der Kneipe: Lieber denn je

täre System wechselseitiger Anerkennung", das Laermann als Prinzip der Kneipe erkannte, „läßt jedem die Chance, ohne Angst vor Sanktionen zu Wort zu kommen".

Am Stammtisch, am Tresen, sagt einer, was er dem Chef, dem Polier, der Gattin tagsüber angeblich gesagt hat, wäre er nur der gewesen, der er jetzt ist. „Da habe ich ihm gesagt", ist ständige Rede, und schlagfertig, couragiert ist sie obendrein. Und wenn einer erzählt, was er so ist, dann macht er mitunter Karriere in einem einzigen Satz, wörtlich mitgehört so: „Sehen Sie mal, ich bin Handwerker, ich bin Heizungsverleger beziehungsweise Wärmetechniker, Zentralheizungsbauer, und ich werde Ihnen was sagen . . ."

Weil man sich sagen kann, was sich anderswo nicht so sagen läßt, es sei denn, daß keiner zuhört und niemand dran glaubt, ist die Kneipe mehr als Freizeitheim und Versammlungslokal geworden, nämlich, so Laermann, ein „sozialer Ort des Geredes", und wie er gedeiht, das liegt vor allem am Wirt.

Ohne den ließe sich zwar noch die Rechnung machen, aber alles andere nicht. „Ein Wirt, der ein richtiger Wirt ist", sagt einer in Karlsruhe, der auch einer ist, „der bestimmt doch die ganze Atmosphäre." Wenn er einem späten Gast noch selber eine Suppe macht, weil die Küchenfrau nicht mehr da ist, wenn er das Bier erst von der Theke nimmt, wenn die Blume richtig steht, „das spricht sich rum, und dann sagen alle, da muß ich auch mal hin".

Jeden Tag wirft einer die Serviette.

Auch wenn sie jeden Abend „janz schön alle" sind, wie ein Berliner bekennt, und sie „bis mittags im Bett" liegen, wenn Ruhetag ist; auch wenn es ihnen nicht anders geht als Georg Kemminghaus, Pächter der „Hirschtränke" in Lünen, bei dem Max von der Grün notierte: „Immer Schnauze halten, auch wenn es noch so schwer wird, dem andern sagen: Ja, Kurt, du bist der Beste, du hast recht, du bist der Größte" — „ich würde", gestand eine Frau Wirtin im Niedersächsischen, „lieber meinen Mann verkaufen als meinen Tresen".

Was Frauen und Männer eigentlich motiviert, Leberzirrhose und Plattfüße als Berufsleiden zu riskieren, war bislang noch nicht Gegenstand soziologischer Erhebungen, vermutlich aber verlockt etwas, das der gelernte Kellner und derzeitige Pächter des Kieler Eß- und Bierlokals „Storchnest", Günter Lampel, 59, die „goldene Freiheit der Selbständigkeit" nennt.

Gelernt haben muß der deutsche Gastwirt nichts. Ob einer Steine gesetzt oder Laster gelenkt hat, Berufssoldat

Hewlett-Packard Taschenrechner für Wissenschaft und Wirtschaft.



technisch-wissenschaftlicher Bereich | ***kaufmännischer Bereich***



oder Vertreter gewesen ist, für eine Schank-Konzession braucht er außer leidlichem Leumund nur die Teilnahme an einer nachmittäglichen Unterweisung bei seiner Industrie- und Handelskammer nachzuweisen.

Schätzungsweise 60 Prozent der Gastronomen, die in deutschen Eckpinten, Stammtischkneipen und Stehbierhallen zapfen, hatten vordem einen anderen Beruf, den sie leichten Herzens aufgaben, „denn, mein Gott, was ein Wirt kann, das kann ich auch", wie Kurt Seligmann, Geschäftsführer des Schleswig-Holsteinischen Hotel- und Gaststättenverbandes, diesen Lebenswandel ironisch umschreibt. Und schon kann er ein Faß aufmachen, sofern der Schankraum nur nicht kleiner als 25

Doch die durchhalten, zu einem Stundenlohn von 3,16 Mark, wie einer von ihnen errechnet hat, dürfen sich zu denen zählen, die mit Bieren und Bouletten Soziales bewirken: „Sie fördern", bezeugte der Düsseldorfer Verein, „in einer Massengesellschaft menschliche Beziehungen." Werte also, die „nicht in nüchternen Zahlen und DM-Beträgen ausgewiesen werden können".

Und um so wichtiger wird der Wirt, als die Kneipe zumindest in ihrer Funktion als gesellschaftlicher und geselliger Mittelpunkt im Wohnviertel einen Knacks bekommen hat — das Leben spielt sich nicht mehr so ausschließlich wie ehedem in dem Dreh ab, in dem man wohnt. Mancherorts mischt sich das Volk eben doch nicht mehr, son-



Hamburger Morgenpost

Quadratmeter ist und mindestens zwei Urinale zur Verfügung stehen.

Und dann stellt sich heraus, daß eben doch nicht jeder kann, was ein guter Gastwirt können muß. Die meisten scheitern, weil sie in der Wirtschaft nicht richtig wirtschaften können. Willi ermer vom Gaststättenverband in Kiel: „Die denken, ich kriege für einen Schnaps eine Mark, dreißig sind in der Flasche, was kann ich da verdienen."

Da kann nicht wundernehmen, daß „die Mehrheit der mittelständischen Gastronomen in ihrer Unternehmerrolle überfordert" ist, wie der Düsseldorfer „Verein zur Förderung des Hotel- und Gastgewerbes" konstatiert, und daß jährlich bei „25 bis 30 Prozent der kleinen Klitschen der Inhaber wechselt" (so das Kieler Ordnungsamt). Und 360 Wirte sind es denn auch pro Jahr, die beispielsweise in Hannover die Serviette werfen, einer jeden Tag.

dern auch in Lokalen bleiben Cliquen, Klassen, Klüngel unter sich, je nach Masche und Pop-Art, die vorübergehend en vogue ist.

Gerade in sind immer andere solcher Mode-Pinten, in Hamburg etwa zur Zeit das „Cuneo" in der schlimmen und daher schicken Davidstraße auf St. Pauli, wo Mimen, Schreiber, Werber und Modelle Tintenfisch speisen. Oder die Düsseldorfer Brauerei „Zur Uel", wo sich öfter etwas tut, was die Gäste, meist von der Kunstakademie, „spontane action" nennen — beispielsweise wenn ein Äthiopier namens Manna einen Informationsabend über seine afrikanische Heimat veranstaltet, dazu gibt's „Kotelett normande" für 7,20 Mark.

Und wer nicht anders als „links" kann, kaut sein Schmalzbrot in einer der linken Kneipen, in denen, nach Darstellung des Blättchens „das da",

die Sitzgelegenheiten so auszusehen haben, „als hätte man sie vom Sperrmüll geholt. Auf solchen Stühlen ruht man nicht einfach, man trägt nach des langen Abends Plage mit dem wunden Arsch das beruhigende Gefühl nach Hause, der Konsumgesellschaft getrotzt zu haben“.

Auf A 1 singen die „Drei Besoffskis“.

Andersartige werden in solchen Chambres séparées nur selten akzeptiert, bei Arrivierten wie bei Frustrierten würde sich ein Arbeiter im Blaumann ebenso wie einer vom Mittleren Dienst im Polohemd fehl an der Theke fühlen. Gleichwohl, wie die Exklusivität der Etablissements auch geartet sein mag — für ihre Klientel bedeuten sie dasselbe wie die Allerweltskneipen für jedermann: einen Fixpunkt fürs Ego. Hauptsache, man hockt zusammen:

Auf harten Bänken ohne Lehne wie in der Fellbacher Weinkneipe „Mack“, bei kaltem Kotelett, warmem Kartoffelsalat und einer grantigen Wirtin zum Wein, wie im Stuttgarter „Widmer“, oder bei Altbier, das, halb erst ausgetrunken, ungefragt durch ein neues ersetzt wird, wie im Düsseldorfer „Uerigen“.

Anheimelnd merkwürdigerweise auch Lokale vom Schlag des Hamburger „Kornhauskeller“, wo gleichfalls schon zum Frühstück Redakteure nebst Rentnern beim Bier und Skat ein Vergnügen finden, das jedenfalls durch die Örtlichkeit nicht zu erklären ist: Halb unter der Erde kauern sie auf hölzernen Bänken, die so schmal sind, daß mancher schon nüchtern unter den Tisch gerutscht ist.

Und in Hannover-Linden, wo es fast so viele Kneipen wie Straßenecken gibt, finden es die Opas, den Spazierstock zwischen den Knien, schlechthin fabelhaft, daß fast überall, in der „Gemütlichen Ecke“ oder bei „Otto“, endlich renoviert worden ist und sie, wie bei sich in der Küche, von Plastik umgeben sind oder von gleich fünf verschiedenen Tapeten, eine moderner als die andere, bei „Ännchen“.

Was tut's? Bier wie Korn kosten siebzig Pfennig und ergeben zusammen ein „Rezept“, wer reinkommt, klopft zur Begrüßung mit den Knöcheln auf die Tischplatte, auf A 1 an der Musikbox kann man den „Puff von Barcelona“, gesungen von den „Drei Besoffskis“, drücken, hinterm Tresen stecken am Gläserregal die Ansichtskarten der Ferienreisenden, zu Weihnachten gibt's vom Wirt was von Melitta für die Frauen und einen Vierfarbstift für die Männer, und nach dem dritten Rezept blickt ein jeder schon halb ergriffen in die Runde: „Alles klar?“ ◆

SPIEGEL Essay

Die lieben Todsünden der Werbung

von Wolf D. Rogosky

In den letzten Jahren ist die Werbung ein bißchen in Verruf geraten; die für den Konsum ganz allgemein, die für Zigaretten (oder neuerdings Alkohol) ganz besonders.

Reklame betrachtend, sagen die Konsumkritiker: Die wollen von dir Geld, das du nicht hast, für Dinge, die du nicht brauchst. Die Konsumeristen sagen: Viel zuwenig Information. Und die Klofrau von Hannover sagt: Wer's glaubt, wird selig.

Von allen dreien scheint mir die Klofrau von Hannover noch am nächsten dran; sie will gar nicht klug sein, aber sie ist es.

Sowohl die Konsumkritik als auch der Konsumerismus nehmen die Werbung ernst: als etwas, das man *wirklich* abschaffen bzw. als etwas, das man *wirklich* von Grund auf ändern könnte. Aber das ist natürlich ziemlich zum Lachen.

Der Vorwurf des Konsumterrors ist ja ein moralischer Vorwurf, und mich hat immer interessiert, welche Sorte Moral denn dahintersteckt. Manchmal klingt sie ökonomisch: Ohne Werbung wären die Produkte billiger. So? Ohne Werbung bekämen die Produkte keine Distribution, und ohne Distribution kein Volumen, und ohne Volumen keinen vernünftigen Preis, und ohne den kommen sie schon mal gar nicht erst heraus.

Das wäre schön, wenn's nicht so viele Produkte gäbe?

Klar, das wäre so schön wie der Volksempfänger, die Nato-Wurst und die Einheitspartei zusammen. Kann denn, ohne daß man Arten hat, überhaupt eine Entwicklung der Arten stattfinden?

Bedeuten billigere Produkte übrigens, daß sich die Leute dann mehr davon kaufen können? Also noch mehr konsumieren können? Oder bedeuten sie, daß dann Geld übrigbleibt? Wenn ja: wozu, wenn nicht, um es auszugeben? Geld ist ja doch wohl kein Wert an sich, sondern höchstens als Enzym nützlich, mit dem man sich die verschiedensten Dinge anverwandeln kann.

Manchmal klingt die Moral eher sozial: Die Leute könnten ihr Geld für was Besseres ausgeben als Zigaretten, Hot pants, Drehbleistifte und PS. Abgesehen davon, daß man Geld nur verdienen kann, wenn man in der Zigaretten-, Hot-pants-, Drehbleistift- oder PS-Produktion arbeitet: Wie kommt man an bessere Sachen — also vielleicht Durchblick, Phantasie, Witz, Güte und sonstige Weisheiten — denn dran? Was Hänschen nicht mitkriegt, kauft Hans nimmermehr; Schulen aber kosten öffentliche Gelder. Sollen die Leute ihr Geld also weniger für Hot pants, mehr für Steuern ausgeben?

Ich hab immer das Gefühl, dies sind gar nicht die Gründe vom Grunde, sondern bloß oberflächliche Argumente. Was macht denn wirklich, daß z. B. der Anti-Konsument Herburger, der zu Hause seine *Urschlammpfanne* ißt (Rührei mit Tomaten, wenn ich mich nicht irre), sich moralisch überlegen fühlt dem Edel-Konsumenten Siebeck, der im Tantris eine *Truffe en pâte à la Périgourdine* verzehrt? Das triviale Sattwerden vergessen wir mal. Was tun sie denn noch? Der eine versucht, seinen Konsum mit all der Lust zu vollziehen, die er sich vorstellen kann. Der andere dagegen versucht, alle vorstellbare Lust zu vermeiden: Er versagt sich die Kochkunst, er versagt sich den Gaumenkitzel, er versagt sich die Schickeria; er ist stolz darauf, daß er für seinen Leib nur das Allereinfachste verwendet: Ur, Schlamm und Pfanne.

Unlust kann man niemandem vorwerfen, Lustfeindlichkeit aber, meine ich, schon. Und zwar besonders diese. Haben wir dieses alte, jüngferliche Konzept vom Menschen nicht schon mal gehört, nach dem die Befriedigung von Sinneslust schlecht ist, die Befriedigung von Geisteslust dagegen gut? Weil nämlich der Leib der Sitz des Leibhaftigen ist? Die antagonistische Vorstellung von Körper und Geist? Das ist mir eine schöne Wurzel der linken Konsumkritik. Wenn ihnen bloß das Wort zur Verfügung stünde, könnten sie den ganzen Konsum eigentlich direkt *Sünde* nennen.

Und jetzt fällt's mir natürlich wie Schuppen von den Augen. Ich sehe, daß die ganze Werbung sich mehr oder weniger auf die 7 Todsünden gründet: ohne Neid nämlich keine Motivation, ohne Begehrlichkeit keine Nachfrage, ohne Hochmut kein Prestigedenken, ohne Faulheit keine Convenience-Produkte, ohne Völlerei keine Freßwelle, ohne Lustgewinn auch kein Reason Why.

Da kann einer schon, 7., zornig werden.

Aber natürlich nur einer, der jetzt nicht lachen muß, wenn er sieht, wie die Kritik der Völlerei etc. gar nicht auf Vernunft hinausläuft, sondern nur wieder, wie seit eh und je, auf die allerkatholischste Matjesdiät. Lieber Gott: Von der Seite hatte ich Dich eigentlich zuletzt erwartet.

Der Konsumerismus ist auch lustig, wenngleich weniger apokryph.

Er verlangt, im Interesse des Verbrauchers, mehr objektive Information über die Konsum-Angebote; das ist prima. Aber er verlangt sie von der Werbung, und ich glaube, das ist ganz unsinnig. Warum sollte die Industrielyrik, mit der die Produzenten die Konsumenten umwerben, mehr objektive Information enthalten als gewöhnliche Liebesgedichte?

Der Objektivität auf den Reklameseiten stehen zwei ganz einfache Dinge im Wege: Jeder weiß, daß sie bezahlt sind. Und jeder weiß, daß jeder das weiß.

Die Produzenten zahlen dort Botschaften, die in ihrem Interesse sind. Und die Konsumenten, die das wissen, vermuten / erwarten / glauben dort gar keine objektiven Informationen. Die erwarten sie vielmehr von den redaktionellen Seiten der Zeitschriften. (Die zahlen sie nämlich selber.) Ich hab' mich immer gewundert, daß unsere großen Medien (außer der klebrigen PR) nur so kümmerliche Konsum-Redaktion betreiben: Drei Viertel unserer täglichen Entscheidungen sind Konsum-Entscheidungen. Zu denen könnten sie allerhand beitragen.

Der andere Grund, warum Information in der Werbung nur magere Chancen hat, ist ihre Langweiligkeit. Man darf ja nicht vergessen, daß Werbung meistens von äußerst simplen und trivialen Dingen handelt, und ich kann mir nichts Öderes vorstellen, als über Waschmittel, Haarsprays, Wollsocken oder Zahnbürsten ernsthaft und ausführlich informiert zu werden. Eine Seite aus dem Kursbuch z. B. enthält prächtigste, dichteste Information, aber ich glaube, Anzeigen wie „Alle reden vom Wetter. Wir nicht“ oder „Unsere Loks haben sich das Rauchen abgewöhnt“ haben der Bundesbahn mehr geholfen. Ein langer Aufsatz über Herz, Kreislauf und Margarine in einer Anzeige scheint mir wesentlich unnützer als das krasse Gegenteil, nämlich an einen groß abgebildeten Margarinetopf (auf dem zu erkennen ist, daß er 50 % weniger Fett enthält) nichts weiter zu schreiben als die 3 Buchstaben „F.d.H.“. Und ich zweifle auch, ob der gutgemeinte Satz „Warning: The Surgeon General Has Determined That Cigarette Smoking Is Dangerous to Your Health“ soviel ausgerichtet hat wie der weniger oft gedruckte, bloß gut gesagte Satz „Come to where the flavour is. Come to Marlboro Country.“

Ich denke, wenn man die Produzenten zwingt, mit mehr *objektiver* Information zu werben, zwingt man sie eigentlich, Geld zum Fenster rauszuschmeißen — und das macht Produkte

nun wirklich etwas teurer, weil die ja auch das unnötig ausgegebene Geld wieder einspielen müssen.

Wenn der Konsumerismus was helfen soll (das wünsch ich mir durchaus), muß er sich mit eigener Stimme auf dem Markt melden; das gibt schöne und fruchtbare Auseinandersetzungen. Das Selbstlob der anderen zensieren zu wollen läuft dagegen bloß auf ewiges Austricksen und Schlupflochsuchen hinaus. Und damit auf eine zunehmende Verballhornung und Verblödung dieses Selbstlobs.

Ich selber halte den Konsum für ein Gesellschaftsspiel; und mehr Ernst als dafür sollte keiner der Beteiligten aufbringen. Ich denke, in ihren materiellen Dimensionen sind die Produkte, die Sattmacher, die Durstlöscher, die Verschönerer, die Transportierer, die Stimulierer, die Bekleider, alle gleich und vor allem gleichgültig. Was sie voneinander unterscheidet, was sie davor bewahrt, uns mit ihrer Dinglichkeit einfach nur anzuöden, das sind doch ihre *Stories*.

Mit diesen Stories machen sie, daß wir einige davon anderen vorziehen, machen sie Distribution, Volumen, Preis, Märkte und Marktanteile. Sie erzählen diese Stories mit ihrer Gestalt und ihrem Namen, mit Bildern, Worten, Tönen, Anmutungen, Medien, mit Zeugen, Assoziationen, Konkurrenten, Preisen, Vertriebswegen und Auftrittsstrukturen.

Nichts wäre nun für meine Begriffe dümmer, als diese Stories für die objektiven Qualitäten der Produkte zu halten und sie entsprechend zu kritisieren. Das tun aber auch, soweit ich sehe, nur die Konsumkritiker und der Konsumerismus; die Rechtsanwälte der Firmen tun es ohne Leidenschaft innerhalb des Gesellschaftsspiels; und der Rest urteilt wie schon zitiert: Wer's glaubt, wird selig.

Das ist ein hübsches doppelsinniges Sätzchen. Es drückt einerseits die notwendige Distanz und Skepsis gegenüber den Stories der Produkte aus. Und es drückt andererseits die Möglichkeit aus, sich gewisse kleine Seligkeiten einzuhandeln, wenn man die Regeln des Gesellschaftsspiels einhält: wenn man nämlich die Stories der Produkte mal annimmt.

Sehen Sie mich an. Ich trage 1 Brille, 1 Uhr, 1 Hemd, 1 Unterhose, 1 Hose, 1 Paar Socken, ich schreibe mit 1 Stift und 1 Schreibmaschine auf Papier und trinke dazu Tee aus 1 Tasse: wie unerwähnenswert und langweilig ist das alles, nicht nur für Sie, vor allem auch für mich.

Glücklicherweise sind aber all diese Dinge durch eine Story belebt.

Die Brille hat so eine Form wie einst die von Steve McQueen;

als Uhr trage ich grundsätzlich die gleiche Zwiebel wie meine Kinder Moritz und Philip, so als eine Art Abzeichen zwischen Vater & Söhnen;

das Hemd ist zwar sehr ordentlich gearbeitet, aber eigentlich trage ich diese Sorte, weil mir die Firma mal mit der überrissensten Story gekommen ist, die ich kenne, einem Seidenpapierbrief nämlich, der in dem Hemd lag und mit den Worten begann „Mein König! Ich weiß, daß Du schöne Frauen und edle Pferde liebst . . .", und mit einem Lippenstiftabdruck war er signiert;

als Unterhosen trage ich immer geblümte, von meiner Frau Bettina genähte, von Gerd Hiepler entworfene, der sagte: „Und wenn es frühmorgens klingelt? Und ich mache in der Unterhose auf? Und die Postbotin steht in der Tür?";

die Hosen sind Jeans, halt;

weiße Wollsocken trage ich jahraus, jahrein, weil meine Großmutter Anna sie jahraus, jahrein für mich strickt;

die Schuhe sind Tennisschuhe, obwohl (weil?) ich immer vom Sport befreit war;

den dünnen silbernen Drehbleistift hab ich dem fameusen Uwe Ortstein abgeschnackt, weil ich dachte, vielleicht überträgt sich was;

die Schreibmaschine ist von der Firma, in der Paolo Volponi Personalchef war, taugen tut sie nicht viel;

das Papier hat einen Strich unter dem oberen Rand, gegen den horror vacui;

der Tee, Lapsang Souchon, riecht so wie die seltsame Aalrauchwurst, die zu den ersten Eindrücken aus dem Elternhaus meiner Frau gehört;

und die Tasse ist die Kopie eines Geschirrs, das im 16. Jahrhundert von der Manufaktur Doccia hier in der Gegend gemacht wurde. Natürlich sind die Stories in Wirklichkeit noch länger und verzwickter, und wenn ich gar eine Madeleine in den Tee tunkte, ginge es überhaupt erst richtig los.

Die zweite Aufzählung klingt etwas amüsanter als die erste, nicht wahr? Der Unterschied ist Werbung, das Geflecht von Beziehungen zwischen Produkten, zwischen Produkten und Menschen, zwischen Produkten und Situationen: *Kommunikation*. Die Kommunikation zu erfinden, zu knüpfen, zu benutzen, zu verändern, und zwar spielerisch, nenne ich das Gesellschaftsspiel Konsum — eines der größten, die gespielt werden.

Ich muß allerdings zugeben, daß es meist schwerfällt, da mitzumachen: weil die Regeln des Spiels so häufig verletzt werden.

Der übelste Verstoß ist, aus dem Spiel Ernst zu machen, also selber an das zu glauben, was man da produziert, kommuniziert oder konsumiert. Ich kann mir nichts Traurigeres vorstellen als den Produzenten, der nur sein eigenes Bier trinkt oder der wirklich glaubt, die Preisbindung sei ein Segen für den Verbraucher; als eine Werbeagentur, die wirklich glaubt, *porentief rein* sei eine Steigerung von *sauber;* als einen Benzinverbraucher, der wirklich glaubt, es gebe viel zu tun, und er müsse mit anpacken. Dergleichen blinder Ernst führt dazu, Tricks wie Preiskartelle, künstliche Schwemmen und Verknappungen, gekaufte Presse und Lobbyvernebelungen, wie z. B. das Weingesetz, für legitime Spielzüge zu halten.

Der andere Verstoß, der so ärgerlich macht, ist, seine Mitspieler für dumm zu verkaufen. Nur jemandem, den man für dumm hält, kann man jene parataktische, anonyme quasimechanische Sprache auftischen, der die Worte fehlen, die einen Tonfall machen würden, die dafür aber übergenug von den albernen Karzinomen hat, mit denen sie sich so peinlich von übriger Sprache unterscheidet. Nur jemandem, den man für dumm hält, kann man die einzige Story erzählen, um die es in der Werbung gerade *nicht* geht: Buy my product.

Und nur jemandem, den man für völlig beknackt hält, kann man diese Schlagzeilenfolge zumuten, die einen amerikanischen Einrichtungs-Prospekt zusammenhält: The homing instinct is on sale. / Design for young living, so affordable at these savings. / Save when you decorate, save when you entertain. / Sleep with never before savings. / Make your bedroom into a boudoir — with savings. / Such savings as dreams are made of. / Kids' stuff — at savings a mother will love. / Save on pillow power. / Cover yourself with blanket savings. / Elegant savings — practical savings. / How to save on soft, lush, lavish towels. / Accessorize an oasis — with savings. / More bathing beauties — at super savings. / Rugs from around the world — at all-american savings.

Save our souls. Niemand von den Leuten, die Werbung bestellen oder liefern, münzt dergleichen auf sich. Sie sagen immer, für den kleinen Mann auf der Straße und Lieschen Müller sei das gerade recht.

Also gut: Ich *bin* der kleine Mann auf der Straße, und meine Frau ist Lieschen Müller. Ich wünsche nicht, daß ich und meine Frau auf diese Weise angequatscht werden, und ich tue dagegen, was ich kann.

Helft ein bißchen.

SPIEGEL *Essay*

trends

Traurige Weihnacht

Den von Arbeitgeber-Funktionären und Politikern für 1976 avisierten Reallohnverlust müssen viele Gehaltsempfänger schon in diesem Jahr hinnehmen. „Unter dem Druck der stark geschrumpften Erträge“, erklärte die traditionsbewußte Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, müßten zahlreiche Unternehmen diesmal von einem alten Brauch Abstand nehmen: Sie wollen keine Weihnachtsgratifikation mehr zahlen. Vor allem die kleinen und mittelgroßen Betriebe, die besonders stark von der Konjunkturflaute betroffen sind, aber auch manche Großunternehmen werden zum Fest der Nächstenliebe die Gaben für die Mitarbeiter kürzen. Selbst Neckermann macht's nicht mehr möglich. Letzte Woche richtete der Versandherr seinen Bediensteten aus, daß es zu dieser Weihnacht nur noch die Hälfte des Gewohnten gibt.

Verstoßene Hoflieferanten

Britanniens Queen mochte nicht länger als Kunde des Cognac-Brenners Courvoisier, der Whisky-Destillerie John Dewar, der Champagner-Kellerei Heidsieck, des Spielwarenhändlers Hamley, des Barbiersalons Trumper's und weiterer 65 Renommierfirmen gelten. Durch Erlaß des Oberhofmeisters Ihrer Majestät entzieht sie diesen Unternehmen bis Anfang 1979 das werbeträchtige Prädikat des Hoflieferanten und das Recht, das königliche Wappen im Firmenschild zu verwenden. Die 70 verstoßenen unter Englands 1038 offiziellen Hoflieferanten hatten ihr Patent oft von längst verblichenen Herrschern erhalten und seit Generationen nichts mehr an die königliche Familie abgesetzt. Künftig soll das Recht, mit Titel Staat zu machen, zehn Jahre nach dem Tode eines Monarchen oder Lieferanten automatisch erlöschen.



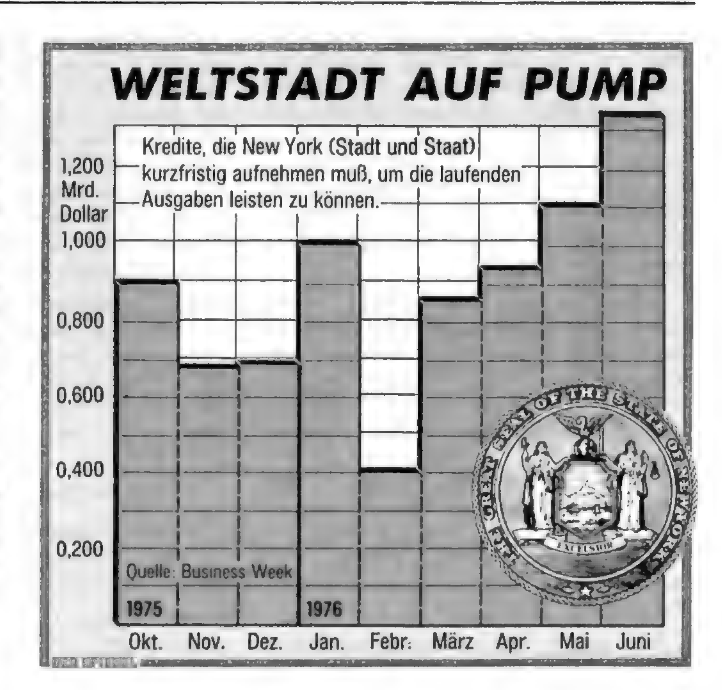




Gesperrte Hoflieferanten, Wappen

Bremse für „Metro“

Der Cash-and-carry-Gigant „Metro“ (geschätzter Jahresumsatz: 7 Milliarden Mark) mußte bei gerichtlichen Auseinandersetzungen um sein Vertriebssystem eine Schlappe einstecken. Am Montag letzter Woche verurteilte das Landgericht Berlin die Abholgroßhändler, die durch das Geschäft mit Gewerbetreibenden aller Branchen groß geworden sind, dazu, den Verkauf von Uhren und Schmuck an jene Einzelhändler einzustellen, die sich lediglich für den eigenen Bedarf, nicht für den Wiederverkauf eindecken. Da das Gericht der Metro ferner untersagte, Einkaufsausweise auszugeben, die zum privaten Einkauf von Uhren und Schmuck benutzt werden könnten, und ihre Verkaufsräume für Privatkäufer außerhalb der Ladenschlußzeiten offenzuhalten, scheint das Metro-System nun ernsthaft bedroht.



Auch der 150-Millionen-Dollar-Kredit der New Yorker Lehrergewerkschaft kann die „Hauptstadt der internationalen Finanz“ („Time“) nicht retten: Die US-Regierung, die New York bislang jede Hilfe verweigerte, muß einspringen.

Zaïre zahlungsunfähig

Der zentralafrikanische Staat Zaïre ist überschuldet. Staatspräsident Mobutu, der wegen verteuerter Öleinfuhren und verringerter Kupfer-Exporterlöse Hunderte von Millionen Dollar im Ausland borgen mußte, kann die für einige Kredite fälligen Zinsen nicht mehr zahlen. Wie US-Bankiers berichteten, übersteigen die Zinsforderungen bereits fünf Millionen Dollar. Trotz des Zahlungsverzugs beteuerte ein Manager der New Yorker Chase Manhattan Bank, die das Bankenkonsortium für eine neue 227-Millionen-Dollar-Anleihe Zaïres im nächsten Monat anführt, seine Bank habe weiterhin „großes Vertrauen“ in die Stabilität der Wirtschaft und die zukünftige Zahlungsfähigkeit Zaïres.



Mobutu


Wir bauen die Certina DiaMaster in das härteste Uhrengehäuse der Welt.
Damit Ihre Uhr nie im Leben einen Kratzer abbekommt.
CERTINA
DiaMaster
QUARTZ
SAT 2
Innen ist die Certina DiaMaster weltweit konkurrenzfähig. Denn Genauigkeit und Präzision sind für uns so selbstverständlich, daß man darüber nicht reden muß.
Außen ist die Certina DiaMaster weltweit konkurrenzlos. Denn als einzige Uhr hat sie ein nahezu diamanthartes, absolut kratzfestes Gehäuse aus Wolframkarbid und Saphirglas. Es bewahrt Brillanz und Schönheit Ihrer DiaMaster. Für Jahre und Jahrzehnte.
Neben dieser aufregenden Erfindung besitzt die Certina DiaMaster folgende unveränderliche Kennzeichen:
Kühnes, ungewöhnliches Styling. In neuartigen, faszinierenden Metallfarben: Weiß, Gelb oder Aubergine. Mit unterschiedlicher Facettierung im Saphirglas. Mit Quarzwerk, elektronischem Stimmgabelwerk oder automatischem Hochfrequenzwerk. Super-wasserdicht bis 220 m. Staub- und stoßgesichert. Mit Datums- und Wochentagsanzeige. In 26 Modellen zur Wahl. Fragen Sie Ihren Uhrenfachmann nach der Certina Kollektion. Für gutes Geld kann man mehr als eine gute Uhr verlangen.
Certina. Mehr als eine gute Uhr.
CERTINA
Die große Schweizer Marke in Deutschland
Prospekt anfordern bei der Deutschen Certina GmbH, 4 Düsseldorf 1, Immermannstraße 56, Tel. 0211/356006



Erblasser Franco, Erbe Juan Carlos: „Ich glaube, das Volk will mehr Liberalisierung"

Juan Carlos: Ein „Damm für die Flut"?

Der Diktator regierte unter Ausschluß der Öffentlichkeit, und als er sich zum Sterben legte, war sein Volk wiederum nur auf Gerüchte angewiesen. Er hinterläßt ein Land, das wieder so zerrissen ist wie seinerzeit nach dem Bürgerkrieg, und einen hausgemachten Thronfolger, der kaum die Statur hat, mit dem explosiven Erbe fertig zu werden.

Das vorletzte gekrönte Haupt, das in Europa entkrönt wurde, war Rumäniens Michael I., 1947. Das letzte gekrönte Haupt, das in Europa entkrönt wurde, war Griechenlands Konstantin II., 1974. Das nächste gekrönte Haupt, das in Europa entkrönt werden dürfte, Spaniens Juan Carlos, wartete vorige Woche noch auf die Krone — seit 1969.

Absurder konnte die für einen Machtwechsel bereitete Szene kaum sein: Da näherte sich — in Europa, 1975 — ein „Caudillo von Gottes Gnaden", der Welt letzter Träger des Superlativs „Generalissimus", nach fast 40jähriger Herrschaft seinem physischen Ende, und die neue Zeit, auf die Millionen Spanier in erzwungener Passivität harrten, kündigte sich ausgerechnet in der Person eines Prinzchens aus jenem bourbonischen Herrscherhaus an, das in Frankreich bereits 1848, in Spanien 1931 zur Ruhe gesetzt wurde.

Juan Carlos, König mehr von Francos denn von Gottes Gnaden, hat gegenüber seinem dauerhaften Vorgänger eindeutige Vorzüge: Er ist jung (37, der Alte 82), hat keine Todesurteile unterzeichnet (der Alte allein zwischen April 1939 und Juni 1944 genau 192 684) und dürfte auch keine unterzeichnen. Hofjournalisten wie María Dolores de la Fé in „La Vanguardia" bewundern „den Zauber seiner Stimme und die Schönheit der Prinzessin". Sie zitieren Menschen aus dem Volk wie die Gemüsefrau María José: „Er wird ein guter König sein, er hat das richtige Gesicht dazu." Oder den Taxifahrer Pablo Manzana: „Also, ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so viel Vertrauen erweckt."

Der Prinz ist wahrscheinlich klug genug, diese journalistischen Meisterwerke richtig einzuschätzen. Aber er hält Popularität für wichtig, vielleicht zu wichtig: „Wenn es mir nicht gelingt, im Volk beliebt zu werden, dann wird die Monarchie nicht länger als sechs Monate überleben."

Denn wie viele Monate er wirklich überlebt, hängt in diesem Land, in dem die Stimme des Volkes seit Jahrzehnten nichts galt, allein von den Kräften ab, die angetreten sind, die lang ersehnte Stunde X für sich zu nutzen — von den rechtesten Ultras, die am liebsten eine Reconquista gegen die Mauren von heute, die Linke, starten möchten, bis zu den linkesten Maoisten, die in jedem Polizisten noch einen Franco zu ermorden glauben.

Daß dieser nur drei Wochen nach den mutmaßlich letzten von ihm befohlenen Hinrichtungen selbst auf den Tod daniederlag, regte die Spanier schon fast nicht mehr auf. Auch nicht, daß sein „ungeheures Herz, jetzt die Uhr Spaniens" (so die Zeitung „Arriba") just in der Woche stockte, als Tausende Marokkaner zum Friedensmarsch gegen Spanisch-Sahara antreten, den allerletzten Rest des europäischen — spanischen — Kolonialismus in Afrika.

Sogar am vorigen Dienstag, als sich das Gerücht vom Tod des Diktators wie ein Lauffeuer über ganz Spanien verbreitete, blieb alles ruhig. In den Gängen der Ministerien tuschelte man hinter vorgehaltener Hand. Alle hatten es aus der Spanisch-Sendung des französischen Rundfunks, die viele Spanier regelmäßig hören. Spaniens offizieller Staatsrundfunk sendete — wie zum

Trotz — den ganzen Tag nur Beat und Flamenco-Musik.

Das war das Erstaunlichste dieser Tage in Madrid: Niemand brach in Panik aus, niemand weinte öffentlich, niemand betrank sich vor Freude. Als sich dann herausstellte, daß der Totgesagte immer noch lebte, brach wieder niemand in Jubel aus, niemand wurde aktiv. Gebannt blickte die Nation auf den Staats-Greis, der sich im Bett des Pardo-Palastes vor den Toren der Hauptstadt Madrid von einer oder mehreren Herzattacken zu erholen schien — von wie vielen, erfuhr das Volk nicht. Es erfuhr nur, was Gerücht und Hofkommuniqué umsetzten: Luftröhrenschnitt, Sauerstoffzufuhr, elf Ärzte, Barnard; abgesagte Audienzen, die Enkelin in Tränen, das Fernsehen in befohlener Bereitschaft.

Anders als bei Francos Krankheit 1974 gaben die Ärzte diesmal bis Freitag nacht letzter Woche keine Bulletins heraus. „Kein Arzt wollte Lügen unterschreiben", sagten die einen und glaubten, daß es dem Diktator schlechter gehe, als behauptet wurde.

Wahrscheinlicher war, daß die Familie und die engsten Freunde des Diktators seinen wahren Zustand verschleiern wollten: Erst das von Ärzten unterzeichnete Bulletin gibt Ministerpräsident Arias das Recht, die Übergabe der Amtsgeschäfte des Staatschefs auf Prinz Juan Carlos zu beantragen. Freitag morgen, 0.45 Uhr stellte das Kommuniqué der Ärzte beginnendes Herzversagen bei Franco fest.

Erst bei Francos Tod sollte Spanien nach des Diktators Willen wieder sein, was es bis 1931 gewesen ist: eine Monarchie mit echtem König, dem Bourbonen-Sprößling Juan Carlos.

„Spanien hat wenig Glück mit seinen Monarchen", klagte einmal der liberale Historiker Salvador de Madariaga, „die schlechten regieren lange, die guten sterben früh." Schlimmer noch: „Es scheint so, als ob Spanien aufgrund einer historischen Gesetzmäßigkeit den Verstand seiner Dynastien verschlingt."

Man braucht an solche Gesetzmäßigkeiten nicht zu glauben — sicher ist aber, daß die Dynastie der Bourbonen Spanien in der Vergangenheit mehr schlecht als recht regiert, daß sie mehr schwache als starke Herrscher hervorgebracht und dem Land generationenlang vor allem zähe Kämpfe um die Thronfolge beschert hat.

Felipe V., der erste Bourbone, der — 1700 — den spanischen Thron bestieg, löste den dreizehnjährigen Spanischen Erbfolgekrieg aus. Er überließ das Regieren seiner Frau Isabella Farnese, Prinzessin von Parma. Der nächste Bourbone litt an einer Geisteskrankheit und starb früh, der vierte „verfügte nur über die allerbescheidensten geistigen Fähigkeiten" (Madariaga) und kümmerte sich wenig um Politik; das Regieren übernahm der Geliebte seiner Frau.

Der schickte nach der Französischen Revolution zunächst Truppen gen Frankreich, ließ sich dann aber als Marionette Napoleonischer Machtpolitik benutzen: An der Seite Frankreichs mußte die spanische Flotte in die Seeschlacht von Trafalgar segeln, wo sie mit den Franzosen unterging.

Ruhmlos ließ der schwache König schließlich seinen Thron im Stich und die Truppen Napoleons ins Land. Doch das Volk wehrte sich erbittert gegen die Eindringlinge, 1813 konnten die Bourbonen nach Madrid zurückkehren. Dem neuen König Fernando VII. gaben die Spanier den Beinamen „El Deseado", der Ersehnte, was sie schon bald bereuten. Denn Fernando schaffte als erstes die Verfassung, eine der fortschrittlichsten Europas, wieder ab.

Da der König keinen Sohn hatte, machte er entgegen dem im Hause Bourbon gültigen Erbfolgerecht seine Tochter Isabel zur Thronfolgerin und verursachte damit einen fast sechs Jahre währenden Bürgerkrieg: Die Anhänger seines Bruders Carlos, die „Carlisten", wehrten sich erbittert, aber vergebens gegen die neue Königin.

Isabel II. regierte so schlecht, daß sich 1868 schließlich die Militärs unter Führung eines liberalen Generals gegen sie erhoben und sie ins Exil jagten. Auf



Regimegegner, Regimefreunde*: Alle Kräfte entschlossen, die Stunde X zu nutzen



* Oben: Die vier Eta-Attentäter, die Premierminister Carrero Blanco töteten, auf einer Pressekonferenz in Paris, an der Wand die Porträts hingerichteter Eta-Mitglieder; unten: Falangisten bei einer Kundgebung zum 36. Jahrestag der Machtergreifung Francos im Mai 1975.

den Straßen von Madrid konnte man damals Plakate mit der Aufschrift „Nieder mit den Bourbonen-Bastarden" lesen.

Sechs Jahre später hoben die Militärs — mangels besserer Lösung — abermals einen Bourbonen auf den Thron, Isabels Sohn Alfonso XII., einen Absolventen der britischen Militärakademie von Sandhurst. Und wieder zogen die Carlisten, die den Sohn ihres ursprünglichen Prätendenten als König haben wollten, in den Krieg — den sie abermals verloren.

Alfonso XII. starb mit 27 Jahren, kurz bevor sein Sohn geboren wurde: Alfonso XIII., bislang letzter Bourbone auf dem spanischen Thron. Er versuchte nacheinander, mit einer Militärjunta, mit dem Parlament und allein zu regieren — und dankte schließlich 1931 resigniert ab, weil er „keinen Anteil an der Konfrontation meiner Landsleute in einem mörderischen Bruderkrieg" haben wollte.

Gehorsamer Schüler unter Francos Augen.

Fünf Jahre später brach der Bürgerkrieg aus — und gleich zu Beginn meldete sich der Sohn des letzten spanischen Königs in Burgos im Hauptquartier des General Franco, jenes Offiziers, der die Rebellion der Rechten gegen die rechtmäßige republikanische Regierung anführte. Der Königssohn Don Juan de Borbón y Battenberg, Graf von Barcelona und Ehrenleutnant der „Royal Navy", bot seine Dienste als Kommandant eines Kriegsschiffes an. Doch Franco wollte ihn nicht. „Königliche Hoheit müssen sich für das Schicksal aufbewahren", wehrte er ab.

Das Schicksal der Königlichen Hoheit lag fortan in den Händen des Bürgerkriegssiegers Franco. Der ließ zwar 1947 die Spanier per Referendum für die Wiedereinführung der Monarchie nach seinem Tode stimmen. Aber er dachte nicht daran, den rechtmäßigen Thronprätendenten, Don Juan, zum König zu machen.

Denn der war Anhänger einer aufgeklärten, konstitutionellen Monarchie und scharfer Kritiker des Generalissimus geworden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, als Francos Gesinnungsgenossen Hitler und Mussolini besiegt waren, forderte Don Juan gar in einem Manifest offen den Sturz Francos.

Der Sohn des Prätendenten, Juan Carlos, hingegen schien dem Generalissimus eher geeignet, ein König von seinen Gnaden zu werden. Im August 1948 traf sich der Caudillo an Bord der Jacht „Azor" im Golf von Biskaya mit dem König im Wartestand, um ihm die Zusage abzuringen, daß der damals zehnjährige Knabe Juan Carlos samt seinem Bruder Alfonso in Spanien erzogen werden sollte. Don Juan erklärte sich einverstanden, weil er hoffte, auf diese Art wenigstens einen Fuß auf den Stufen zum Thron zu behalten.

Der blonde, lockige Knabe zeigte sich als gehorsamer Schüler. Unter Francos Augen machte er das Abitur, absolvierte er die Militärakademien von Zaragoza, Pontevedra und Murcia und wurde Leutnant aller drei Teilstreitkräfte. Danach studierte er ein bißchen — Wirtschaftswissenschaften, Jurisprudenz, Philosophie und Politik. Akademische Grade erwarb er nicht, außer kürzlich die Ehrendoktorwürde der Hochschule für Gewerbetechnik von Bilbao.

Die monarchistentreue Madrider Tageszeitung „ABC", die sogar verzeichnete, daß er schon 1959 Ehrenleutnant der 431. Abfangjäger-Staffel „Rote Teufel" der US-Luftwaffe wurde, weiß über seine Universitätslaufbahn nur zu sagen, daß sie „sehr erfolgreich" gewesen sei. Ein Madrider Lehrer des Prinzen dagegen soll geklagt haben: „Das einzige, wozu er taugt, ist, in seiner Marineuniform herumzuspazieren, so daß die Leute nicht mehr sagen können, wir Spanier seien alle so klein."



Guardia Civil in Madrid
Deckung für die Nachhut

Das mag bösartig übertrieben sein, unbestritten ist, daß der Franco-Zögling sich mehr durch sportliche als durch intellektuelle Hochleistungen auszeichnete. So erwarb er mehrere Pokale im Drachensegeln, den schwarzen Gürtel der Judokämpfer und den braunen Karategürtel und zerschlug gelegentlich im Beisein von Photographen

Generationswechsel

Oder neue Maßstäbe für das Zusammenspiel der Kräfte.

Grundlegend Neues zu schaffen erfordert, jeweils erreichte technologische oder funktionale Höhepunkte in Frage zu stellen. Gleichzeitig jedoch, den letzten Stand der Erkenntnisse ausschöpfend, an der Basis neu zu beginnen.

Getreu dieser Konstruktionsphilosophie entstanden das HiFi-Stereo-Cassettendeck TC-800GL im professionellen Mischpult-Look sowie die orthodynamischen Stereokopfhörer HP-1 und HP-2.

Für Design und Komfort zeichnet kein Geringerer als Mario Bellini, weltweit Maßstab für zukunftsweisendes Industriedesign.

Für die Technik steht der Name YAMAHA, gleichbedeutend für den Fortschritt der HiFi-Elektronik.

Es galt, das Cassettendeck aus der Kompromißlösung zu einer Alternative für Spulengeräte zu entwickeln.

Es galt, Stereokopfhörer funktional und technologisch zu optimieren – eine neue Dimension für Stereogenuß zu finden.

HIFI-STEREO-CASSETTENDECK TC-800GL:

Eine neue Formel für Design, Komfort und Technik. Angefüllt mit neuen Ideen und einzigartigen Ausstattungsmerkmalen. Ein weiterer Schritt zur Erkenntnis des Klangspektrums im anspruchsvollen Natural Sound.

Mit drei Flachbahnreglerpaaren zur Aussteuerung der Aufnahmen über Mikrofone und im Direktgang (mischbar), sowie zur Wiedergabe. Flachbahn-Geschwindigkeitsfeinregulierung ± 3%. 2-Stufen-Spitzenwertanzeige durch Leuchtdioden −3 dB/+4 dB. Zuschaltbarer Pegelbegrenzer. Umschaltung auf drei Bandtypen (Fe und CrO_2 automatisch, FeCr über Wähltaste). Memory-Zählwerk. Schaltbares Dolby-System. Abriebfester, hochdynamischer Permalloy-Tonkopf. Einrichtung für Funktionsstart über externe Zeituhren. Elektronische Bandend-Totalabschaltung. Speisung durch Netz, Batterien oder 12 V-Akku für universellen Einsatz als Portable.

Gleichlaufschwankungen (DIN): weniger als 0,18%. Frequenzbereich (CrO_2): 30-15.000 Hz. Geräuschspannungsabstand (mit Dolby und CrO_2): besser als 56 dB.

ORTHODYNAMISCHE FEDERGEWICHTS-STEREO-KOPFHÖRER HP-1 UND HP-2:

Es ist ein Hauch von Anmaßung um die Behauptung, eine neue Stereo-Dimenson zu beanspruchen.

Die Berechtigung hierzu resultiert aus der als radikal neu zu bezeichnenden, orthodynamischen Konstruktion, die einen wesentlich niedrigeren Klirrgrad und breiteren Frequenzgang erschließt als bisher für erreichbar gehalten wurde.

Orthodynamische Konstruktion bedeutet einen Schichtaufbau aus zwei waffelförmigen Scheibenmagneten, zwischen denen eine Kombination aus Schwingspule und Membran, bestehend aus einem massearmen 12 µ-Polyesterfilm, eingelegt ist. Die Magnete werden durch Sinterferritscheiben mit einer Vielzahl von Durchlaßöffnungen für ungehinderten Schallaustritt gebildet.

Da Membran und Schwingspule eine Einheit bilden, werden die in konventionellen Kopfhörern auftretenden Übertragungsverluste beseitigt. Das heißt, es werden die klaren Obertöne von Kondensator-Ausführungen und die sauberen Bässe dynamischer Typen erzeugt.

HP-1 und HP-2 sind federleichte, halboffene Hörer, die sich durch ein Spezial-Weichlederband optimal jeder Kopfform für ultrakomfortablen und ermüdungsfreien Stereogenuß anschmiegen.

Impedanz: 150 Ω. Frequenzbereich: 20-20.000 Hz. Ausgangs-Schalldruckpegel (dB/mW): 96 (HP-1), 93 (HP-2). Leistungsaufnahme max. Belastbarkeit (W): 3/10. Klirrgrad (bei 90 dB SPL): weniger als −50 dB (0,3%). Gewicht: 250 g (HP-1), 190 g (HP-2).

YAMAHA Europa GmbH,
2084 Rellingen, Siemensstraße 22/34





Don Juan de Borbón, Sohn Juan Carlos
„Für das Schicksal aufbewahren“

zentimeterdicke Holzbretter mit der Handkante.

Jahrelang wußten die Spanier von dem Prinzen nicht mehr, als daß er ein freundlicher, schüchterner Jüngling war, der seinen Vater liebte, Franco fürchtete und weiter nicht in Erscheinung trat.

Als der Prinz 1962 die griechische Prinzessin Sofia aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg heiratete, mußte die griechisch-orthodoxe Braut erst feierlich geloben, daß sie sich römisch-katholisch trauen und künftige Kinder im gleichen Glauben erziehen lassen würde, bevor der Caudillo sein Ja zur Eheschließung gab. Das Paar zog in den Zarzuela-Palast ein, halbwegs zwischen dem Pardo, der Residenz Francos, und dem Königspalast. Im Jahr nach der Hochzeit wurde das erste Kind, eine Tochter, geboren.

Und wiederum ein Jahr später durfte der Prinz erstmals einen sichtbaren Schritt in Richtung Macht tun: Während der traditionellen Militärparade, mit der das Franco-Regime alljährlich im Mai das Ende des Bürgerkriegs feiert, saß er direkt hinter dem Staatschef in der Präsidententribüne.

Offiziell freilich war er noch immer nicht zum Nachfolger des Generalissimus nominiert. Gewissenhaft hospitierte er in allen Madrider Ministerien und beteuerte im übrigen getreulich: „Niemals, niemals werde ich die Krone annehmen, solange mein Vater lebt.“

Doch als Franco sie ihm dann endlich anbot, vergaß er seine Skrupel — zum Ärger seines Vaters, der auf seine Thronansprüche nicht verzichtete, sondern darauf beharrte, daß sich die Monarchie durch eine zu enge Verbindung mit Franco ihr Grab schaufele.

Anders der Sohn. Feierlich schwor er, am 23. Juli 1969 in den Cortes, dem spanischen Ständeparlament, den Treueeid auf das Grundgesetz, auf die Prinzipien der aus der faschistischen Falange hervorgegangenen „Nationalen Bewegung“ und den Caudillo, diesen „außergewöhnlichen Mann“, der ein „besonderer Glücksfall für die spanische Geschichte“ gewesen sei. Die Rede des Prinzen, so registrierten die spanischen Zeitungen, dauerte sieben Minuten und wurde elfmal von Beifall unterbrochen. Einen Tag später wurde der Prinz, 31, Brigadegeneral und Konteradmiral.

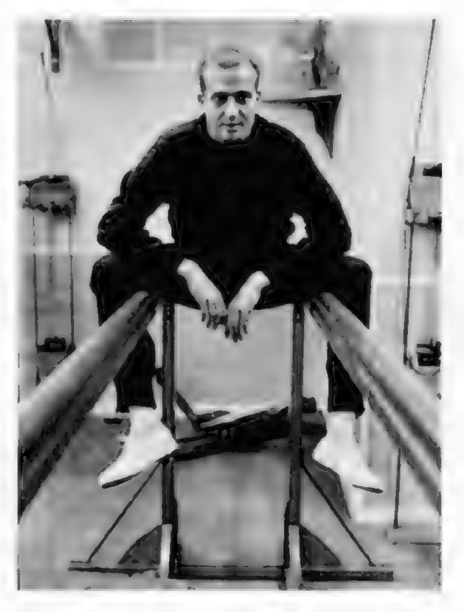
Er war fortan designierter Nachfolger Francos als Staatschef mit dem Titel eines Königs, blieb aber Dauphin auf Widerruf. Der greise Generalissimus konnte seine Entscheidung für Juan Carlos jederzeit zurücknehmen, und das mag erklären, weshalb der König in spe so wenig eigenes Profil gewann.

Was „Seine Königliche Hoheit, der Prinz von Spanien“ (so der offizielle Titel) denkt, verstand er bislang so sorglich zu verbergen, daß die Spanier seine Reden gelegentlich als „Apotheose der Bedeutungslosigkeit“ verspotteten. Vage verkündete er, der jungen Generation fühle er sich nahe und wolle Spanien „mit seiner Zeit in Einklang bringen“. Er gelobte: „Ich möchte der König aller Spanier sein“ und „Ich will kein Damm sein, der die Fluten zurückdrängt, sondern ein Kanal, durch den sie geordnet fließen.“ Traditionalismus, so erfuhren die Spanier aus seinem Mund, sei nicht mit Immobilismus zu verwechseln. Und: „Ich glaube, das Volk will mehr Liberalisierung. Die Frage ist, wie schnell.“

Nichtssagend, aber freundlich, ein Mensch wie du und ich — so präsentierte sich der Prinz mit seiner Musterfamilie (einer hübschen Frau und drei niedlichen Kindern) dem Volk.

„Genau wie in Tausenden von ganz normalen spanischen Haushalten“, wußte die barcelonesische Tageszeitung „La Vanguardia“ zu berichten, gehe es auch in der Residenz des Bourbonensprosses zu: Um sieben Uhr stehe der Prinz auf und treibe Sport, um neun Uhr frühstücke er mit Frau und Kindern, dann arbeite er ein paar Stunden, und so fort. Immerhin liest er täglich „Le Monde“, die „Times“ und die „International Herald Tribune“, er spricht Englisch, Französisch, Italienisch, Portugiesisch und sogar etwas Deutsch und Griechisch.

Mehr als eine Galionsfigur, zumindest bis auf weiteres, sollte der designierte König nach Francos Willen zu dessen Lebzeiten nie sein — und das bekam der Bourbone deutlich zu spüren: Als er auf einer Amerikareise 1971 in einem Interview mit der „Chicago Tribune“ vorsichtig andeutete, daß er eine breitere Basis im Volk suche, wurde der spanischen Presse verboten, die Äußerung des künftigen Königs zu zitieren.





Sportler Juan Carlos: „Der jungen Generation nahe“

Damit er auch nach Francos Tod nicht etwa eigenmächtige Entschlüsse treffe, bestimmte der greise Staatschef den erzkonservativen Admiral Carrero Blanco zum Regierungschef des künftigen Königs — doch den Admiral sprengten im Dezember 1973 baskische Untergrundkämpfer der Eta samt Auto in die Luft.

„Verraten durch die Ehe zwischen Staat und Kirche."

Und als Franco im vergangenen Juli mit einer schweren Magenblutung ins Krankenhaus mußte, weigerte er sich zunächst, sich an die von ihm selbst verfügten Nachfolgegesetze zu halten, die ausdrücklich bestimmen, daß Juan Carlos „während der Abwesenheit des Staatschefs vom nationalen Territorium oder im Falle einer Krankheit dessen Funktionen übernehmen wird" (so Artikel 11 der Ley Orgánica von 1966 und das Gesetz Nr. 26/1971).

Dann endlich durfte Juan Carlos zwar auf dem sonst für Franco reservierten Stuhl am Kopfende eines 16 Meter langen ovalen Tisches im Pardo-Palast Platz nehmen und zwei Ministerratssitzungen präsidieren. Auch mehrere zweitrangige Dekrete durfte er



unterzeichnen — doch einen Monat später war der Traum von der Nachfolge Francos fürs erste auch schon wieder zu Ende. Der greise Diktator nahm dem zukünftigen Monarchen das Zepter wieder aus der Hand — und der wagte nicht aufzumucken.

Ob er aus Respekt vor dem alten Mann kuschte, dessen politisches Geschöpf er ist, oder aus Angst vor den Folgen, die ein Aufbegehren hätte haben können, blieb ungewiß — mag


AUF DIE KLINGE
DIE WILKINSON
SCHWERT-KLINGE
WILKINSON
SWORD

KOMMT ES AN.





Auf die Klinge kommt es an – ob Sie nun die klassische zweischneidige oder die komfortable einschneidige wählen. Wer erkennt, daß einzig die Klinge zählt, kommt zum Spezialisten, zu Wilkinson Sword. Denn dort werden heute noch Klingen gefertigt, die ■ 6fach geschliffen, ■ 4mal abgeledert, ■ 3fach veredelt und dann noch ■ Stück für Stück sichtgeprüft sind. Es gibt keine Klinge, mit der Sie sich gründlicher, schonender und länger rasieren können.

WILKINSON
SWORD
SEIT 1772

auch sein, daß er schlicht Angst vor der Zukunft hatte.

Denn der Prinz, der sich den Beinamen „der Zauderer“ erwarb, wird Francos Erbe schwerlich beisammen halten können, dafür aber wohl die Katastrophe der Caudillo-Herrschaft erleben, die dem Alten erspart blieb. Denn angesichts des Sturms, zu dem die Regimefeinde rüsten, sind die Säulen, die das Franco-Regime bislang trugen — Kirche, Armee, „Nationale Bewegung“ —, keine verläßlichen Stützpfeiler mehr. Unter dem schwachen König könnte das ganze Gebäude zusammenkrachen, ein neuer Bürgerkrieg ausbrechen, eine andersartige Diktatur Spanien in den Griff nehmen — *alles* ist jetzt möglich.

Längst gilt das Franco-Wort nicht mehr: „Spanien ist so eng um unsere Heilige Mutter Kirche geschart, daß es sich der besonderen Gnade Gottes erfreut.“ Ein beträchtlicher Teil des Klerus in Spanien ist auf Distanz zum Regime gegangen. Viele Arbeiterpriester und Pater aus den baskischen Provinzen haben sich offen auf die Seite der verfolgten Opposition geschlagen. „Es muß öffentlich gesagt werden“, forderte etwa eine Priestergruppe der Provinz Biskaya, „daß das unterdrückte Volk verraten wurde durch die Ehe zwischen Staat und Kirche.“

Selbst die obersten Seelenhirten, lange Jahre treue Franco-Vasallen, forderten in einer „Botschaft an die Regierenden“ mehr Freiheit für die Bürger. Und nach den Militärprozessen vom vergangenen Monat, die mit der Hinrichtung von zwei baskischen und drei maoistischen Untergrundkämpfern endeten, predigte der Madrider Weihbischof Alberto Iniesta: „Es ist unsere Pflicht, uns eindeutig gegen die Schnellverfahren ... zu wenden, in deren Verlauf die Gefangenen unter seelischem und physischem Druck ausgesagt haben.“ Juan Carlos erscheint in den Augen des radikalen jungen Klerus als Komplice des Regimes, das solche Standgerichte anordnete.

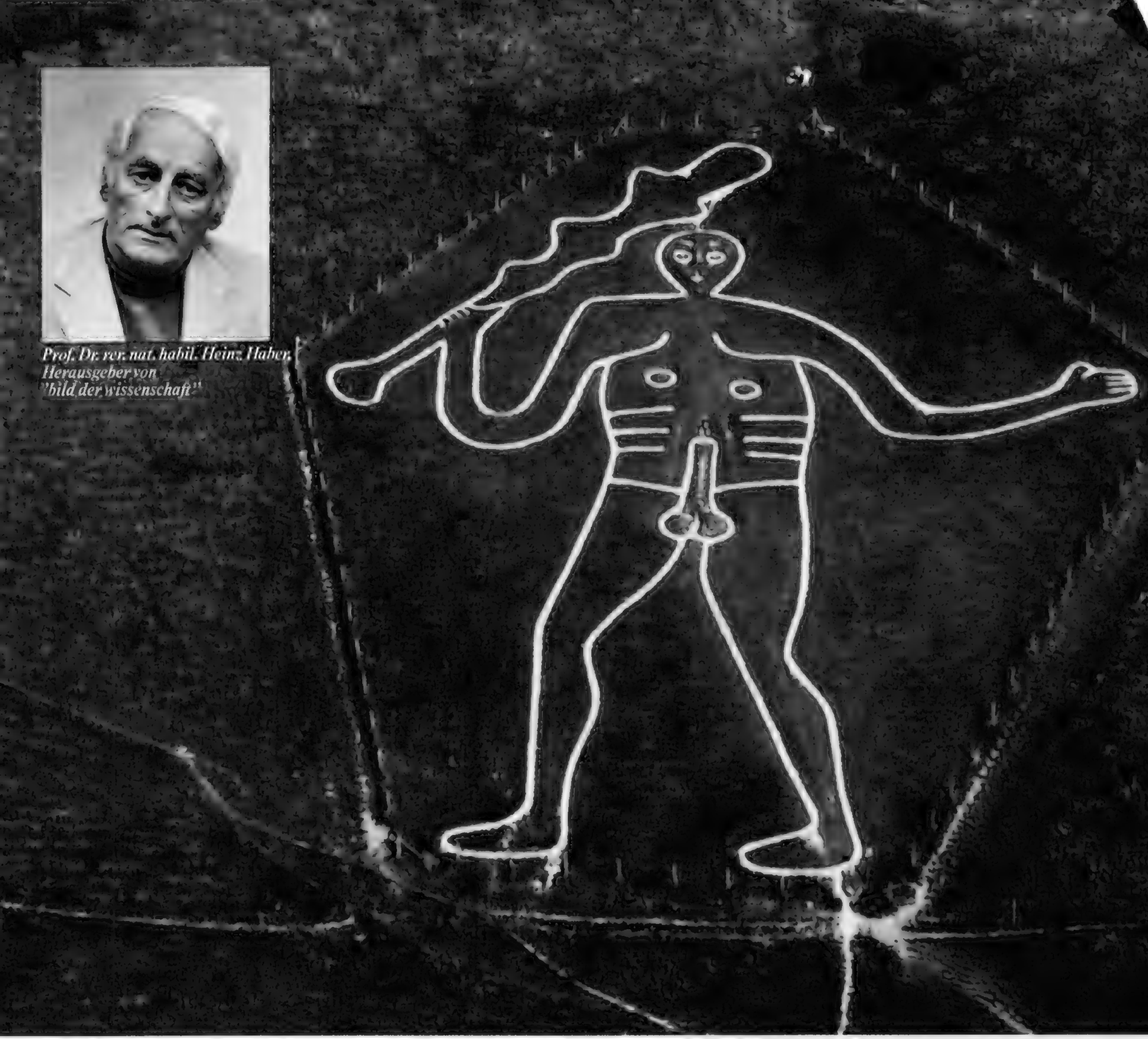
Auch die Armee ist nicht mehr jenes monolithische Bollwerk des Franquismus, das sie einmal war. Rund 2000 Offiziere unterzeichneten vergangenes Jahr eine Petition der katholischen Organisation Justicia y Paz für eine Amnestie politischer Häftlinge — ein Vorgang, der bis dahin undenkbar gewesen wäre. Das Beispiel der revolutionären Militärs in Portugal vor Augen, suchte eine Gruppe von Offizieren, die sich „Unión Militar Democrática“ nennt, Kontakte zur illegalen Opposition auf der Linken.


Ministerpräsident Arias Navarro: Wind des Wandels

Als im Sommer neun Offiziere wegen „illegaler Versammlung“ verhaftet wurden, protestierten mehrere ihrer Kameraden schriftlich gegen die Diffamierung, die von seiten der Armeespitze gegen die Angeklagten betrieben wurde. Nach der Hinrichtung der fünf Untergrundkämpfer verkündete die Dissidentengruppe, die inzwischen tausend Mann stark sein soll, daß sie den völligen Bruch mit dem Regime anstrebe — und Juan Carlos nicht als Franco-Nachfolger akzeptieren werde.

Gewiß: Noch steht der weitaus größte Teil der Militärs hinter dem Mann, der sich als einer der ihren fühlt und sich gern seiner „exzellenten Beziehungen“ zu den Kameraden von einst rühmt. Häufig empfing Juan Carlos in letzter Zeit junge Offiziere in Privataudienz, die ihm deutlich ihre Sorgen über die ungewisse Zukunft vortrugen — der Prinz vertröstete sie stets.

Dabei wäre wahrscheinlich selbst ein harter Rechter wie der neue Guardia-



Prof. Dr. rer. nat. habil. Heinz Haber, Herausgeber von "bild der wissenschaft"

"bild der wissenschaft" - Wissenschaft aus erster Hand

Die Zentralbeiträge der November-Ausgabe:

- *Titelgeschichte: „Farbe bei Edelsteinen – Gemessene Schönheit"*
Zu einer exakten Bestimmung bei Edelsteinen gehören von einander unabhängige Messungen des Farbtons, der Farbsättigung und der Helligkeit.

- *„Neuropharmakologie – Hilfe für hemmungslose Nervenzellen"*
Diese noch junge medizinische Disziplin versucht gestörte, hemmende Funktionen der Nervenzellen zu aktivieren, aus der Erkenntnis heraus, daß es sich bei der Reizweiterleitung hauptsächlich um chemische Prozesse handelt.

- *Prof. Dr. Robert Jungk: „Es geht ums Ganze"*
Ein neues Denken verbreitert sich bei den Wissenschaftlern der Gegenwart: Die Forschung besinnt sich wieder auf den Menschen und seine Probleme. Dabei will man in multidisziplinärer Zusammenarbeit den Blick für das „Ganze" wiedergewinnen.

148 Seiten, 83 Abbildungen, DM 5,–
An jedem guten Zeitschriften-Kiosk erhältlich.

Prof. Dr. rer. nat. habil. Heinz Haber zum Beitrag von Dr. Georg Gerster: "Prähistorische Bodenzeichnungen - Bilder für die Götter?"

„Archäologen, Astronomen, Geographen und Kunsthistoriker, aber auch schwärmerische Hobby-Forscher unserer Gegenwart haben die Rätsel der gigantischen Bodenzeichnungen zu lösen versucht, wie sie auf den wüstenhaften Hochflächen Perus, im Gebiet des Colorado-Unterlaufs, in den Räumen von den Rocky Mountains bis zu den Appalachen sowie von den Großen Seen bis zum Golf von Mexiko, und auch auf dem hügeligen Kreideland Südenglands gefunden wurden. Waren diese riesenhaften Scharrbilder, Kies-Skulpturen oder Geröllmosaiken „Astronomiebücher" oder Totem-Idole präkolumbianischer bzw. jungsteinzeitlicher Kulturen? Oder wollten die Menschen dieser vorgeschichtlichen Zeiten damit ihre Götter verehren? Wir wissen nichts Definitives darüber, wir können nur die imposante Kreativität dieser gewaltigen Gemeinschaftsanstrengungen von teilweise jahrtausendalten Kulturen bewundern."

bild der wissenschaft

Eine Zeitschrift der Deutschen Verlags-Anstalt
7 Stuttgart 1, Postfach 209

Angebot für Interessenten

An die Deutsche Verlags-Anstalt
7 Stuttgart 1, Postfach 209

Ich möchte die Zeitschrift „bild der wissenschaft" kennenlernen und erbitte die kostenlose Zusendung der November-Ausgabe. Falls ich bis 17. November 1975 nicht ausdrücklich abbestellen werde, bin ich damit einverstanden, daß meine heutige Anforderung von einem Freiexemplar ab Dezember 1975 in ein bezahltes Festabonnement (monatlich DM 4,50 / ermäßigtes Studentenabonnement monatlich DM 4,–) übergeht, das ich jederzeit mit einer Frist von drei Monaten kündigen kann.

Vor- und Zuname

Beruf

Plz/Anschrift

Datum/Unterschrift SP 4



Civil-Chef General Angel Campano dem Prinzen gefolgt, wenn der das Stichwort für die Entmachtung des greisen Caudillo gegeben hätte. „Aber aus lauter Angst, einen falschen Schritt zu tun“, klagte ein Offizier, „war er allzu vorsichtig“ — und enttäuschte damit manche der Militärs. Ein hundertprozentig sicherer Verbündeter jedenfalls ist die Armee nicht mehr.

Noch viel weniger ist es das sogenannte „Movimiento“, jene von Franco verfügte Sammlungsbewegung der Rechten, die aus der faschistischen Falange hervorgegangen und seither die einzige legale parteiähnliche Institution in Spanien ist. Im Schoß der Bewegung kämpft längst jeder gegen jeden um die Macht, Juan Carlos kann auf einhellige Unterstützung nicht hoffen.

Im Gegenteil: Die ursprünglich antimonarchistische Einstellung der alten Falange hat sich beim Fußvolk der Falangisten noch weitgehend erhalten. So erklärten die doktrinären „José-Antonio-Zirkel“ (so benannt nach dem Gründer der spanischen Falange, José Antonio Primo de Rivera) mehrmals, sie seien gegen die „monarchistische Lösung“. Führer der früheren Falange-Jugendorganisation forderten ihre Mitglieder einst auf, den Prinzen mit faulen Tomaten zu bewerfen. Und auch als er bereits offiziell zum Thronfolger bestimmt war, schmähten Falangisten ihn noch als „Idiotenkönig“.

Einem halben Dutzend Kampfgruppen auf der Ultrarechten — den „Christkönigskriegern“ wie dem neugegründeten „Bund der Veteranen des Bürgerkriegs“, den „Kommandos für den Kampf gegen den Marxismus“ wie der „Neuen Kraft“ — ist Juan Carlos als lasch und liberal verdächtig.

Das Mausoleum öffnen.

Die Kamarilla um den Caudillo wiederum — Schwiegersohn, Gattin, Geschwister, Leibarzt und ein paar Vertraute des Generalissimus — möchte am liebsten einen ganz anderen Königskandidaten haben: Alfonso de Borbón y Dampierre, einen Vetter von Juan Carlos. Alfonso, der mit der Lieblingsenkelin des Caudillo verheiratet ist, darf sich gleichfalls „Königliche Hoheit“ nennen, seit er Franco einen Urenkel königlichen Blutes bescherte.

Und noch ein weiterer Anwärter möchte auf Spaniens Thron: Carlos Hugo de Borbón-Parma, verheiratet mit Prinzessin Irene der Niederlande, Prätendent der Carlisten, der von Franco zwar ins Exil gejagt wurde, aber noch immer Anhänger hat, vor allem in Nordwest-Spanien.

So bleiben Juan Carlos neben den Militärs vor allem die „aperturistas“ als Stützen, jene Kräfte des Regimes, die



das Mausoleum der letzten Diktatur in Westeuropa öffnen wollen — aber nur einen Spaltbreit, damit sie vom Wind des Wandels nicht etwa selbst hinweggefegt werden. Zu ihnen gehört der gegenwärtige Ministerpräsident Carlos Arias Navarro, der seit seinem Amtsantritt Anfang 1974 „apertura" — Öffnung — des starren politischen Systems versprach, freilich immer wieder scheiterte.

Zu ihnen gehören auch die Technokraten des katholischen Laienordens Opus Dei, die Spanien ohne allzugroße politische Einbrüche modernisieren möchten und denen Juan Carlos seine Hoffähigkeit verdankt: Seine wichtigsten Lehrer und Erzieher gehörten dem Opus an, das noch vor wenigen Jahren praktisch die gesamte Regierungsmannschaft des Generalissimus stellte, bis es bei Franco in Ungnade fiel, weil es zu mächtig wurde.

Berater und Freunde, zum Teil aus diesem Kreis, suchten den zögernden Prinzen vergangene Woche angeblich mit einem Trick zur Machtübernahme zu bewegen: Absichtlich sollen sie Francos Gesundheitszustand zunächst schlimmer geschildert haben, als er anfangs war.

Spielen Vater und Sohn dasselbe Spiel?

Der Prinz aber wehrte sich offenbar gegen den entscheidenden Schritt — er fürchtete, sich im Volk und vor allem bei den Rechten als Usurpator unmöglich zu machen, wenn er den Kranken im Pardo gewaltsam aus dem Amt drängen würde.

Allerdings weigerte er sich auch standhaft, die Staatsgeschäfte wieder nur vorübergehend, wie im Sommer vergangenen Jahres, zu übernehmen. Diesmal will er auf Dauer regieren — wenn das andere Spanien, das der Bürgerkriegsverlierer, ihn läßt.

Doch für fast die gesamte Linke ist der Prinz nichts als eine Kreatur Francos und daher nicht akzeptabel. Eher würde sie sich mit seinem Vater Don Juan arrangieren: 70 Vertreter der verschiedensten illegalen Oppositionsgruppen Spaniens waren dabei, als der Prinzenvater vergangenen Juni in seinem portugiesischen Exil in Estoril bei Lissabon zu seinem seit langem schärfsten Angriff gegen Franco startete.

„Ich habe mich nie jener absoluten Macht unterworfen", so Don Juan, „die so lange und so unverrückbar von einem Mann ausgeübt worden ist, dem seine Waffengefährten einst eine viel konkretere und viel zeitgemäßere Mission anvertraut hatten." Noch immer, verkündete Don Juan, sei nicht sein Sohn rechtmäßiger Erbe des Bourbonenthrons, sondern er.

Typische Madrider Vermutung, typisch für die dynastischen Schliche, die man den Bourbonen zutraut: Don Juan und Juan Carlos spielten, so heißt es, dasselbe Spiel — wenn der Franco-hörige Sohn scheitere, biete sich der fortschrittlichere Vater an, so daß die Monarchie auf jeden Fall erhalten bleibe.

Niemand in Madrid außerhalb des engsten Zirkels wußte gegen Ende letzter Woche, was an der Spitze wirklich vor sich ging. Am Hofe des Inquisitionskönigs Philipp II. konnte sich das



Juan Carlos, Familie*
Nur sechs Monate überleben?

Wichtige kaum geheimnisvoller vollzogen haben. Die ordentliche Kabinettssitzung am Freitag, der Franco präsidieren sollte, wie es am Donnerstag noch geheißen hatte, fand jedenfalls ohne ihn statt.

Das Falange-Blatt „Arriba" erschien mit den trostreichen Worten, Franco habe ein „glorreiches Kapitel der spanischen Geschichte verfaßt, und wie früher können wir auch jetzt sicher sein, daß die Nachhut Deckung hat".

Am Freitag um 13.05 Uhr betrat die Nachhut in Gestalt des Juan Carlos den Pardo. Am Nachmittag, endlich, spielte der Rundfunk Trauermusik. ◆

* Ehefrau Sofia, Kinder Elena, Cristina, Felipe.

USA

Brot für die Russen

Gewerkschaftsboß Meany zwang Gerald Ford zu Verhandlungen mit Moskau. Die Sowjets sind nicht bereit, Öl für Getreide zu liefern.

George Meany pöbelte nicht, er zeigte sich schlicht zufrieden.

„Das Abkommen", befand Amerikas sonst so streitsüchtiger Gewerkschaftsopa, „macht künftige Getreide-Räubereien unmöglich, verringert die inflationären Auswirkungen von Getreideverkäufen für den amerikanischen Verbraucher und bringt Stabilität für den amerikanischen Farmer."

So viel Lob aus Meanys Mund hatte Amerika lange nicht gehört, so positiv war der AFL-CIO-Boß schon lange nicht mehr gewesen — aber verwundern konnte das kaum.

Denn George Meany lobte nicht die amerikanische Regierung, er klopfte vielmehr sich selbst auf die Schulter: Ein am vorigen Montag in Moskau unterzeichnetes Abkommen über die Lieferung amerikanischen Getreides an die Sowjet-Union betrachtet der Gewerkschafts-Patriarch als sein Baby — und das nicht zu Unrecht.

In dem Vertrag verpflichten sich die Sowjets, ab 1976 nicht mehr nur bei Bedarf auf Amerikas Kornkammer zurückzugreifen, sondern bis 1981 jährlich mindestens sechs Millionen Tonnen US-Getreide abzunehmen.*

Genau diese Verpflichtung der Sowjets hatte Meany mit einem Feldzug herbeizuführen gesucht, der begann, als — im Frühsommer — bekannt wurde, daß die Sowjets für 1975 bereits über zehn Millionen Tonnen US-Getreide geordert hatten.

* Benötigen sie in einem Jahr mehr als acht Millionen Tonnen, muß neu verhandelt und die neue Menge vom US-Präsidenten persönlich genehmigt werden.

Solche unvorhersehbaren Riesenaufträge, so Meany damals, trieben — wie vergleichbare Einkäufe der Sowjets 1972 gezeigt hatten — die Lebensmittelpreise in den USA in unerträgliche Höhen. Vergebens hielt die Regierung dagegen, daß Amerika auf solche Geschäfte angewiesen sei, daß die Agrarexporte mit einem Devisenvertrag von zwölf Milliarden Dollar den wichtigsten Aktivposten der US-Zahlungsbilanz darstellten.

Von Meany ermuntert, boykottierten amerikanische Hafenarbeiter die Ladung von Getreideschiffen in die Sowjet-Union. Meany und die Hafenarbeiter ließen sich nicht einmal durch einstweilige Verfügungen, mit denen sie zum Beladen der Getreideschiffe gezwungen wurden, von ihrem Kurs abbringen.

Ford erließ schließlich ein auf Mitte Oktober befristetes Embargo für weitere Getreideverkäufe an die Sowjets und schickte eine fünfköpfige Verhandlungsdelegation nach Moskau. Meany ließ seine Leute wieder das bereits verkaufte Korn verladen. „Tatsächlich", kommentierte die „New York Daily News", „hat Ford kapituliert." Aber das sei nur gut so, denn die Vorstellung eines freien Handels mit den Sowjets „klingt ein bißchen so, als erwarte man, ein Tante-Emma-Laden könne gleichberechtigt mit der Mafia verhandeln".

Die Regierung versuchte, Fords Schlappe daheim wenigstens durch einen diplomatischen Erfolg zu kaschieren: Wenn Amerika den Sowjets beim Getreide so entgegenkomme, verlangten Washingtons Unterhändler, solle die Sowjet-Union — inzwischen vor den USA und Saudi-Arabien größter Erdölproduzent der Welt — mit Öl für Weizen bezahlen. Dazu Meany: „Amerikas Beziehungen zu Moskau dürfen nicht länger auf der faulen Politik der Entspannung basieren, unter der wir fortlaufend einseitige Konzessionen machen ... Warum sagen wir ihnen



International Herald Tribune
„Erwähne nur einmal das Wort Entspannung – und er unterschreibt alles!"



Gewerkschaftsführer Meany
„Ford hat kapituliert"

nicht: „So wie ihr es mit eurem Öl haltet, halten wir es mit unserem Weizen'?"

Amerikas Vorstellung: Die Sowjets sollten den USA täglich 200 000 Barrel Öl und Ölprodukte liefern — und zwar um etwa 15 Prozent unter dem Opec-Preis, was den Ölscheichs im Nahen Osten zeigen würde, daß ihr Preisdiktat zu durchbrechen sei. Moskau mochte so etwas nicht zusagen, sondern ließ es bei Absichtserklärungen der beiden Verhandlungsführer bewenden.

Als vergangene Woche durchsickerte, die Sowjets hätten während des Embargos heimlich Getreide nicht nur in Argentinien und Brasilien, sondern auch in Spanien und Rumänien gekauft, mußte Gerald Ford seine Doppelstrategie aufgeben. Denn nun fürchteten Amerikas Farmer, auf deren Stimmen der Präsident bei den nächsten Wahlen nicht verzichten kann, auf ihren Vorräten sitzenzubleiben.

Schleunigst unterzeichnete Fords Chefunterhändler Charles W. Robinson wenigstens das Getreideabkommen — und der Präsident verkaufte alles als einen großen Erfolg: Der Vertrag werde Amerikas Exporterlöse jährlich um eine Milliarde Dollar erhöhen und schaffe außerdem noch neue Jobs für Arbeiter und Seeleute.

Denn die Sowjets waren nicht nur Abnahmeverpflichtungen für Getreide eingegangen, sie hatten sich auch mit einer Erhöhung der Frachtraten einverstanden erklärt, so daß die Getreidetransporte nun auch für Amerikas Handelsschiffahrt wieder attraktiv werden.

Aber das kommt die amerikanischen Verbraucher teuer zu stehen: Jede Fahrt eines US-Handelsschiffes wird aus Steuergeldern subventioniert — je häufiger sie fahren, desto mehr müssen Amerikas Steuerzahler zuschießen.

Davon sprachen weder Ford noch Meany. ◆

LIBYEN

Partei des Teufels

Seit sechs Jahren vollzieht der strenggläubige Staatschef Gaddafi seine Revolution — erfolgreich, aber freudlos.

Geisteskranke nannte er sie, Verräter, Faschisten, Schwarmgeister, Machtstreber, die die Revolution stehlen wollten. Oberst Muammar el-Gaddafi, Chef des Revolutionsrates der Arabischen Republik Libyen, sprach vor engsten Mitarbeitern seiner Revolution. Auf den Tag genau sechs Jahre nach diesem Ereignis rechnete er auf dem Platz der Märtyrer in Tripolis öffentlich mit einem Teil von ihnen ab. Wer genau gemeint war, blieb unklar.

Fünf Wochen später, am 11. Oktober, holte er sich vor sorgsam ausgewählten 8000 Milizionären und Soldaten, Stammesbrüdern und ergebenen Parteigängern mitten in der Wüste bei el-Ageila das Ja des Volkes zur Abrechnung mit den angeblichen „Faschisten" im eigenen Lager. „Die Verräter vor Gericht", kreischten fanatisierte Milizionärinnen. „Unser Blut und unsere Seele für dich", hämmerten Beduinen per Megaphon der Menge ein. Gelassen mit seiner Reitgerte wippend, gestand Gaddafi ein, daß zweimal gegen ihn ein Putsch versucht worden sei.

Der zumeist etwas abwesend lächelnde, seltsam entrückte Herrscher der Libyer hatte die Szene perfekt gesetzt. Auf dem Boden eines früheren italienischen Konzentrationslagers, mitten in der Wüste zwischen Dünen und Himmel war so etwas wie ein politischer Wanderzirkus eingefallen. Malerische Beduinen tänzelten mit reichverzierten Rossen zwischen Castro-revolutionär verkleideten Jugendgruppen, einer aus Tripolis eingeflogenen Gruppe Diplomaten aus 35 Ländern in korrekter, gedeckter Empfangskleidung, Fußballspielern in Trainingsanzügen und einer gold-grün-rot uniformierten Dudelsackkapelle. Arbeiter mit Plastikhelmen, Polizisten in schneeweißen Dienstuniformen, Fallschirmjäger im Kampfanzug vollendeten das Gemenge — eine abenteuerliche Kulisse zwischen Karl May und Karl Marx.

Dann zog Gaddafi ein. Voran sprengten berittene Beduinen, die ihre Flinten in die Luft feuerten. Dahinter heulten zwei weiße Ambulanzen mit Rotlicht, dann in rasanter Fahrt der Wagen des Staatschefs — ein simpler Peugeot 504. Vom Himmel schwebten Fallschirmjäger herab, in den Himmel stiegen Raketen, die wiederum Fallschirme freigaben: rot-weiß-schwarze Fahnen des Landes und auf bettlakenähnlichen Tüchern gedruckte Gaddafi-Porträts segelten zur Erde.



Festival in der Wüste*: Zwischen Karl May und Karl Marx

Als Gaddafi endlich ans Mikrophon trat und mit leiser, monotoner Stimme stockend zu sprechen begann, schien der Höhepunkt der Veranstaltung bereits überschritten. Dreieinhalb Stunden dozierte der libysche Exzentriker über die „historische Legende" der Revolution als Sieg des Guten über das Böse, wobei er hin und wieder seine Peitsche aufs Pult klatschte. Ergebnis: „Der Konflikt zwischen der Partei des Teufels und der Partei des Rechtes ist nicht zu Ende."

Der Teufel: Das war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts der italienische Faschismus, in der zweiten ist es der amerikanische Imperialismus, das sind auch „die Wahnsinnigen", die „Kranken", die „Faschisten" — die Abweichler von Gaddafis Heilslehre.

Dieser Anspruch freilich wirkt nicht einmal komisch. Gaddafi glaubt zweifellos, was er sagt. Er glaubt sogar, daß er keinesfalls ein Autokrat sei. Vielmehr erklärte er seiner Biographin Mirella Bianco, daß er sich und sein inzwischen auf sechs Mitglieder halbiertes Revolutionskomitee für die Opposition hält, die dem eigentlichen Herrscher, dem Volk, nur korrigierend zur Seite stehe. Paranoia?

So recht wußte auch nach dieser zuvor als wichtig angekündigten Rede niemand, wo die libysche Revolution heute steht. Denn daß Gaddafi ungeschoren aus den Machtkämpfen seiner Revolutionäre hervorgegangen sei, mochte niemand so recht glauben. Seltsamerweise sagte er kein böses Wort über Sadat, den neuen Verbündeten der USA in Kairo, den er früher oft maßlos angegriffen hatte. Jetzt beschränkte er sich auf die Feststellung: „Wir sind überzeugt, daß das ägyptische Volk eines Tages siegen wird."

Ob denn Gaddafi einen Unterschied mache zwischen dem ägyptischen Volk und dem Regierungschef Sadat, fragte der SPIEGEL anderentags den stellvertretenden Informationschef des AA, Hussein Scherif.

Gereiztheit, Gegenfrage: Ob denn der SPIEGEL glaube, König Idris habe das libysche Volk vertreten?

Gegenfrage: Ob denn Idris und Sadat gleichzusetzen seien?

Angeblich sind Libyen und Ägypten übereingekommen, die öffentlichen Angriffe aufeinander einzustellen, doch diese Meldung aus Kairo blieb ohne Pendant aus Tripolis — so schnell kann man offenbar auch den Libyern einen ideologischen außenpolitischen Schwenk nicht zumuten.

Dennoch spricht wenig dafür, daß Gaddafi nicht mehr Herr der Situation sei. Immerhin ist es dem Dogmatiker gelungen, sein Land unabhängig von allen auswärtigen Mächten zu halten.

Er kann hantieren mit seiner Unabhängigkeit: Er kaufte sowjetische Migs und hat sowjetische Berater im Lande, daneben aber auch 1000 Taiwan-Chinesen — zum Teil als Fluginstrukteure. Zum Jahrestag der Revolution kommen in seine Bonner Vertretung auch die Chinesen Maos: „Wir haben ein sehr gutes Verhältnis zu Libyen."

Unabhängigkeit auch gegen den Westen: Trotz der Verteufelung der USA arbeiten noch etwa 2000 Amerikaner im Land, 70 Prozent der Industrie wurden nach offiziellen deutschen Angaben von Firmen der Bundesrepublik aufgebaut — obwohl Verstaatlichung droht.

Libyen gleicht heute einem gigantischen Bauplatz. Neubauten von Tripolis bis Tobruk. Dörfer und Städte wirken wie Bauausstellungen drei Monate

* 3. von rechts: Staatschef Gaddafi.

SONY GmbH, 5 Köln 30, Mathias-Brüggen-Str. 70/72

Eine neue Stereo-Idee von SONY.

Die mobile Koalition.

Miteinander verbunden, ergeben diese beiden neuen Geräte das Herzstück einer leistungsstarken Stereo-Anlage: CF-540: UKW/MW, Stereo-Tuner/Cassettenrecorder mit eingebautem Mono-Verstärker. TA 1700: Integrierter Vor- und Endverstärker mit vielen Anschlußmöglichkeiten.

Wenn man sie trennt, ist der CF-540 ein handlicher Reisebegleiter, der



entweder mit Netz oder netzunabhängig über den integrierten Lautsprecher betrieben werden kann.

Beide Stereo-Komponenten sind in ihrer hochwertigen SONY Technik und ihrem fortschrittlichen Design präzise aufeinander abgestimmt. Der Käufer dieser Geräte verrät nicht nur technischen Sachverstand, sondern auch die Höhe seiner Ansprüche.

SONY Geräte führt der autorisierte Fachhandel.

SONY®

vor der Eröffnung. Vor dem Hafen von Tripolis leuchtet nachts eine Lichterkette: 160 Schiffe mit Konsumgütern warteten Anfang Oktober vor dem Hafen, das letzte wird um Weihnachten entladen sein.

In der Wüste schaffen Bewässerungsanlagen neue Siedlungsgebiete. Wer in den neuen Krankenhäusern des Landes nicht geheilt werden kann, wird auf Staatskosten in die Universitätskrankenhäuser von London und Bonn geschickt. In Bengasi entsteht so etwas wie eine Universitätsstadt des Islam.

In Tripolis und Umgebung, wo das Pro-Kopf-Einkommen höher als in den USA (7000 Dollar pro Jahr) ist, fährt jeder dritte Einwohner einen eigenen Wagen. Und das, obwohl ebenfalls jeder dritte ein Kind ist und damit als Autobesitzer ausfällt und obwohl auf den eingeführten Datsuns, Fiats, Peugeots und VWs bis zu 80 Prozent Zoll liegen. „Es dauerte 150 Jahre“, erklärte der Bonner Entwicklungshilfeminister Egon Bahr vorletzte Woche afrikanischen Diplomaten, „bis wir das Zeitalter des Massenkonsums erreichten.“ Libyen schaffte es in sechs.

In Libyen gibt es alles außer Schweinefleisch und Schnaps. Beides ist aus religiösen Gründen verboten. Zumindest das Alkoholverbot aber läßt sich auf dem schwarzen Markt umgehen. „95 Prozent von euch trinken“, warf unlängst der strenggläubige Gaddafi einer Versammlung von Parteifreunden vor. Der Widerspruch war lahm: „Höchstens 75 Prozent.“ Ungeniert schwärmte ein Taxifahrer — 3000 Mark Monatsverdienst, 100 Mark Steuer im Jahr — von gemeinsamen Urlaubsfreuden mit Deutschen auf Mallorca: „Da kann ich wenigstens fröhlich trinken, besonders mit den Bayern.“

Daß Gaddafi seinen Landsleuten eine freudlose Revolution verordnet hat, will den meisten Libyern nur halb passen. „Die Libyer sind immer noch ein Basarvolk“, urteilt ein englischer Diplomat. Sie plauschen gern, handeln viel und arbeiten wenig. Das überlassen sie vorwiegend den Gastarbeitern — insgesamt mehr als eine Viertelmillion in einem 2,35-Millionen-Land. 150 000 Ägypter bauen Straßen, Häuser und Hafenanlagen, 40 000 Tunesier arbeiten im Dienstleistungsgewerbe. 7000 Jugoslawen, 6000 Pakistanis, 2000 Amerikaner, 5000 Türken, 2000 Westdeutsche arbeiten als Ärzte, Lehrer, Ingenieure. Daneben Polen und Bulgaren, Australier, Italiener und Franzosen.

Das alles läßt sich nur zusammenhalten, wenn man Geduld mit Fehlschlägen hat, Mut zu Experimenten und vor allem viel Geld.

Zwar mußte Gaddafi seine Ölproduktion von 1970 bis 1974 um 52 Prozent drosseln. Der Preisanstieg aber war hilfreich. So exportierte Libyen allein in die Bundesrepublik Deutschland im ersten Viertel 1974 4,5 Millionen Tonnen Öl und erhielt dafür 1,229 Milliarden Mark. Im ersten Viertel 1975 drosselte die Bundesrepublik die Öleinfuhr aus Libyen auf 2,9 Millionen Tonnen, für die sie 635 Millionen Mark zahlte. Da Libyens Öleinnahmen im Frühjahr dennoch um 25 Prozent zurückgingen, hob das Land, das inzwischen die ausländischen Ölgesellschaften weitgehend verstaatlicht hat, die Produktion wieder an. Von 1,2 Millionen Barrel auf über zwei Millionen — 3,3 waren es noch 1970 gewesen.


Staatschef Gaddafi: Feinde im eigenen Lager

Wirtschaftliche Fehlplanung war es nicht, die seine Revolutionsbrüder gegen Gaddafi aufbrachte. Eher schon sein politischer Rigorismus, jene Mischung von arabischem Nationalismus und islamischer Korantreue, aus der er eine sektiererische Staatsphilosophie des Dritten Weges zimmerte. Sie wird die Distanz zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen bei ihm immer um einige Schritte kürzer erscheinen lassen als anderenorts.

Aber das erklärt der „Chef“ alles: in seinem „grünen Buch“, der libyschen Mao-Bibel, die Gaddafi besonders den europäischen Sozialisten ans Herz legt. „Denn“, so sein Informationschef Ibrahim Abjad, „das sind unsere Partner, nicht die Kommunisten und nicht die Konservativen.“ ◆

ADIG-INVESTMENT.

Wertpapiere mit vielen Werten.



Ihr ganzer Rentenmarkt heißt ADIRENTA.

Festverzinsliche Anlagen sind attraktiv. Sie bringen laufend hohe Zinseinnahmen, sie sind sicher, sie unterliegen nur geringen Kursschwankungen. Das sind die Gründe, warum immer mehr Sparer festverzinsliche Anlagen bevorzugen. Sie haben zwei Möglichkeiten: Sie wählen selbst zwischen den vielen tausend festverzinslichen Wertpapieren aus. Oder Sie legen in einem Rentenfonds an. Dann erhalten Sie eine optimale Mischung aus dem, was der deutsche Rentenmarkt bietet.

Der Rentenfonds der ADIG heißt ADIRENTA. Er besteht aus mehr als einhundert deutschen Wertpapieren. Aus Pfandbriefen und Kommunalobligationen. Sie sind durch gesetzliche Garantien abgesichert. Aus öffentlichen Anleihen von Bund und Ländern, Bahn und Post. Hinter ihnen steht der Staat. Bei seinen Industrieanleihen haften Großunternehmen mit ihrem Vermögen. Die Fachleute von ADIRENTA nutzen aktuelle Marktchancen. Dadurch bringt ADIRENTA laufend hohe Zinseinnahmen. Diese Erträge werden jährlich am 1. August ausgeschüttet.

ADIRENTA ist eine einfache Wertpapieranlage. Ein Auftrag an Ihre Bank genügt. Sie können einmalig anlegen, Sie können auch mit regelmäßigen Beträgen schrittweise Ihre Wertpapieranlage aufbauen. Sie beteiligen sich an einem großen Wertpapiervermögen von mehr als 500 Millionen DM.



Einfachheit und hohe Zinseinnahmen, das sind die Vorteile des Rentenfonds. Deshalb eignet er sich ganz besonders als erster Schritt zur Wertpapieranlage. Oder für Aktionäre zur Abrundung ihres Wertpapierbesitzes. Sprechen Sie einmal mit dem Wertpapierberater Ihrer Bank oder Sparkasse. Er berät Sie gern. Wenn Sie vorab ausführliche Informationen wünschen, schreiben Sie einfach an:

ADIG-INVESTMENT
8 München 22, Von-der-Tann-Straße 11





ADIG-Fonds: ADIFONDS, ADIRENTA, ADIROPA, ADIVERBA, FONDAK, FONDIS, FONDRA, PLUSFONDS.
ADIG-Depotbanken: Commerzbank Aktiengesellschaft, Bayerische Vereinsbank, Bank für Gemeinwirtschaft AG.
ADIG-Gesellschafter: Bankhaus H. Aufhäuser, Bank für Gemeinwirtschaft, Bayerische Raiffeisen-Zentralbank, Bayerische Vereinsbank, Berliner Bank, Berliner Commerzbank, Berliner Handels- und Frankfurter Bank, Commerzbank, Deutsche Beamten-Versicherung, Handelsbank in Lübeck, National-Bank, Röchling-Bank, Simonbank, Südwestbank, Fürst Thurn und Taxis Bank, Vereins- und Westbank, Württembergische Bank, WWK Lebensversicherung.



Den Namen des größten Irish Whiskey lernt man ganz flüssig.

Nach ein, zwei Schlückchen schmecken Sie schon: Tullamore Dew heißt „Tau vom Tulla-Moor".

Denn er stammt aus dem Irischen Hochland. Wo die Gerste golden, das Wasser klar und die Luft rein ist.

Noch ein Schluck und Sie merken: Tullamore Dew schmeckt so iresinnig gut, daß man nie aus der Übung kommt.

Tullamore Dew. Der Iresinnige Whiskey.



Abtransport des toten Allende aus der Moneda: „Ich bleibe hier und leiste bis zur letzten Kugel Widerstand"

„Auftrag ausgeführt. Präsident tot."

Das Ende des Salvador Allende (III) / Von Robinson Rojas Sandford

In aller Eile hatten Chiles neue Herren ihren Widersacher begraben lassen, kein unabhängiger Arzt hatte den toten Präsidenten untersucht, nicht einmal die Witwe durfte ihn sehen. Das makabre Stück vom „Selbstmord" des Salvador Allende war zu Ende.

Doch nun zeigte sich, daß den Putschisten bei ihrer Inszenierung Fehler unterlaufen waren, die sie nicht mehr korrigieren konnten.

Es begann mit einer Pressekonferenz am 20. September 1973. General Baeza Michelsen, noch am Tag des Putsches zum Polizeichef ernannt, verlas einen „Polizeibericht" über den Tod Allendes. Darin heißt es: „Die Leiche saß auf einem granatroten Sofa an der Westwand zwischen zwei Fenstern; Kopf und Rumpf leicht nach rechts geneigt, die oberen Gliedmaßen leicht ausgestreckt. Untere Gliedmaßen ausgestreckt und etwas gespreizt. ... Die Geschosse, die den Selbstmord herbeiführten, waren mit der Waffe abgefeuert worden, die sich zwischen den Knien befand und deren Lauf sich gegen das Kinn drückte ..."

Die Waffe: „Maschinenpistole Typ AK, Seriennummer 1651, sowjetischer Herstellung, mit der Widmung ‚Für Salvador von seinem Waffenkameraden Fidel'", also eine großkalibrige Schußwaffe mit enormer Feuerkraft.

Da ich lange Zeit Polizeireporter für eine Santiagoer Zeitung war, weiß ich einiges über derartige Selbstmorde; wir können also die Ereignisse rekonstruieren. Beginnen wir mit der Behauptung, Allende habe Selbstmord verübt, indem er eine Maschinenpistole vom Typ AK auf die Knie stützte, während er auf einem ziemlich breiten Sofa saß, das ihm seitlich keinen Halt gab.

Die Sitzfläche war ziemlich hoch — wir Reporter kennen das fragliche Sofa im Salón Independencia. Allende hätte deshalb, um den Schaft der Maschinenpistole mit den Knien einklemmen zu können, sein Gewicht auf die Fußspitzen verlagern müssen. Dies hätte zu einer Anspannung aller Beinmuskeln geführt. Er hätte den Rumpf vorbeugen, die Arme stark anwinkeln und den Kopf auf das Ende des Laufs seiner Maschinenpistole stützen müssen.

Wenn in dieser unbequemen und labilen Stellung auf den Abzug gedrückt worden wäre, so daß der halbe Schädel von zwei Geschossen weggerissen wurde, dann wäre der Körper des Selbstmörders so heftig erschüttert worden, daß sich die Knie gespreizt hätten und die Maschinenpistole auf den Boden gefallen wäre; gleichzeitig wäre der Tote dicht vor dem Sofa zu Boden gesunken.

Nichts davon war geschehen. Allendes Fall schien außergewöhnlich zu sein. Seine Leiche erstarrte unmittelbar nach den Schüssen, die gespreizten Beine waren schon starr und hinderten den Toten daran, vom Sofa zu fallen. Am meisten aber überrascht eine Einzelheit aus der Beweisaufnahme der Mordkommission, die mit einem Bericht des Generals Javier Palacios Ruhman übereinstimmt: Die Maschinenpistole blieb auf dem Schoß des angeblichen Selbstmörders liegen.

Die wichtigste Diskrepanz war ein Unterschied von zwei Stunden zwischen dem tatsächlichen Zeitpunkt des Todes Allendes und dem Zeitpunkt, der in der Beweisaufnahme der Mordkommission angegeben wird. Im Polizeibericht heißt es: „Die Zeit des Todes wurde um 18.10 Uhr, als die Untersuchung

beendet war, auf sechs Stunden vorher geschätzt.“ Also 12.10 Uhr — zwei Stunden, ehe Allende tatsächlich starb.

Aber nicht nur die Beweisaufnahme der Mordkommission verrät Widersprüche. Der wichtigste Mann, Brigadegeneral Javier Palacios Ruhman — Chef der Truppen, die den Präsidentenpalast erstürmten —, gab am 22. September in Bogotá ein Fernsehinterview. Er berichtete: „Als wir den Palacio de La Moneda umzingelten, hatten Flugzeuge einen großen Teil des Gebäudes zerstört. Wir gingen ohne Gasmasken hinein und wurden von Allendes Leibwachen mit Gewehrschüssen und dem



Allende, von Castro geschenkte Waffe
Den Toten mit der eigenen MPi erschossen

Ruf ‚Der Marxismus ergibt sich nicht!‘ empfangen. Wegen des Rauchs konnten wir fast nichts sehen, aber wir überwältigten den Gegner.

Ich kam in den Vorraum des großen Speisesaals des Palasts. Ich machte die Tür auf, und da war Allende, er saß auf einem Sofa.“

Frage: „Sie haben ihn auf den ersten Blick erkannt?“

Palacios: „Nein. Es schien mir nicht Allende zu sein. Neben ihm, oder in einer Ecke, war ein Arzt namens Yojón oder Gijón. Er zitterte und konnte kaum sprechen. Er sagte: ‚Es ist der Präsident.‘ Der Präsident saß in der Mitte des roten Sofas mit der Maschinenpistole in den Händen, den Helm und die Gasmaske neben sich, die Brille auf dem Boden. Das Gesicht war ge-

schwollen, der Schädel in zwei Teile gespalten, wie eine Wassermelone. Die Hände waren schwarz von Pulver. Es war fast kein Blut da.

„Ich befahl meinen Männern, nichts anzurühren. Leichenbeschauer kamen von allen drei Teilstreitkräften. Sie bestätigten, daß es Selbstmord war. Photographien wurden aufgenommen, die sich jetzt im Besitz der Regierung befinden.“

Man beachte, daß Palacios diese Erklärungen am 22. September als Leiter der chilenischen Militärsport-Delegation in Bogotá abgab. Er wußte nichts davon, daß in Chile inzwischen unter der Oberaufsicht von General Ernesto Baeza Michelsen die Fabel von Allendes Selbstmord perfektioniert wurde.

Am 11. September hatte Palacios nach 16 Uhr nicht mehr mit Baeza oder einem der anderen Putschisten, die mit der Operation „Selbstmord“ zu tun hatten, gesprochen. Als er nun in Bogotá diese sehr detaillierte Erklärung über den Vorfall abgab, widersprach er unwissentlich General Baezas offizieller Version.

Die unglaubwürdige Story des Zeugen Guijón.

Nach Palacios' Darstellung kämpften seine Truppen gegen Männer, die nicht die Absicht hatten, sich zu ergeben. Wenn das stimmte — warum hatte Allende dann Selbstmord begangen?

In dem von Baeza am 20. September freigegebenen Bericht ist denn auch zu lesen, die Truppen hätten die Moneda erst betreten, nachdem sich die Anhänger Allendes ergeben hätten. Warum behauptete Baeza aber so hartnäckig, sie hätten kapituliert? Weil der Selbstmord nur dann glaubhaft erscheinen konnte, wenn sich Allende ergeben hätte.

Um dieser Behauptung Glaubwürdigkeit zu verleihen, zitierte Baeza am 20. September „Aussagen“ von Dr. Patricio Guijón Klein: „Der Präsident sagte: ‚Ergebt euch!‘ Er sagte, Payita (Miriam Rupert, die Privatsekretärin des Präsidenten) soll als erste gehen. ‚Ich werde als letzter gehen.‘ Jemand holte einen Besen, und ich zog meinen Arztkittel aus (er sollte als weiße Fahne dienen). Auf dem Weg zum Ausgang fiel mir ein, daß ich meine Gasmaske hatte liegenlassen, deswegen kehrte ich um. Und auf der Suche kam ich an der Tür des nächsten Raums vorbei. Direkt vor mir, rechts, sah ich Präsident Allende auf dem Sofa sitzen, genau in dem Augenblick, in dem er sich mit einer Waffe, die er zwischen den Knien hatte, erschoß.

„Ich sah, wie sein Körper erschüttert wurde und sein Kopf in Splittern nach oben explodierte. Ich hörte nicht, ob es ein oder zwei Schüsse waren, denn es



Ford Granada.
DM 11.995.*



* Unverbindliche Preisempfehlung für die Grundausstattung ab Werk einschließlich serienmäßiger Ford Sicherheits-Ausstattung und der Ford Vernunft-Garantie: 1 Jahr ohne Kilometer-Begrenzung.

An seiner aufwendigen Technik wird jetzt die ganze Klasse gemessen.

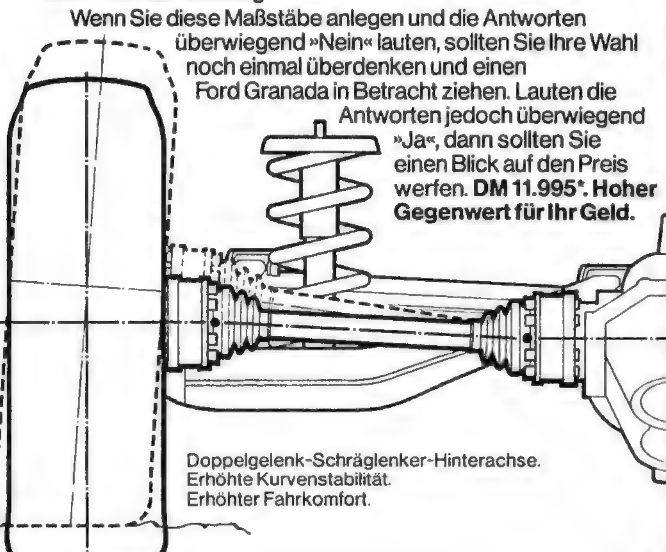
Ein Ford Granada kostet in der Grundausstattung rund 12.000 Mark. Wir sagen das gleich zu Anfang, weil es die Orientierung erleichtert. Sie wissen dann sofort, mit welchen anderen Autos Sie den Ford Granada vergleichen können. Zumindest was die Größe, die Unterhaltungskosten und den Preis betrifft.

Hier sind einige zusätzliche Maßstäbe, an denen heute Autos gemessen werden müssen, die um die 12.000 Mark und mehr kosten.

Hat der andere

- eine aufwendige Doppelgelenk-Schräglenker-Hinterachse wie der Ford Granada?
- ein Breitspur-Fahrwerk mit 1,55 m Spurweite hinten?
- einen mindestens 2,77 m langen Radstand, also genügend Platz zwischen den Achsen?
- wenigstens gegen Aufpreis einen 6-Zylinder-Motor in der wirtschaftlichen 2-Liter-Klasse – oder nur 4-Zylinder? (Übrigens sind alle Ford-Motoren auf den bleiarmen Kraftstoff 76 abgestimmt.)
- eine Schallschluckwanne, die den Innenraum wirksam gegen die Geräuschquellen eines Autos abschirmt?
- ein ebenso leicht und präzise zu schaltendes Getriebe wie das von Ford?
- gegen Aufpreis eine speziell für Europa entwickelte Getriebe-Vollautomatik?
- Stahlgürtelreifen 175 SR 14, heizbare Heckscheibe, Bremskraftverstärker und elektrische Scheiben-Waschautomatik serienmäßig?

Wenn Sie diese Maßstäbe anlegen und die Antworten überwiegend »Nein« lauten, sollten Sie Ihre Wahl noch einmal überdenken und einen Ford Granada in Betracht ziehen. Lauten die Antworten jedoch überwiegend »Ja«, dann sollten Sie einen Blick auf den Preis werfen. **DM 11.995*. Hoher Gegenwert für Ihr Geld.**



Doppelgelenk-Schräglenker-Hinterachse.
Erhöhte Kurvenstabilität.
Erhöhter Fahrkomfort.







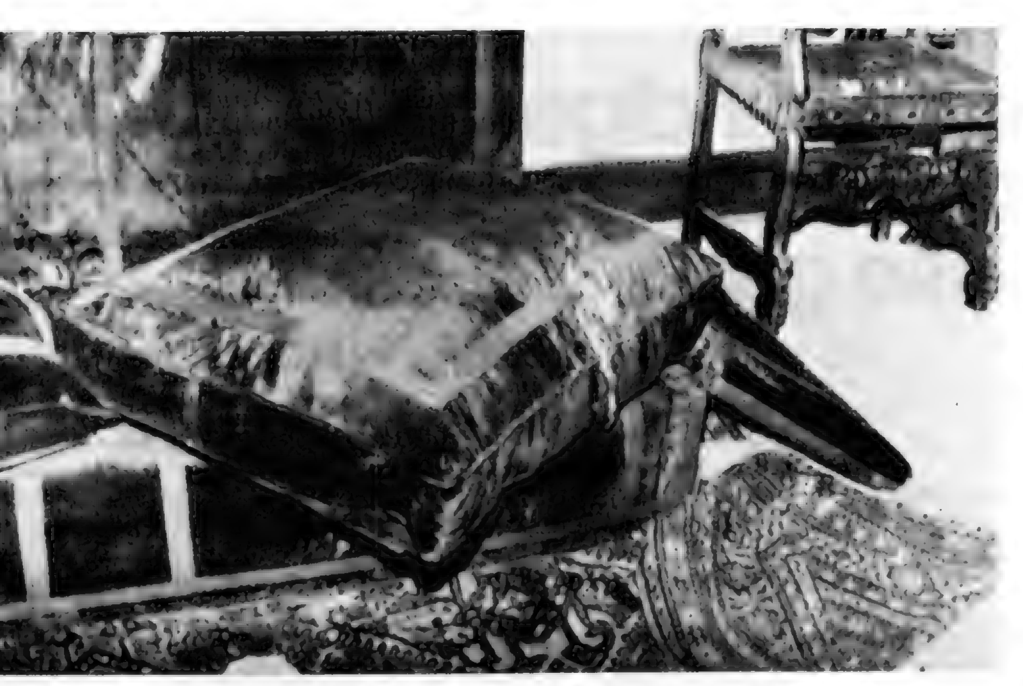
Das Zeichen der Vernunft.

cios aus „Übereifer, um nichts auf dem Schauplatz des Selbstmordes zu verändern", befohlen, die Waffe dem Toten auf den Schoß zu legen, und so habe dann die zivile Polizei sie bei der „Beschreibung" des Tatortes auch vorgefunden.

Nach Baezas Darstellung behauptete Guijón: „Irgendwann nahm ich die Waffe weg, weil ich rechts neben dem Präsidenten saß und weil zwischen dem Toten und mir nicht viel Platz war, und die Waffe lag zu dicht neben mir. Dann dachte ich, wenn irgendwann Soldaten hereinkommen, könnten sie denken, ich wollte mich verteidigen. Also beschloß ich, die Waffe wegzunehmen und sie an das andere Ende des Sofas zu legen. Später zeigte ich das dem General Palacios, der hereingekommen war, und er ließ mich die Waffe wieder an ihren Platz legen."

Nun, das ist eine sehr gute Erklärung, aber zufällig sagte General Palacios 48 Stunden später in Bogotá etwas ganz anderes: „Ich ging auf die Leiche zu. Der Präsident saß in der Mitte des rotgepolsterten Sofas mit der Maschinenpistole in den Händen, den Helm und die Gasmaske neben sich, die Brille auf dem Boden . . ."

Um dieses Bild zu vervollständigen: „Ich befahl meinen Männern, nichts anzurühren. Leichenbeschauer kamen von allen drei Teilstreitkräften. Sie bestätigten, daß es Selbstmord war. Photographien wurden aufgenommen . . ."



Sofa am Tatort: Konnte Allende nach dem „Selbstmord" hier sitzen bleiben . . .



. . . und die MPi auf dem Schoß behalten?: **Putschist Palacios in Bogotá**

wurde draußen so heftig geschossen. Sofort bin ich zu ihm geeilt, um zu sehen, ob ich helfen könnte, aber es war nichts mehr zu machen. Diese Situation brachte mich aus der Fassung, und mir fiel nichts anderes ein, als mich neben ihn zu setzen und einfach abzuwarten, was geschehen würde."

Wenn Dr. Guijón mit den anderen hinuntergegangen war und wenn er den weißen Kittel, der ihn als Arzt auswies und der in einer derartigen Situation lebensrettend sein kann, ausgezogen hat — warum ist er dann wegen seiner Gasmaske umgekehrt? Hätte er sein Leben nicht besser geschützt, wenn er bei der kapitulierenden Gruppe geblieben wäre, statt sich von ihr zu trennen?

Statt dessen tut Dr. Guijón alles, was General Baeza zur Konstruktion eines „Selbstmordes" braucht.

Daß ausgerechnet die Polizei behauptet, ein Mann, der in labiler Stellung mit einer Maschinenpistole zwischen den Knien Selbstmord begangen habe, könne als Toter sitzen bleiben, und noch dazu mit der Maschinenpistole auf dem Schoß — das ist einfach grotesk. Aber genau so steht es in dem Bericht der Mordkommission. Wie ließ sich dieser Fehler berichtigen?

Baeza befahl Guijón, zu sagen, er selbst habe Allendes Waffe von sich weggeschoben, damit die Soldaten nicht denken sollten, er sei ein Kombattant. Später habe ihm General Pala-

Zwei Putsch-Generale widersprechen einander.

Palacios hatte tatsächlich seinen Soldaten befohlen, „nichts anzurühren" — aber das hatte er in dem brennenden Salón Rojo angeordnet. Die Leiche des Präsidenten befand sich nach 15 Uhr schon im Salón Independencia, aber sie war nicht von Palacios' Männern dorthin gebracht worden, sondern von den Geheimdienstlern, die General Baeza geschickt hatte, um den „Selbstmord" zu inszenieren.

General Pinochet hatte vom Hauptquartier aus Palacios den Befehl gegegen, „die Chefärzte der drei Teilstreitkräfte und der Sicherheitspolizei" in den Raum hereinzulassen, aber diese Militärärzte kamen gar nicht zur Moneda. Das wußte Palacios natürlich nicht, denn nach 16 Uhr hatte er keine Verbindung mehr mit den Männern, die Allendes „Selbstmord" in Szene setzten.

Daher widerlegt General Baezas Bericht die Aussagen General Palacios': „Als Präsident Allendes Tod erwiesen war, rief das Oberkommando Ermittlungsbeamte und Fachleute von der Mordkommission nach der Moneda und hielt Dr. Patricio Guijón Klein am Tatort zurück. Er schien verdächtig, Mitglied der GAP (Leibgarde Allen-

des) zu sein und den Staatschef ermordet zu haben." Diese Polizeibeamten hätten „70 Photographien" an Ort und Stelle aufgenommen.

Fassen wir zusammen: Palacios sagt: „Leichenbeschauer kamen von allen drei Teilstreitkräften." General Baeza sagt, nein, es waren „Fachleute von der Mordkommission". Palacios sagt, „die Soldaten" hätten die Aufnahmen am Tatort gemacht. General Baeza sagt, nein, die Photographien wurden von den Experten der Mordkommission aufgenommen, wie es in Wirklichkeit auch war.

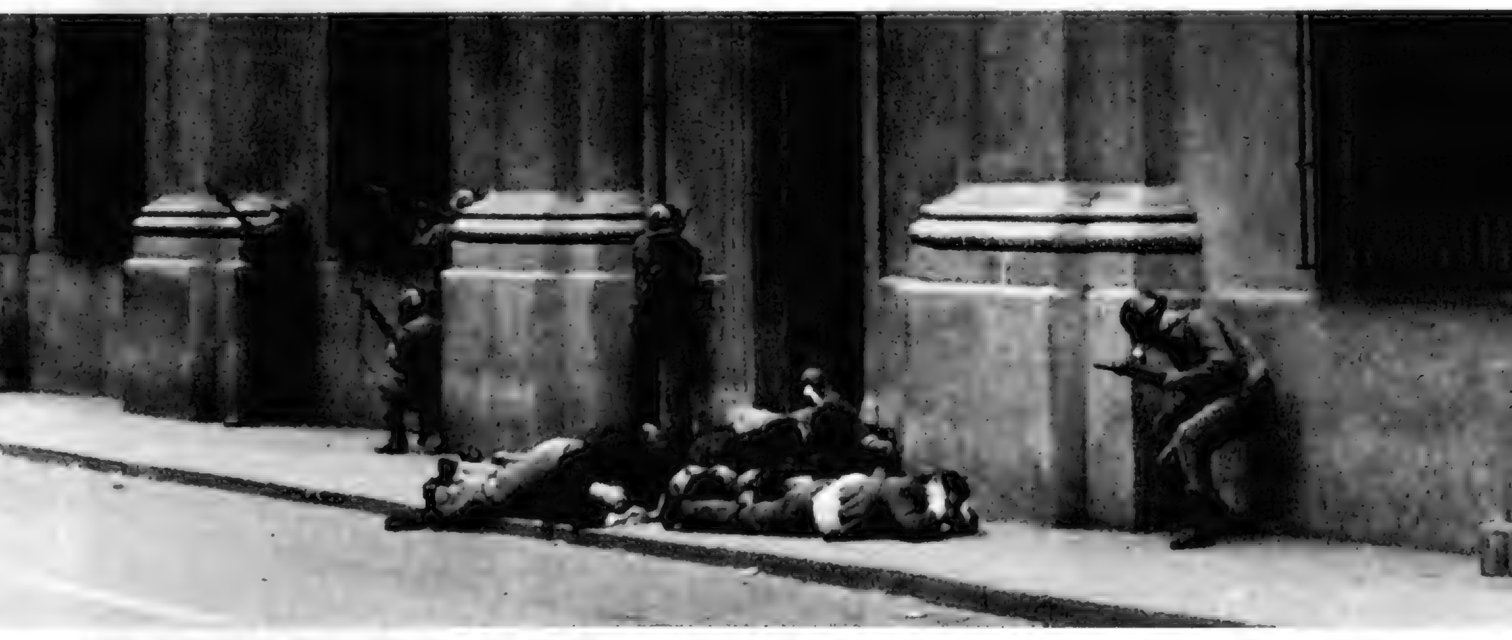
Und um dieses Bündel von Widersprüchen durch einen lyrischen Anhang zu ergänzen, hier noch ein Zitat aus dem Bericht der Leichenbeschauer, der jeden Zweifel an dem „Selbstmord" der Art des Selbstmords: der Kopf war praktisch in zwei Teile gerissen ..."

Welche Leiche erkannte er nicht, weil sie „so ärmlich gekleidet" war? Meint er den toten Allende im Salón Rojo, der von dem Infanteriestoßtrupp gegen 14 Uhr ermordet wurde? Oder meint er die Leiche Allendes im Salón Independencia, die von Männern des militärischen Geheimdienstes (SIM) zwischen 15 und 16 Uhr „selbstgemordet" wurde?

Die Leiche Allendes im Salón Rojo trug einen grauen Pullover mit Rollkragen und blaue Hosen, die nach Stunden des Kampfes zerknittert, rußig, fleckig und schmutzig waren. Der Pullover war von einem halben Dutzend Schüssen in der Bauchgegend durchlöchert. Und zu dieser Leiche paßt auch die Aussage: seinen Rücktritt anbot. Der General brüllte: „Geschieht uns ganz recht, wenn wir mit so blöden Hurensöhnen zusammen arbeiten!"

Gemeint war Federico Willoughby MacDonald, Pressesprecher der Militärjunta, der über Allendes „Selbstmord" eine Mitteilung verfaßt hatte, die der Presse am Mittwoch, dem 12. September, um 14.30 Uhr ausgehändigt worden war. Sie hatte Baeza in Wut versetzt, weil sie eine Fülle von Ungenauigkeiten enthielt, die später Schwierigkeiten hervorrufen konnten — vor allem, weil sie als „offizielles Kommuniqué der Militärjunta der Regierung" erschienen war. Es hieß darin:

1. Gestern, Dienstag, um 13.09 Uhr bot Salvador Allende an, sich bedingungslos den Streitkräften zu ergeben.



Straßenkampf im Regierungsviertel von Santiago: Drei Stunden vor dem Ende ein letzter Appell im Wintergarten

Allendes ausräumen sollte: „Die Analyse der Haut von Händen und Kinn ergab, daß Pulver vorhanden war, verursacht durch die Benutzung der Schußwaffe."

Bei einem simplen Selbstmord ist dies oft ein schlüssiger Beweis. Aber was beweist es in Salvador Allendes Fall? Er hatte viereinhalb Stunden mit seiner eigenen Waffe gekämpft.

Bei seiner Rückkehr nach Chile erfuhr General Palacios die Neuigkeit, daß seine Truppen einen Regierungspalast erobert hätten, „der sich ergeben hatte". Er änderte seine in Bogotá abgegebene Erklärung ab und verlas in der ersten Oktoberwoche 1973 eine neue Version, die besser zu dem offiziellen Bericht Baezas paßte. Und doch läßt sich Palacios von seinen wirklichen Eindrücken fortreißen und setzt überflüssigerweise hinzu:

„Ich muß gestehen, daß ich Allende nicht erkannte, ärmlich gekleidet, wie er war, als wir ihn fanden, und wegen „Ich erkannte Allende nicht, ärmlich gekleidet, wie er war, als wir ihn fanden."

Wenn aber Palacios sagen wollte, daß er Allendes Leiche nicht erkannte, so wie sie später von SIM-Männern im Salón Independencia zur Vortäuschung eines Selbstmordes hergerichtet worden war, dann machte er einen groben Fehler.

Nach dem Bericht der Mordkommission war die Leiche Allendes nach dem „Selbstmord" nämlich so bekleidet: „Graue Tweedjacke, der unterste Knopf zugeknöpft; grauer, hochgeschlossener Pullover mit dunklem geometrischem Muster, weißes Sporthemd, dunkelgraue Hosen, weiße Socken, schwarze Schuhe und blaues seidenes Taschentuch mit roten Pünktchen in der oberen linken Tasche" — nicht gerade eine „ärmlich gekleidete" Leiche.

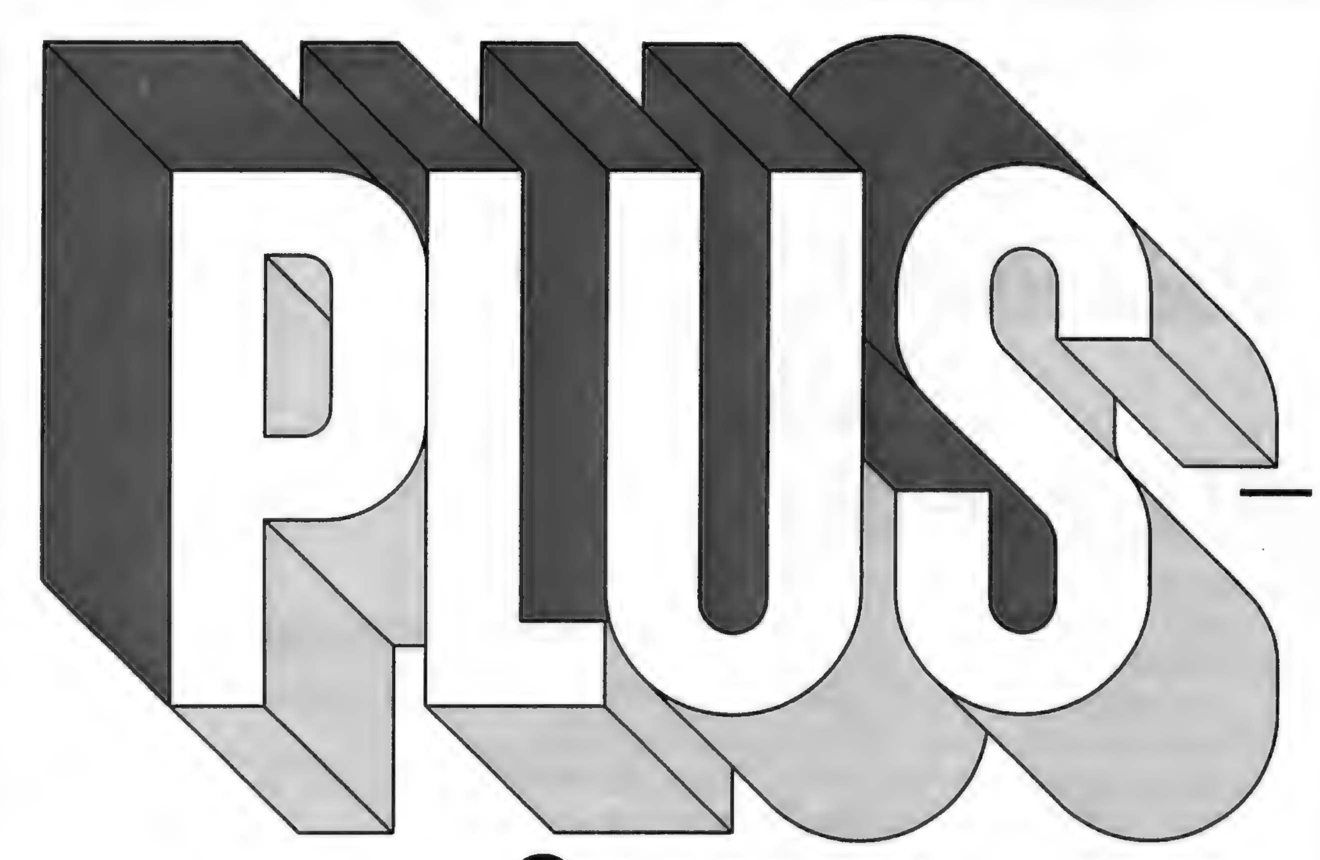
Die Widersprüche waren zu diesem Zeitpunkt schon so groß, daß General Baeza am 12. September in Gegenwart von Polizeibeamten General Pinochet

2. Zu diesem Zweck wurde sofort ein Stoßtrupp zum Palacio de La Moneda geschickt, doch dessen Ankunft wurde durch die geschickte Aktion von Heckenschützen verzögert, die eigens im Ministerium für öffentliche Arbeiten postiert waren.

3. Nachdem dieser Stoßtrupp die Moneda betreten hatte, fand er Señor Allendes Leiche in einem der Räume vor.

4. Nachdem die Leiche in das Militärkrankenhaus übergeführt war, wurde sie von einer Ärztekommission, bestehend aus den Chefärzten der Teilstreitkräfte und der Sicherheitspolizei und einem Leichenbeschauer, untersucht; sie stellten fest, daß die Todesursache Selbstmord war.

Baezas Wut war verständlich, denn nach diesem offiziellen Kommuniqué der Militärjunta war der „Kampf um die Moneda" kurz nach 13 Uhr zu Ende gewesen; die Einzelheiten des Kampfes waren aber inzwischen allgemein bekannt und noch dazu durch ein Kommuniqué des Verteidigungsministers vom vorhergehenden Tag, dem



Sparen spart was übrigbleibt

Eine neue Sparkassenidee schafft's.
Was viele schon oft wollten:
Sparen was übrigbleibt–
mit Plus-Sparen kann das nun jeder.
Sie erteilen Ihrer Sparkasse
einen Plus-Spar-Auftrag.
Und schon wird jeden Monat
der Rest vom Girokonto
auf Ihr Sparkonto übertragen.
Zinslose Kontoreste
bringen nun gute Zinsen.
So plus-sparen Sie laufend,
ohne sich festlegen zu müssen.

Sparkasse

11. September, bestätigt worden, in dem es wörtlich hieß: „Der Palacio de La Moneda ist um 14.50 Uhr in die Hände der Militärs gefallen." Und der Polizeipräfekt von Santiago hatte ausländischen Korrespondenten den Tod des gestürzten Präsidenten bestätigt, der „heute annähernd zwischen 13.30 Uhr und 14.00 Uhr eingetreten ist".

General Baeza hatte an diesem 12. September noch einen zweiten Grund, besorgt zu sein. Die Gruppen der bewaffneten Zivilisten, die den Staatsstreich unterstützten, setzten einen Kurzwellen-Sender ein, der am 11. September um 16 Uhr die Nachricht von Präsident Allendes Tod mit ungefähr folgendem Text verbreitet hatte:

„Achtung, Chile ... Achtung, die ganze Welt ... Hier Santiago 33 ... Hier ist das Freie Chile ... Allende ist eine Leiche ... Hauptmann Roberto Garrido hat den kommunistischen Tyrannen in seinem eigenen Palast hingerichtet. Hauptmann Garrido hat uns vom Marxismus befreit ... Hier spricht der Bund der Freien Chilenen ... Hier ist das Freie Chile ... Allende ist durch unsere glorreichen Soldaten hingerichtet worden ..."



Bombardierung der Moneda: Keinen Augenblick gezögert

Als General Baeza am 11. September spätabends von dieser Sendung erfuhr, ordnete er eine Untersuchung an, um herauszubekommen, wo sich dieser geheime Rundfunksender befand. Jetzt mußte er erfahren, daß die Sendung im Verteidigungsministerium ausgestrahlt worden war, und seine unmittelbaren Vorgesetzten empfahlen ihm, die Untersuchung abzubrechen.

„Lassen Sie Ihre Waffen hier, wir werden sie brauchen!"

Wie sich die Ereignisse des 11. September 1973 in Wirklichkeit abspielten, läßt sich heute rekonstruieren:

9.20 Uhr: Allendes drei Militäradjutanten verlassen die Moneda, nachdem er ihnen gesagt hat: „Die Generale, die Chile verraten, haben angekündigt, daß sie in fünf Minuten diesen Präsidentenpalast angreifen werden. Es steht Ihnen frei, nach Ihrem Gewissen zu handeln. Ich bleibe hier in der Moneda und leiste ihnen bis zur letzten Kugel Widerstand." Zeugen dieses Gesprächs waren Dr. Enrique Paris (ein Kommunist) und Dr. Eduardo Paredes (ein Sozialist), mehrere Journalisten der Unidad Popular und einige Minister.

Nachdem die Militäradjutanten den Palast verlassen hatten und in das Verteidigungsministerium gegangen waren, verbreitete der Sender der nationalen Agrargesellschaft die erste seiner Falschmeldungen über Allendes Kapitulation.

11.00 Uhr: Als die für diese Zeit angekündigte Bombardierung der Moneda ausblieb, meldeten die Putschistensender wieder, Allende habe sich ergeben. In Wirklichkeit hatte Allende jedoch die Generale aufgefordert, die Bombardierung noch zehn Minuten zu verschieben, damit „die Frauen und wer sonst will, dieses Gebäude vor dem Endkampf verlassen können".

Allende rief alle Zivilisten und Soldaten im Wintergarten zusammen. Dort wandte er sich an die Palastwache — fünfzig Sicherheitspolizisten mit ihrem Chef José Maria Sepúlveda Galindo — und sagte, wer wolle, könne die Moneda verlassen. Allende setzte hinzu: „Ich bitte nur um eines — daß Sie Ihre Waffen abliefern, ehe Sie den Palast verlassen .. Diejenigen von uns, die der Rebellion des Militärs Widerstand leisten wollen, werden sie brauchen." Alle Offiziere und Soldaten verließen die Moneda.

11.10 Uhr. Die ersten Frauen verlassen die Moneda, unter ihnen die Reporterinnen Frida Modak und Verónica Ahumada. Schon kurz vor dem Angriff der Rebellen, um 9.25 Uhr, hatte Allende seine Anhänger im Salón Toes-



General Pinochet, Pressechef Willoughby: „Mit so blöden Hurensöhnen ...

ca zusammengerufen und ihnen eröffnet: „Der Verräter General Baeza Michelsen hat mir mitgeteilt, daß sie die Moneda in zwei Minuten angreifen werden." Allende hielt eine kurze Ansprache:

„Keine Revolution kann siegen, wenn ihre Führer nicht verstehen, zu jeder Zeit und bis zum bitteren Ende ihre moralische Verpflichtung zu übernehmen. Doch es ist ebenso wahr, daß sinnloses Sterben der Sache der Revolution nicht dient. Daher bitte ich alle Männer, mich dabei zu unterstützen, die Frauen zum Verlassen des Palais zu bewegen, denn diejenigen von uns, die bleiben, werden bis zum bitteren Ende kämpfen."

Kurz nach 11.00 Uhr hatte Allende mit Baeza telephoniert und um „eine Feuereinstellung von zehn bis fünfzehn Minuten" gebeten, damit die Frauen evakuiert werden könnten. Beatriz Allende, die Tochter des Präsidenten, war Zeuge dieses Telephongesprächs.

„Der Präsident soll gehen — mit allen Miezen, die er will."

Allendes Bitte um eine Feuerpause war von General Pinochet als Kapitulationsangebot mißverstanden worden. Und als die ersten Frauen aus der Moneda herauskamen, rief General Pinochet aufgeregt die Befehlsstelle 5 an, Vizeadmiral Patricio Carvajals Koordinierungsstelle im Verteidigungsministerium. Das Gespräch wurde von einem Amateurfunker aufgefangen:

Geben Sie mir Admiral Carvajal ... Augusto an Patricio.

Einen Moment bitte, General. Hier Befehlsstelle 5.

Patricio, je früher der Präsident weggeht, desto besser, mit allen Miezen, die er will ... allen Miezen, die er will ...

Nicht alle, nicht die GAP (Leibwächter) ... nicht alle. Gerade eben haben sie gesagt, fünf Frauen ergeben sich.

Aus der Moneda ins Flugzeug ... alter Freund ... spiel nicht mehr mit ihm ... halte sie fest im Zaum ... wir wollen keine Schwierigkeiten haben ... keine GAPs mit ihm ... allen GAPs soll der Prozeß gemacht werden ... halt ihn scharf bewacht, weil sie ihn herausschmuggeln könnten ...

Um diese Zeit wurde in den Industriebezirken Los Cerillos und Vicuña Mackenna und in der Innenstadt gekämpft. General Augusto Pinochet, der in den Plan Alpha Eins (Allendes Ermordung) nicht eingeweiht war, glaubte, der eigentliche Zweck des Angriffs auf die Moneda sei es, Allende herauszuholen, in ein Flugzeug zu setzen und ins Exil zu fliegen.

Kurz nach 11.15 Uhr begriff Pinochet, daß die Moneda nicht kapituliert hatte. Er befahl eine zweite Feuereinstellung und verlangte, Präsident Allende zu sprechen. Allendes Antwort ist überliefert: „Ich verhandele nicht mit Verrätern, und Sie, General Pinochet, sind ein Verräter."

Zugleich aber hielt Allende es für nützlich, Verhandlungen auf „zweiter Ebene" zu führen. Er beauftragte Fernando Flores, den ehemaligen Finanzminister, Daniel Vergara, Staatssekretär im Innenministerium, und Osvaldo Puccio, seinen Privatsekretär, sich als „Gesandte" ins Verteidigungsministerium zu begeben, um mit den Generalen über die Bedingungen einer „politischen Regelung" der Situation zu verhandeln.

Um 11.30 Uhr verließen diese drei die Moneda. Sie wurden unter militärischem Schutz zu dem nahe gelegenen Verteidigungsministerium geleitet.

Palacios wartet vergebens auf die Kapitulation.

Um die Verhandlungen von vornherein zu blockieren und Plan Alpha Eins in die Tat umzusetzen, gab General Leigh den Befehl, die Moneda zu bombardieren. So wurden die drei Abgesandten, während sie immer noch in einem Zimmer des Ministeriums warteten, Zeugen der Bombardierung des Palacio de La Moneda.

Der Luftangriff begann um 11.56 Uhr. Einer der beiden Piloten, die mit ihren „Hunter"-Jagdbombern den Angriff flogen, berichtete später:

„Ich war sehr unruhig. Es war ein Schock für mich. Schließlich sollte ich mein eigenes Land angreifen, aber es gab keinen Augenblick des Zögerns oder der Angst. Wir waren immer bereit, jeden Befehl zu befolgen. Die Präzision? Schließlich haben wir ständig mit Zielen geübt, die kleiner sind als der Regierungspalast, 200-Liter-Fässern oder Teilen von Panzerchassis."

Die beiden Maschinen griffen zwischen 11.56 Uhr und 12.15 Uhr neunmal an. 18 Raketen schlugen in dem 200 Jahre alten Gebäude ein.

Zwischen 12.15 Uhr und 12.20 Uhr wartete General Javier Palacios an der Alameda-Ecke des Verteidigungsministeriums auf das Zeichen der „Kapitulation". Aber es blieb aus. Er befahl, die Moneda mit den Kanonen der Sherman-Panzer aus der Morandé- und Monedastraße heraus anzugreifen;



... müssen wir nun arbeiten": **Polizeichef Baeza***

* Mit Munition aus Geheimlagern von Junta-Gegnern, 1974.



Gefangene Allende-Anhänger, Sieger nach dem Putsch: „Es ist die Hölle"

gleichzeitig ließ er Infanteristen in Zangenbewegung hinter den Panzern und durch die Teatinosstraße vorrükken.

Heftiges Maschinengewehrfeuer und zwei Schüsse aus Bazookas aus dem Inneren der Moneda veranlaßten Palacios, das Vorrücken der Panzer zu stoppen; die Infanterie konnte unter dem heftigen Beschuß nicht zusammen mit den Panzern vorgehen. Um 13 Uhr fragte Palacios bei Pinochet an, was er tun sollte, da er ohne einen zweiten Luftangriff nicht vorankomme. General Pinochet befahl ihm, vorübergehend das Feuer einzustellen.

13.05 Uhr. Pinochet berät sich mit Patricio Carvajal und befiehlt ihm dann, Allendes Sekretär Osvaldo Puccio mit den schriftlich fixierten Kapitulationsbedingungen in die Moneda zurückzuschicken. Pinochet weist Carvajal an, auf dem Schriftstück zu erklären: „Der Präsident wird sicheres Geleit erhalten, um mit seiner Familie und allen sonstigen Personen, die er mitnehmen will, das Land zu verlassen."

Die Telephonverbindung zur Moneda reißt ab.

Aber Carvajal unterschlägt diese Erklärung. Er schickt Puccio mit einer „bedingungslosen Kapitulation" und dem Befehl, „der Präsident solle sich dem Befehlshaber der Panzertruppen ergeben", in die Moneda zurück. (Es sei daran erinnert, daß der Plan Alpha Eins, den Carvajal kannte, als letzte Phase vorsah, Allende rasch zum Hauptquartier des 2. Panzerregiments zu bringen. Dort sollte der „Selbstmord" des Präsidenten erzwungen werden.)

Gleichzeitig befiehlt Vizeadmiral Carvajal, die beiden anderen Unterhändler Allendes als Gefangene in die Militärschule Bernardo O'Higgins im Osten der Stadt zu bringen. Osvaldo Puccio soll mit einem Armeejeep zur Moneda gefahren werden, doch wegen des heftigen Maschinengewehrfeuers muß der Jeep anhalten.

13.10 Uhr. Palacios läßt die Sherman-Panzer wieder vorrücken und das Feuer eröffnen; seiner Infanterie gibt er Befehl zum „letzten Angriff" auf die Moneda. Es gelingt den Soldaten, dicht an den Mauern des Gebäudes Schutz vor dem Maschinengewehrfeuer der Angegriffenen zu finden.

13.15 Uhr. Während des intensiven Beschusses fällt bei der Verteidigung des Präsidentenpalasts der Journalist Augusto Olivares Becerra, Direktor des nationalen Fernsehens und ein persönlicher Freund Allendes.

13.40 Uhr. Soldaten der Infanterieschule erstürmen durch den Haupteingang an der Monedastraße das Erdgeschoß des Präsidentenpalasts.

13.52 Uhr. Julio Timossi, Leiter der kubanischen Nachrichtenagentur Prensa Latina, ruft von seinem Büro aus in der Moneda an, um mit Allendes Wirtschaftsberater Jaime Barrios zu sprechen. Barrios, der zu der Gruppe gehört, die dem Angriff der Rebellen Widerstand leistet, sagt zu Timossi:

„Wir kämpfen bis zum Ende. Allende ist ganz in der Nähe und schießt mit seiner Maschinenpistole. Es ist die Hölle — der Rauch erstickt uns. Augusto Olivares ist tot. Der Präsident hat vor ein paar Stunden Flores, Vergara und Puccio als Unterhändler losgeschickt — offenbar will er schriftliche Garantien für die sozialen Errungenschaften der Arbeiter haben — ich glaube nicht, daß er zurücktritt . . ."

Mehr Einzelheiten kann Julio Timossi nicht erfahren, da jetzt die Verbindung abbricht. Die Telephone in der Moneda bleiben stumm.

14.00 Uhr. Acht Minuten nach diesem Telephonanruf erobern Soldaten der Infanterieschule das Haupttreppenhaus, das zu den Büros des Präsidenten führt.

Sechs oder sieben Minuten später war Präsident Allende tot.

Gegen 14.45 Uhr, etwa 40 Minuten später, überwältigen die Soldaten in der Moneda die letzten Zivilisten, die noch Widerstand geleistet hatten. General Palacios zog die blutige Flagge weg, die Allendes Leiche verhüllte, und meldete seinem Oberbefehlshaber: „Auftrag ausgeführt. Moneda genommen. Präsident tot."

Ende



Junta-Führer Leigh, Pinochet, Merino, Mendoza: „Garrido hat den Tyrannen hingerichtet"

WAS MAN MIT DER MINOX C ALLES TUN UND LASSEN KANN.

Bestimmt haben Sie sich in einer stillen Stunde noch nie gefragt: „Kann man mit einer Minox C eigentlich um die Ecke knipsen?" *Sehen Sie, Sie haben nicht.* Aber wir haben einmal mitten ins volle Minox-Leben gegriffen und sind dabei – per Zufall – auf all die Fragen gestoßen, deren Beantwortung wir uns schon seit langem vorgenommen haben und von denen wir hoffen, daß Sie Ihnen von Nutzen sein werden.

DIE ERSTE FRAGE HAT HERR BÜRZEL. *(Walter Konrad Bürzel ist Werbekaufmann aus Frankfurt) „In meinem Beruf ist man immer auf der Jagd nach Anregungen. Daß ich dabei so erfolgreich bin – Kollegen nennen mich im Scherz gern einen abgebrühten Hund –, verdanke ich meinem fotografischen (!) Gedächtnis. Allerdings, der Markt wird immer härter und es wird zunehmend schwieriger – selbst mit der Minox C – unauffällig zu bleiben. Was kann man da machen?"*
DIE RICHTIGE ANTWORT: Für Sie gibt es nur eines: Den Sucherspiegel der Minox. Mit diesem kleinen Zusatzgerät stehen Sie im rechten Winkel zur wirklichen Aufnahmerichtung. Das heißt, unauffällig blicken Sie nach vorn und fotografieren nach rechts oder – nach links. Und holen sich so Anregung auf Anregung.
WENN SIE SICH DAS BITTE MERKEN WOLLTEN: MIT DEM MINOX-SUCHERSPIEGEL IST MAN SEINER UMGEBUNG UM 90 GRAD VORAUS.

HERR WÜNSCHNER (FEUERWERKER) MEINT KRITISCH: *„... seit nunmehr fast sieben Jahren habe ich meine Minox C und bin rundum zufrieden. Ich habe in den letzten Jahren viele schöne Schwarzweiß-Aufnahmen gemacht (mit den Agfapan-Filmen von 15 bis 27 DIN) und auch meine ersten Farbdias auf Minochrome sind prima. Hingegen hat es mich nicht vom Stuhl gerissen, als ich seinerzeit meine ersten farbigen Papierabzüge bekam. Sollte ich da einen wunden Punkt bei Ihnen berührt haben, dann brauchen Sie meinen Brief ja nicht zu veröffentlichen ..."*
DIE RICHTIGE ANTWORT: Was Ihnen seinerzeit passierte, lag tatsächlich am damaligen Film und nicht an Ihrem Stuhl. Ein wunder Punkt ist das allerdings nicht mehr, wie Sie aus der Veröffentlichung Ihres Briefes und an dem Kupon (unten rechts) leicht ersehen.
WENN SIE SICH DAS BITTE MERKEN WÜRDEN: SEIT HERBST 74 GIBT ES DEN NEUEN MINOCOLOR 2. DIESER PRACHT-FILM IST FEINKÖRNIGER, IST SCHÄRFER, WEIL ER EIN HÖHERES AUFLÖSUNGSVERMÖGEN HAT, UND ER IST LABORFREUNDLICHER. UND DAS ERGEBNIS SIND GLEICHMÄSSIG GUTE PAPIERABZÜGE.

HERR FEILER IST ARCHITEKT UND VOLLKOMMEN VERZWEIFELT: *„Ich brauche dringend ein paar gute Gründe von Ihnen: Wie kann ich meiner Frau klarmachen, daß wir uns eine Minox anschaffen müssen?"*
DIE RICHTIGE ANTWORT: Mit dem elektronischen Notizbuch namens Minox C kann man alles festhalten. Schwarz auf weiß. Oder in naturgetreuen Farben. Wie ein Haus wächst zum Beispiel. Noch besser: Wie Kinder wachsen. Man kann das mit der Minox C von ganz nah betrachten (20 Zentimeter zum Objekt) oder in der Totalen. Und immer scharf.
WENN SIE SICH DAS BITTE MERKEN WOLLTEN: ARCHITEKTEN UND INGENIEURE BEIDERLEI GESCHLECHTS HABEN DEN RICHTIGEN BERUF FÜR EINE MINOX.



MAN HÄLT DIE MINOX KAUM FÜR MÖGLICH.

FREDDY RIEMERL (GELEGENTLICHER GIPFELSTÜRMER) HAT ENTDECKT: *„Ich sage Ihnen nichts Neues, wenn ich darauf hinweise, daß man als fotografierender Bergfreund wegen des hohen Anteils an UV-Strahlung im Gebirge auf ein entsprechendes Filter nicht verzichten kann. Nun habe ich mir einmal Ihr Filterprogramm gründlich angeschaut und dabei entdeckt: Sie haben Grünfilter für Ihre Schwarz-Weiß-Fans und R 3-Filter und R 6-Filter für Farbdias. Alle hübsch in einer Box verpackt. Aber! Aber das wichtigste, das UV-Filter, das haben Sie nicht in Ihrem Zubehör-Programm.*
DIE RICHTIGE ANTWORT: Freddy Riemerl hat recht. UV-Filter finden Sie nicht im Aufsteckfilter-Programm von Minox.
WENN SIE SICH BITTE MERKEN WOLLTEN: DIE SCHLAUMEIER VON MINOX HABEN DAS UV-FILTER UND DAS GRAUFILTER IN JEDE MINOX-C-CAMERA EINGEBAUT.

HERR X. *(Name wird aus den bekannten Gründen nicht genannt.) „Umstände, die ich hier nicht näher beschreiben will, zwingen mich, oft in großer Eile größere Mengen von – sagen wir Akten und dergleichen – zu fotografieren, um sie einem Archiv, dessen Name hier nicht zur Debatte steht, zuzuleiten. Dabei machen mich die unterschiedlichen Formatgrößen dieser Unterlagen ganz kribbelig. Wenn Sie mir Vorschläge zur Abhilfe machen können, dann schreiben Sie mir postlagernd Bad Godesberg.*
DIE RICHTIGE ANTWORT: Lieber Herr ..., da gibt es zum Reproduzieren von Dokumenten-Schriftstücken ein spezielles Reproduktionsstativ von Minox. Es läßt sich blitzschnell auf- und abbauen und sogar ganz klein machen – zum Transport. Dieses gute Stück läßt sich jeweils auf die Vorlagengrößen DIN A 4, A 5 und A 6 einstellen. Die Camera selbst ist dabei verwacklungssicher aufgehoben und befindet sich automatisch immer in der richtigen Entfernung zur Vorlage.
WENN SIE SICH BITTE MERKEN WÜRDEN: IN DER TAT ERLAUBT IHNEN DAS REICHHALTIGE MINOX-SYSTEM-ZUBEHÖR-PROGRAMM ALLE MÖGLICHEN SCHIKANEN.

ROLF VON DER BOCKELMÜHLE, KEINE BERUFSANGABE: *„Im Wald und auf der Heiden, da find' ich meine Freuden. Wie wahr, wenn ich nicht auf meiner täglichen Foto-Pirsch nach frischen solaris vulpae ein Teleobjektiv für meine Minox C so schmerzlich vermissen würde ..." Anmerkung: solaris vulpae = Sonnenanbeterinnen.*
DIE RICHTIGE ANTWORT: Gut, daß Sie fragen. Es gibt zunächst einmal die erfreuliche Tatsache, daß Sie ohne Vorsatzlinse bis auf 20 Zentimeter an Ihre solaris vulpae rankönnen, wenn Sie ran können. Es gibt aber auch einen Spezialhalter, mit dem Sie Ihre Minox C an Ihren Feldstecher koppeln können. Sie fotografieren so mit der Minox durch den Feldstecher und haben bei einem 8fach-Feldstecher die Bildwirkung einer 400 mm Telekanone an einer Kleinbildkamera.
WENN SIE SICH BITTE MERKEN WÜRDEN: WIR EMPFEHLEN DEN BESITZERN VON GUTEN FELDSTECHERN DRINGEND DEN KAUF EINER MINOX C.

EINE ANTWORT FÜR ALLE MINOX-C-FREUNDE, DEREN FRAGE HIER NICHT ZUR BEANTWORTUNG GEKOMMEN IST: Minox hat für seine Kleinstcameras ein komplettes Zubehör-Programm, das jedem nahezu alles erlaubt! Das reicht vom Minox-Diaprojektor bis zum Minox-Vergrößerungsgerät – und ein eigenes Filmlesegerät, mit dem Sie Repronegative auf der Mattscheibe wie einen Brief lesen können, gibt es obendrein.
WENN SIE SICH BITTE ANSCHLIESSEND NOCH MERKEN WÜRDEN: MIT DER MINOX C KANN MAN NAHEZU ALLES TUN ODER LASSEN.

Wir haben Herrn Wünschner in dieser Anzeige einen Kupon versprochen. Hier ist er – für alle, die etwas wirklich Erstaunliches und etwas ganz Selbstverständliches haben wollen.

GEGEN EINSENDUNG DIESES KUPONS BEKOMME ICH: Die erstaunlichen Original-Farbabzüge vom neuen Minocolor-2-Film. Und selbstverständlich legen mir die Minox-Leute einen ausführlichen Farbprospekt, der mir alles über die Minox C und BL erzählt, dazu.

Name: ____________________

Adresse: ____________________

____

AB GEHT DIE POST AN MINOX GMBH, ABT. 54, 63 GIESSEN 1, POSTFACH 60 20.

INDIEN

Befehl von ganz oben

Der Ausnahmezustand mit Zehntausenden willkürlichen Verhaftungen war Indira Gandhi noch nicht genug. Ein neues Gesetz verhindert, daß verhaftete Oppositionelle mit Hilfe der Justiz wieder freikommen.

In der Hauptstadt begann das große Saubermachen. Die Regierung Indira Gandhis verbannte alle Gehsteig-Siedler und Straßenhändler aus Delhi — Ausnahmezustand, Ordnung.

Auch die Andenken- und Devotionalien-Stände rund um Dschama Masdschid, die große Moschee in Alt-Delhi, wurden abgerissen. Die Trödler, die dort seit Jahrzehnten ein paar Rupien verdienten, sollten ihre Stände außerhalb der Stadt wieder aufstellen — doch dort gibt es keine Kunden.

Ein paar Betroffene wandten sich an einen Nothelfer — Inder Mohan, 52, einen Mann mit besten Beziehungen zu den Gewerkschaften und zur CPI, der moskautreuen indischen KP, die Indira Gandhi vorbehaltlos unterstützt und auch als einzige nebst der Regierungspartei den Ausnahmezustand begrüßte.

Mohan beriet sich mit Genossen. Die waren der Meinung, in dem Fall könnte nur einer helfen: Sandschaj Gandhi, 28jähriger Sohn der indischen Diktatorin, ein Mann mit korrupter Vergangenheit und, wenn es nach ihm und Mama geht, großer politischer Zukunft.

Inder Mohan suchte den Gandhi-Sproß auf und bat ihn um Unterstützung für die vertriebenen Händler. Sandschaj wollte nicht, die Argumente wurden hitziger und lauter, schließlich flog der Bittsteller hinaus.



Diktatorin Indira Gandhi
Dem Land einen Kinnhaken verpaßt

Am selben Abend — Inder Mohan hatte seinen Diener eben gebeten, das Essen zu servieren — brachen elf Männer in das Haus des Junggesellen ein. Sie fielen über Mohan her, beschimpften ihn als „Bahintschad“ (Schwesternficker), rissen ihn an den Haaren und schlugen ihn auf Kopf und Geschlechtsteil.

Der Diener rannte hilfeschreiend aus dem Haus. Bevor er zurückkam, hatten die späten Besucher Mohan weggezerrt. Sie trieben ihn, an den Händen gefesselt, zu der sieben Kilometer entfernten Darjagandsch-Polizeiwache. Als Mohan nach dem Grund der Festnahme fragte, erhielt er die Antwort, der Befehl komme von „ganz oben“.

Am nächsten Tag brachten die Häscher den Häftling in eine andere Polizeistation nahe der Dschama-Moschee. Dort wurde er in die Latrine gesperrt und weiter mißhandelt. Nach drei Tagen fand ein Anwalt Mohan und bekam den physisch und psychisch Gebrochenen gegen Kaution frei.

Das passierte Anfang Oktober. Mohan hatte Glück — denn seit Ende vorletzter Woche hätte er keine Chance mehr gehabt, freizukommen.

Indira Gandhi, die das 600-Millionen-Volk seit Juni mit Terror regiert, war es nicht genug, insgesamt etwa 120 000 politische Gegner eingesperrt zu haben, denn etliche von den Inhaftierten, die Geld oder Freunde hatten, kamen mit Hilfe cleverer Anwälte und der Gerichte wieder frei.

Das galt freilich nur für die weniger Prominenten, wie den indischen Korrespondenten der Londoner „Times“, Kuldip Najar, der ohne Angabe von Gründen eingesperrt worden war und den ein mutiger Richter deswegen nach 48 Tagen wieder freisetzte.

Gefährlichere Gegner der Regierungschefin blieben in Haft — etwa Jaja Prakasch Narajan, 73, Führer und Symbol der vereinten Anti-Indira-Opposition, die Indiens bisher letzte Wahlen im Bundesstaat Gudscharat gewann.

„J. P.“, wie die Inder den einst engsten Mitkämpfer ihres Freiheitshelden Mahatma Gandhi nennen, war noch in der Nacht der Verkündung des Ausnahmezustands verhaftet worden — wie wenn in Bonn eine CDU-Regierung Willy Brandt festsetzen würde, weil sie seine Macht fürchtet.

Seither sitzt der Greis in Einzelhaft. Er leidet an Herzschwäche, Zuckerkrankheit, Nierenunterfunktion. Er darf weder lesen noch schreiben. Nur ein Besucher ist ihm im Monat erlaubt. Proteste von Freunden und Verwandten blieben ebenso fruchtlos wie Versuche, ihn mit juristischen Mitteln freizubekommen.

Seit Mitte Oktober ist die Lage für J. P., für alle anderen politischen Gefangenen und jene, die noch hinzukommen werden, hoffnungslos. Per Präsidenten-Order verfügte die Regierung, daß die Behörden über keine Verhaftung nach dem berüchtigten Gesetz für Innere Sicherheit mehr Auskunft geben müssen — auch keinem Gericht mehr. Und das Dekret gilt rückwirkend vom 29. Juni an. Es bedeutet, daß keiner der vielen zehntausend eingesperrten Gegner der Diktatorin Indira Gandhi mehr eine legale Möglichkeit hat, freizukommen. Es bedeutet auch, daß ab sofort jedermann in Indien, ob Inder oder Ausländer, jederzeit ohne Angabe irgendeines Grundes verhaftet und ohne Richterspruch beliebig lange festgehalten werden kann.

Die Regierung, die nach jüngstem Urteil der Reserve Bank of India nach wie vor auf Auslandshilfe angewiesen ist — und im eben abgelaufenen Fis-



Demonstranten, Polizei in Neu-Delhi*: Jedermann kann jederzeit verhaftet werden

* Wenige Tage vor Verkündung des Ausnahmezustandes.

ANNO
1810

Dujardin
Imperial

Reicher alter Weinbrand.

Sein Reichtum
öffnet Herz und Sinne.

kaljahr etwa 3,2 Milliarden Mark an Auslandskrediten kassierte —, bemüht sich, nach außen hin auch den jüngsten Unrechtsakt als Maßnahme zur Straffung der nötigen Disziplin im Land hinzustellen. Sie möchte vor allem die USA zur Wiederaufnahme der nach dem indo-pakistanischen Krieg von 1971 stark gekürzten Hilfe bewegen.

Indiens Außenminister Tschawan besuchte unlängst Washington, Präsident Ford bekundete dabei sein Interesse an einem Besuch in Indien. Das Magazin „Time" zitierte einen — offenbar amerikanischen — Diplomaten, der befand, Indira habe ihrem Land einen „wahrscheinlich notwendigen Kinnhaken" verpaßt. Trotz eines „unbestreitbaren Zuges zu totalitärer Regierung und der Abschaffung gewisser Bürgerrechte" fand „Time" Indien „im Wortsinn noch immer eine Demokratie".

Es wäre eine sehr seltsame Demokratie. Denn weniger Rechte als in Indien mögen Bürger heute allenfalls im Chile des Folter-Generals Pinochet, im Albanien des Stalinisten Enver Hodscha oder im Uganda Idi Amins haben.

ENGLAND

Altar des Schwindels

Der rätselhafte Ex-Minister und Labourabgeordnete Stonehouse sprach vor dem Unterhaus. Er bescheinigte sich „psychischen Selbstmord".

Der Mann benahm sich wie ein Aristokrat, erinnerten sich die Postbeamten. Und eben deshalb war er Australiens Polizei suspekt.

Nahezu täglich erschien er im Zentralpostamt zu Melbourne und fragte nach Post aus England. Interpol aber suchte Lord Lucan, Nachtclub-Beau und Mitglied der britischen Society, „dringend verdächtig", das Kindermädchen der Familie ermordet zu haben.

Der Mann, den die Fahnder griffen, war nicht der Mörder. Sein Name, laut britischem Reisepaß: Joseph Arthur Markham. Markham hatte seine Wohnung auf den Namen Donald Mildoon gemietet. Beide aber, ermittelte die Kripo, waren tot, gestorben im englischen Wahlkreis Walsall North, den ein britischer Labour-Abgeordneter namens John Stonehouse vertritt.

Markham *war* Stonehouse, um den daheim auf der britischen Insel die Witwe trauerte und sich Gedanken machte, ob wohl jemals eine Lebensversicherung ausgezahlt würde, „falls die Leiche nicht gefunden wird".

Am vergangenen Montag tauchte der verschollene Abgeordnete, Ex-Minister für Luftfahrt und für Technologie, im britischen Unterhaus wieder auf, bereit, sein „bizarres und außergewöhnliches Verhalten" für die Unterhaus-Kollegen öffentlich zu erklären — nahezu ein Jahr, nachdem er, wie es zunächst schien, vor Miami Beach ertrunken war.

Vorübergehend wurde Englands Parlament eine Art Psychiater-Couch für John Stonehouse. Eine der absurdesten Stories aus dem Britannien der Gegenwart kam der Aufklärung näher.

Ein australischer Psychiater, so Stonehouse, habe bei ihm einen Nervenzusammenbruch, einen „psychischen Selbstmord", diagnostiziert. Der echte Stonehouse sei sich selbst zu einer Belastung geworden, habe miterlebt, wie Ideale, für die er gearbeitet hatte, etwa die Unabhängigkeit für Bangladesch und ein demokratisches Uganda, abgeglitten seien in Chaos und Diktatur. So sei schließlich dieser Stonehouse, sagte



Ex-Minister Stonehouse
„Götter der Heuchelei befriedigen"

der andere, unfähig gewesen, den Streß noch hinzunehmen: „Er mußte gehen."

Diese Rede deutete eher auf Krankheit denn auf Täuschung: Im Juli 1974 hatte Stonehouse, der Ende der sechziger Jahre als einer der talentiertesten Minister unter Wilson galt, mit einer Geburtsurkunde des im März in seinem Wahlkreis gestorbenen Joseph Arthur Markham einen Reisepaß beantragt. Die dem Antrag beigelegten Stonehouse-Photos waren von einem inzwischen verstorbenen Abgeordneten-Kollegen als die des vermeintlichen Antragstellers Markham beglaubigt worden.

Niemals bemerkte Frau Barbara Stonehouse, „daß irgend etwas nicht in Ordnung war". Sie wußte, daß ihr Mann sich nach der Wahlniederlage Harold Wilsons gegen den Konservativen Edward Heath vorgenommen hatte, nach einem selbsterdachten Siebenjahresplan reich zu werden. Nur: Sei-

ne diversen Projekte — Weinhandel, Zementverkauf, Bankgründung — schlugen fehl. „Es schien keine Flucht möglich", so Stonehouse am Montag, „vor diesem furchtbaren Druck, der den Lebenswillen aus dem ursprünglichen Mann zu drücken schien."

Markham-Stonehouse flog nach Miami Beach und teilte sich dort: Stonehouse tat so, als sei er ertrunken, in Wahrheit reiste er als Markham zunächst nach Australien, dann zurück nach Kopenhagen, um „die Reaktionen zu verfolgen, die sich in Europa aus meinem Verschwinden entwickelten".

Die Briten fragten sich unterdessen öffentlich, ob nicht zutreffe, was der tschechische Spion Joseph Frolik 1969 der CIA verraten haben soll: Stonehouse sei einer von zwei Abgeordneten gewesen, die für den tschechischen Geheimdienst gearbeitet haben — was Wilson im Unterhaus zurückwies.

Nachdem Stonehouse im Dezember 1974 eher durch Zufall als dank intensiver Fahndung in Australien entdeckt worden war, telegraphierte er an seinen Parteichef Harold Wilson in der Downing Street, er sei „geistig umnachtet" gewesen oder leide an „einem Nervenzusammenbruch". Seine Staatsbürgerschaft wollte er aufgeben, von seinem Abgeordnetensitz zurücktreten. Es schien ihm „wenig sinnvoll, nach England zurückzukehren".

Verständlich: Dort war inzwischen Anklage gegen ihn wegen Urkundenfälschung, Diebstahls und Betrugs erhoben worden. Vergebens bat er acht Staatschefs und Premiers, die er persönlich kannte, um Reisepaß oder Asyl.

Scotland-Yard-Beamte brachten den Abgeordneten, dem erst nach einer rechtsgültigen Verurteilung sein Mandat aberkannt werden kann, von Melbourne in ein Gefängnis nach London zurück, gegen Kaution kam er frei.

Nun jählings ignorierte er die Forderung seiner Partei, das Mandat aufzugeben. Scotland Yard veröffentlichte, was in der Schweiz ermittelt worden war. Danach hatte ein Joseph Arthur Markham 87 476 Pfund (rund 460 000 Mark) auf drei Geheimkonten in Zürich überwiesen. John Stonehouse aber hatte noch im September erklärt, er besitze kein Kapital, um für seine Verteidigung zu zahlen.

75 Pfund (etwa 380 Mark) kassierte der Abgeordnete für einen Verteidigungsaufsatz, der nächste Woche in dem Londoner Literaturblatt „The New Review" erscheinen wird: Stonehouse-Gedanken zu Richard Nixon, der — wie Stonehouse — „zwei, vielleicht mehr als zwei Persönlichkeiten" hatte.

Alle Jahre, klagte der Unterhausabgeordnete, werde in den angelsächsischen Demokratien ein unglücklicher Mensch auf dem „Altar des Schwindels geopfert, um die Götter der Heuchelei zu befriedigen". ◆

Daß eine graue Woche plötzlich himmelblau endet, liegt nicht nur an einem Hoch über den Azoren.

Sondern an den preisgünstigen Wochenend-Tarifen von Christa Feckert.



Christa Feckert, Lufthansa-Tarifexpertin:
„Fragen Sie uns oder unsere Kollegen im Reisebüro nach dem Lufthansa-Wochenendtarif. Er macht Ausflüge mit Lufthansa zu 13 europäischen und 9 deutschen Städten bis zu 40% billiger. Und ein Wochenende wie jedes andere zu einem himmelblauen Erlebnis."



Flugscheine in über 700 IATA-Reisebüros mit Lufthansa-Agentur.

LH 25/75

EG-REGIONALFONDS

Brüsseler Spritzen

Selbst ausgefallene Projekte in der Karibik wollen Brüssels Eurokraten mit Steuergeldern fördern.

Gedacht war er für Eskimos und Eifelbauern, Viehhirten im Mezzogiorno und arme Iren, nutzen wird er vor allem den Großen: Der 4,8 Milliarden Mark starke Europäische Regionalfonds, von der EG-Ministerrunde im März dazu ausersehen, die Armenviertel der Gemeinschaft mit Arbeitsplätzen zu versorgen, läßt auch Weltkonzerne nicht verkommen.

Schon die erste Tranche von 588 Millionen Mark, die EG-Kommissar George Thomson in der vorletzten Woche freigab, versickerte auf ungewöhnliche Art: Italiens größtes privates Unternehmen, Giovanni Agnellis Autokonzern Fiat, etwa bekommt für sein Werk in Cassino 40 Millionen Mark aus dem Brüsseler Fonds überwiesen — die Fabrik wurde bereits in Betrieb genommen.

Der schwedische Kugellager-Multi SKF kann für das italienische Zweigwerk Modugno 3,7 Millionen Mark einstreichen — der Betrieb arbeitet seit Jahresbeginn auf vollen Touren.

Investitionen in kranken EG-Regionen, aber auch neue Arbeitsplätze in den gesunden Gebieten, hatte der EG-Rat im März verordnet, werden aus dem Fonds mit einem Zuschuß von 20 Prozent prämiert. 30 Prozent zahlt Brüssel für Infrastruktur-Maßnahmen wie Straßenbau oder Hafenanlagen, die „in unmittelbarem Zusammenhang mit der Schaffung von Arbeitsplätzen" stehen. Nur „ausnahmsweise" könnten auch Investitionen gefördert werden, die zur „Vorbereitung der Entwicklung" dienten.



EG-Regionalplaner Thomson
Golfklub für Guadeloupe

Konkreter mochten die Eurokraten nicht werden. Auch eine Vorschrift, daß die EG-Gelder nur für zusätzliche, nicht aus nationalen Sonderprogrammen geförderte Investitionsprojekte ausgezahlt werden, schien ihnen entbehrlich.

Die Holländer können deshalb ungeniert 7,4 Millionen Mark aus dem EG-Fonds ihrer Staatskasse gutschreiben, die eine Landstraße von Heerlen nach Maastricht subventioniert hatte. Die Bauarbeiten begannen 1967, fast die ganze Strecke ist längst für den Verkehr freigegeben.

Für eine touristische Schnellverkehrsstraße im apulischen Gargano, die „überall landschaftliche Ausblicke von großer Schönheit" bietet, gewährte Brüssel 40 Tage vor dem geplanten Ende der Bauarbeiten sechs Millionen Mark.

Zugunsten ihres eigenen Budgets setzten die Franzosen 4,3 Millionen Mark Beihilfe für eine „Telephonausrüstung" in ihrer Region Limousin durch, die ohnehin von Paris geplant war und überdies fast betriebsbereit ist.

Euro-Gelder schwimmen selbst nach Übersee — etwa zur französischen Karibik-Insel Guadeloupe. Dank der EG-Spende spart die Kolonie beim Bau von Museen und Swimming-pools sowie der Anlage eines Golf-Platzes und eines Reitgeländes 1,5 Millionen Mark.

Gut angelegt dürften dagegen jene zehn Millionen Mark sein, die den Grönländern für eine neue Radio-Station oder Landungsbrücken und Lagerhäuser überwiesen werden.

Fonds-Financier Bundesrepublik (für jede Mark, die nach Westdeutschland fließt, mußte Bonn fünf Mark einzahlen) kam bei der ersten Bewilligungsrunde nicht allzu gut weg.

Ohne Brüsseler Begründung wurde etwa der Antrag der Bitburger Brauerei abgelegt, die in der Eifel für eine neue Sudanlage 824 000 Mark beantragt hatte. Auch die Pläne für ein Sylter „Haus des Kurgastes" oder eine Eislaufbahn in Traunstein fanden bei den Brüsseler Geldverteilern keine Liebhaber.

Bonns Regionalplaner reagieren auf die Brüsseler Spritzen ungehalten: Solange nicht eindeutig Richtlinien erarbeitet seien, drohte das Wirtschaftsministerium, werde die Bundesregierung aus Protest keine neuen Anträge in Brüssel stellen.

Zwar bestehe auch im Kabinett Schmidt durchaus die Absicht, den Regionalfonds auch in Zukunft zu stützen. Eine Fehlentwicklung wie in der EG-Landwirtschaftspolitik aber werde nicht hingenommen werden. Wirtschaftsminister Hans Friderichs' zuständiger Förder-Fachmann Claus Noé versprach: „Dann geht das gewiß in die Hose." ◆

„In dieser holperichten Welt Sprünge machen"

SPIEGEL-Report über die Deutschen in Nordamerika

Einstein, Kissinger, von Braun; Arme, Sektierer, Verfolgte — seit mehr als drei Jahrhunderten ziehen Deutsche nach Amerika. 33 Millionen Deutschstämmige sind es heute, im 200. Jahr der Vereinigten Staaten, die stärkste Einwanderergruppe. Amerika sah in ihr mal das „Salz der Erde", mal die „verderbtesten Typen der Menschheit".

So sieht sie aus, die „Glorie Germaniens": Eine kräftige, blonde Weibsperson bietet dem theatralisch gefärbten Abendhimmel ein Lorbeerbüschel dar. Links oben posaunen himmlische Heerscharen, von rechts rollt die schwarz-weiß-rote Fahne des jungen deutschen Kaiserreichs heran, und hinter allem prangt der Kölner Dom.

Die Prachtkeramik, aus 1057 Majolika-Kacheln zum „heroischen Maß" (Prospekt) von 5,5 mal 4,3 Meter zusammengefügt, war 1893 ein Geschenk Kaiser Wilhelms II. an seine deutschen Landeskinder — in Chicago. Und die schmückten mit der „Glorie Germaniens" ihren großen Ballsaal im Germania Club.

Vorletzten Freitag standen die meisten Räumlichkeiten des Klubs leer. Im „Wagner-Zimmer" tagten elf Mitglieder des „Vereins zur Pflege und Förderung des Barbierquartett-Gesanges in Amerika", im Rittersaal ein Stockwerk darüber hockten 21 betagte „Schlaraffen" zu mittelalterlichem deutschen Mummenschanz beisammen, den diese Männerloge in der Wintersaison einmal wöchentlich betreibt. Thema des abendlichen Vortrags: „Durch Wälder und Fluren."

Im großen Ballsaal, zu Füßen der „Glorie Germaniens" aber, zuckten und zappelten 800 schwarze und puertoricanische Teenager von der Lakeview High School zum dröhnenden Sound ihrer Schulkapelle. Dann wurde es still im Saal, zärtlich umhüllte Ricky Gonzales, 17, die knochigen Schultern seiner Freundin Rita Morena, 16, mit einem rotsamtenen Krönungsmantel: Sie wurde soeben zur Fußballkönigin der Schule gekürt.

Das sei, trotz 750 000 Deutschamerikanern in Chicago, ein Zeichen sich wandelnder Zeiten, kommentiert der Geschäftsführer des Germania Club.

In Milwaukee, Winsconsin, Sitz so berühmter Bierbrauereien wie Schlitz und Pabst, Heimat 200 000 Deutschstämmiger, floriert am Stadtrand Dietzes Restaurant. Vormittags duftet der warme Leberkäs, und die Verkäuferinnen sagen: „Bitte schön, Frau Doktor, darf's ein Scheibchen mehr sein? Danke schön, Frau Doktor."

Die „Bavarian Inn", ebenfalls am Stadtrand gelegen, deren Festhalle 500 Menschen faßt, ist in diesen Wochen viel zu klein. Immer noch mal und immer noch mal wollen die Deutschen der Umgebung Oktoberfest feiern.



Turnverein bei der Steuben-Parade in New York

Doch auch in Milwaukee haben sich die Zeiten gewandelt. Die kleinen Geschäfte an der Teutonia Avenue im Zentrum, vor denen früher Tafeln hingen, daß auch Englisch gesprochen werde, sind ausgebrannt, verlassen, zugenagelt oder von Schwarzen übernommen worden. In der Steuben-Halle hat eine zwielichtige Bar namens „Plaza Phase IV" aufgemacht, und die Jefferson-Halle, in der die Deutschen früher alle Feste feierten, gehört jetzt einer schwarzen Baptistengemeinde.

Torrance, Kalifornien, 30 Autominuten von Los Angeles: Der „German South Bay Club" hat — am vorletzten Sonnabend — eingeladen zum Tanzfest mit „Kurs Bahia".

Durch den Raum flattern Papiergirlanden, Fischernetze, angefüllt mit Seegetier aus Plastik, baumeln von der Decke. Die „Roten Barone"



Heimatfest in Texas





Wandkeramik „Glorie Germaniens“, Männerbund „Schlaraffia“ in Chicago





Oktoberfest-Werbung in Kalifornien



Gesangverein „Milwaukee Liedertafel“

Deutschtum in USA: Auf den dorrenden Rebstock das Reis der Kultur?

spielen das Lied von Lili Marleen, von der schwarzbraunen Haselnuß und „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“. Es fließt das Bier, es wogt die Stimmung, 250 Männer und Frauen tanzen, singen mit, klatschen im Takt — ein rundum deutsches Fest, wie es viele der 800 000 Deutschstämmigen im Süden Kaliforniens eben feiern.

Auf dem Gelände von Torrance, einer früheren Mülldeponie der Millionenstadt Los Angeles, wo die Gase des Unrats von gestern immer noch abgefackelt werden, haben sie sich ein bayerisches Dorf gebaut, das „Alpine Village“, mit Herzchen in den Fensterläden.

Einen deutschen Bäcker gibt es, der Apfelstrudel führt, für 2,95 Dollar ein zähes, fettes „German Sauerbraten Beef Steak“, im „Alpen-Theater“ läuft die „Operette aus Wien“; „Eschbach's Alpine Delicatessen“ bieten Bahlsen-Keks und Dr.-Oetker-Backpulver, der Spielwarenladen lockt mit T-shirts, auf denen Porsche- und Mercedes-Embleme prangen, die „Alpine Importers“ führen deutsche Kreuzworträtsel und in Holz geschnitzte Weisheiten wie „Je oller, je doller“. Und in der Mitte all dieser Deutschtum-Hökerstätten steht abstoßend häßlich „Das Heimathaus“. Stätte der Begegnung für mehr als zwei Dutzend Deutschen-Vereine.

Deutsche in Amerika, Deutsches in Amerika, Deutschtum in Amerika — ist das alles, was von einem mehr als drei Jahrhunderte währenden Treck über den Atlantik geblieben ist? Die laute Blasmusik- und Sangesfreudigkeit der Deutschamerikaner, ihre Vorliebe für Sauerkraut, Bockwurst und -bier, ihre Vereinsmeierei, ihre Ritterburgen-Nostalgie?

Am Vorabend der Feiern zur 200jährigen Unabhängigkeit Amerikas scheint es begreiflich, daß sich Deutschamerikaner wie Deutsche hierzulande fragen, welchen Einfluß der Auswanderungsstrom der Deut-



Auswandererschiff um 1900: „Nie wieder Könige“

schen auf das Entstehen dieses Vielvölkerstaats gehabt hat.

Waren sie, wie das auch die Iren von sich sagen, das „Salz der Erde“ auf dem neuen Kontinent? Waren sie es, die dem dorrenden Rebstock Amerika das Reis Kultur erst aufpfropften, weil die Mehrheit der Angelsachsen ja doch, wie H. L. Mencken, deutschstämmiger Schriftsteller und Kritiker Amerikas, befand, „Ideen ... fürchtet fast so wie Menschen“? Oder sind diese Deutschen Amerikas, das größte Einwanderer-Kontingent überhaupt, untergegangen in dem Soziologen-Bild vom „Großen weißen Wal“, der gewaltig dick, dumm und träge die unpolitische, untertauchende, geistfeindliche Masse, kurz das „Middle America“, ausmacht?

Von allem ist wohl etwas wahr. Was Wunder, denn 33 Millionen Nordamerikaner, Teil von gut 214 Millionen, rühmen oder schämen sich, deutsches Blut in den Adern zu haben — oder sie erwähnen es nur beiläufig.

Fast alle diese Deutschen hat jener Gleichheit verheißende Moloch Amerika geschluckt. Und ließ er auch intellektuelle Sehnsüchte tausendfach unerfüllt, so befriedigte er freiheitliche doch häufig, materielle gar millionenfach.

Die Geschichte deutscher Immigration in die Vereinigten Staaten von Amerika ist keineswegs nur die Geschichte einer aufbrechenden, vor Hunger und Elend fliehenden anpassungswilligen Masse. Kaum eine andere Einwanderungsgruppe hat dieser neuen Nation und ihren Abziehbild-Idealen so unverhohlen den Spiegel vorgehalten, kaum eine andere Gruppe ist so sehr Wechselbädern von Anerkennung und Haß von seiten der „eigentlichen“, der angelsächsischen, Amerikaner unterzogen worden, kaum eine andere Gruppe von Immigranten hat solche Extreme totaler Identitätsverleugnung und überschäumenden Dünkels durchlebt wie die Deutschamerikaner. Kaum eine Gruppe schließlich war solchen Prüfungen ihrer Loyalität ausgesetzt, wie sie ihnen die alte Heimat mit zwei Weltkriegen bot.

Bevor noch William Penn 1682 und 1684 im Rheinland und in Frankfurt für sein „Heiliges Experiment“ Pennsylvania warb — ein Land an der Ostküste Amerikas, wo keine Armut, keine religiöse Verfolgung, keine Stände herrschen sollten —, hatten schon deutsche Handwerker in Boston gebaut, hatten schon deutsche Mennoniten am Delaware-Fluß gebetet.

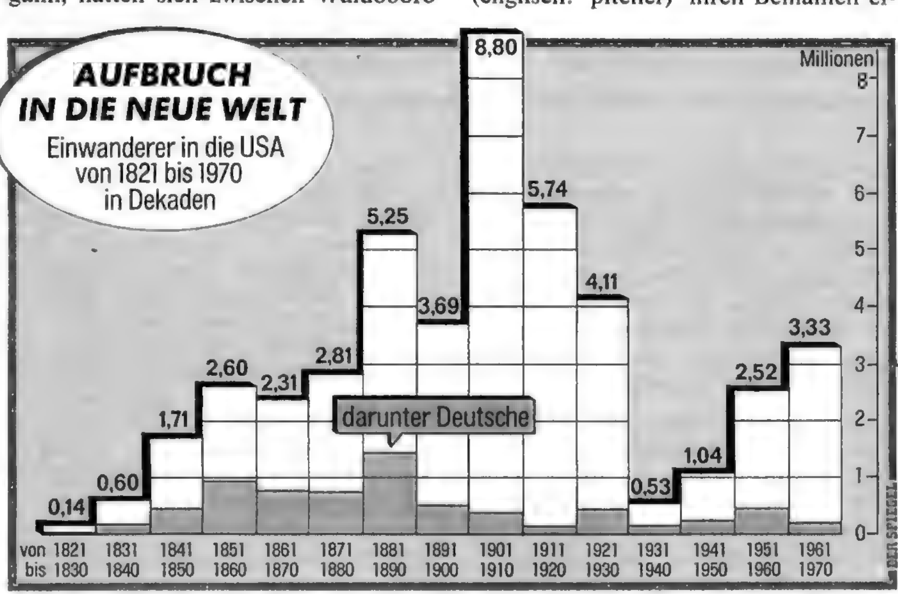
Als 1775 die amerikanische Rebellion gegen das britische Mutterland begann, hatten sich zwischen Waldoboro (Maine) im Norden und Neu-Ebenezer im südlichen Georgia knapp eine Viertelmillion deutsche Kolonisten niedergelassen — verjagte Sektierer, Seidenraupenzüchter und Hüttenarbeiter, sächsische Adlige und verarmte Bauern, die laut Richard O'Connor, Verfasser eines Buches über die Deutschamerikaner, eines verband: „Sie wollten nie wieder von Königen oder Duodezfürsten regiert werden.“

Die Hessen liefen über.

So war es erklärlich, daß die Mehrheit der deutschstämmigen Amerikaner auf der Seite der Unabhängigkeitstruppen stand. Übermäßigen kriegerischen Ruhm ernteten sie nicht, zumal sie bald auch einen Makel trugen, für den sie gar nichts konnten und der die deutschstämmigen Soldaten bis zum Ersten Weltkrieg verfolgen sollte: „Hessisch“ war zum Synonym für Desertion und Demoralisierung geworden. Denn mindestens 7000 von 29 875 deutschen, überwiegend „Hessen“ genannten Männern, die von ihren Landesvätern für den Überseekrieg des britischen Monarchen verhökert worden waren, liefen zu den Amerikanern über und blieben in dem Land, das sie eigentlich unterjochen sollten.

Mindestens zwei deutsche Namen jedoch sollten positiv in die US-Geschichte eingehen: der des selbsternannten Generalleutnants Baron von Steuben, der den Einheiten der Kontinentalarmee neben preußischem Drill auch Heiterkeit bescherte, indem er seinen Dolmetscher anwies: „Komm her und fluch für mich in Englisch“, und der Name Molly Pitcher.

Maria „Molly“ Hayes, geborene Ludwig, war gewiß keine Jeanne d'Arc — sie war an der Seite ihres Mannes als Marketenderin in den Krieg gezogen und hatte sich wegen ihres Kruges (englisch: pitcher) ihren Beinamen er-





Große Marlboro Western-Auktion:
Hol' Dir
ein Stück aus Marlboro-Country!
Marlboro versteigert 58 original Western-Artikel.
Zusätzlich Verlosung von Preisen im Wert von DM 50.000,-.
Die berauschende Einsamkeit endloser Ebenen, die den Blick klar und frei macht. Der Zehn-Stunden-Tag im Sattel, um ein paar tausend versprengte Rinder in den Corral zu treiben. Das einfache, ehrliche Leben von Männern, die stolz auf ihre Freiheit sind. Das ist Marlboro-Country.
Jetzt versteigert Marlboro einen im Westen gerittenen Sattel, das Gehörn eines Longhornbullen, einen über 100 Jahre alten Colt und 55 weitere Dinge aus dem Land der Cowboys. Jedes Stück ist echt und stammt aus der Zeit vor oder um 1920. Bieten Sie mit, bei der ersten großen Marlboro Auktion.
Völlig getrennt davon veranstalten wir noch eine Verlosung, denn sicher gibt es mehr Western-Freunde als Western-Fans.
Zu gewinnen gibt es: 1. Preis, Große Marlboro Abenteuerreise für 2 Personen, 16 Tage durch 3 amerikanische Nationalparks (oder DM 16.000,– in bar), 2.–6. Preis, je eine 16 Tage-Reise zur C Bar H Guest Ranch, Victorlaville, Kalifornien (oder DM 6.000,– in bar) und 150 mal je einen amerikanischen Silberdollar in einer Schmuckkassette.
Also: Gehen Sie spätestens bis zum 18. November 1975 zu Ihrem Tabakhändler, Lebensmittelhändler oder in Ihre Gaststätte. Dort oder bei Philip Morris GmbH, Marlbor Auktion, 6 Frankfurt/M., Postfach 900641, gibt es den reich bebilderten Auktionskatalog, in dem Sie auch die Teilnahmekarte fü die Verlosung finden (wichtig für alle, die nur an der Verlosung teilnehmen wollen).
Hol' Dir Dein Stück Marlboro-Country.
Das Gebot gilt, zum ersten, zum zweiten . . .
Filter Cigarettes
Marlboro
Marlboro.
Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer.

worben. Sieben Jahre lang pflegte sie Verwundete, kochte, lud Feldgeschütze, feuerte die Soldaten an, rauchte Pfeife, kaute Tabak und fluchte wie ein Artillerist. Die Soldaten bewunderten sie wegen ihrer Tapferkeit. Als sie eines Tages, im weiten Spagatschritt, nach einer Kartusche langte, berichtet der Soldat Joseph P. Martin, „sauste eine feindliche Kanonenkugel direkt zwischen ihre Beine". Gleichmütig soll sich Molly beglückwünscht haben, daß die Kugel nicht höher eingeschlagen sei. Und „langte noch einmal nach der Kartusche".

Kurz bevor 1787 die Unabhängigkeit der 13 Vereinigten Staaten vertraglich anerkannt wurde, trug sich ein junger Deutscher mit Auswanderungsabsichten: Friedrich Schiller. „Wenn Nordamerika frei wird", zitiert Ernst Fraenkel den Dramatiker, „so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holperichten Welt Sprünge einige machen, von denen man erzählen soll."



Kriegsheldin Molly Pitcher: Fluchen wie ein Artillerist

Das „Etwas" siedete gewiß in den Adern vieler junger Freigeister seiner Zeit, aber schon allzubald wurde die amerikanische Revolution im europäischen Bewußtsein verdunkelt: als 1789 mit dem Sturm auf die Bastille die französische begann.

Deutsche Intellektuelle betrachteten Amerika in der Folgezeit nicht selten mit Dégoût. In „dieses gottverfluchte Land", in dem „der widerwärtigste der Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt", sollten nach Heinrich Heine nur die „lieben deutschen Bauern" gehen.

Für Nikolaus Lenau entfaltete sich in Amerika „der Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit". Und: „Man meine ja nicht, der Amerikaner habe ein Vaterland, was wir so nennen, ist hier bloß eine Vermögensassekuranz." Was diesem Amerika, dem Staat „im Werden" noch fehlte, wußte Hegel: „Er ist noch nicht so weit vorgerückt, um das Bedürfnis des Königstums zu haben."

Zu Millionen strömten im 19. Jahrhundert Einwanderer ins Land und kolonisierten den ganzen Kontinent. Bis 1860 machten die Deutschen mit 1,3 Millionen etwa vier Prozent der gesamten Bevölkerung aus. Sie rekrutierten sich wohl immer noch aus landhungrigen Bauern, aber auch aus Goldsuchern, in den 30er Jahren aus den Opfern der berüchtigten Demagogenverfolgungen, später aus Liberalen und Sozialisten, die vor den Folgen der gescheiterten 48er Revolution flohen, aus Kommunisten, aus ein paar Verwegenen, die von Amerika aus ein deutschgeprägtes Weltreich errichten wollten, und schließlich aus einer Reihe radikalsektiererischer christlicher Kommunen, die in Amerika eigene Existenzentwürfe verwirklichen wollten.

Von der letzten Gruppe sind die „Amish" in Pennsylvania, in Ohio, Iowa oder Kentucky die langlebigsten, vermutlich, weil sie sich am halsstarrigsten gegen jeden äußeren Einfluß verwahrt haben (siehe Kasten Seite 170).

Experimente wie die des Vater Rapp störten die frühen Kolonisten aus England, Schottland und Irland wenig. Mehr irritierte sie, daß aus Deutschland abgeschobene Knastbrüder und Armenhausinsassen begannen, sich in Texas und Virginia niederzulassen, daß deutschstämmige Südstaatler sich weigerten, Sklaven zu halten, und, schlimm für die puritanischen Angelsachsen, daß die Deutschen am heiligen Sonntag bei Bier und Bockwurst in Ausflugslokalen Lieder sangen und sich an Blasmusik ergötzten. (John F. Kennedy dankte ihnen später dafür: „Unser tägliches Leben wurde von dem strengen und ernsten puritanischen Gepräge befreit.")

„Ich wünschte, sie würden nach Südamerika gehen", um dort „die faule, träge und degenerierte spanische Rasse hochzubringen", wütete Mitte des 19. Jahrhunderts der Kongreßabgeordnete Garrett Davis gegen den Einfluß der deutschen Einwanderer. In weniger als 50 Jahren, fürchtete er, würden die Deutschen „ein völlig eigenständiges Volk sein".

Die Sorge konnten manche Angelsachsen schon haben. Denn in Amerika waren die Ideen der „Gießen-Gesellschaft", die meist aus „30ern" bestand, nicht unbekannt geblieben: Ein „neues und freies Deutschland" sollte in Amerika geschaffen werden, das „vom Tag der Gründung an deutsch ist", in dem schließlich ein „Modell für die ganze menschliche Gesellschaft entsteht".

„Bauern mit Latein."

Diese 30er — großteils Journalisten und Juristen, Pastoren, Professoren und Lehrer — begriffen sich nicht selten als Träger einer höheren Kultur, die es den Amerikanern in der Wildnis erst noch beizubringen galt.

Hauptsiedlungen der Anhänger der „Gießen-Gesellschaft" entstanden in Belleville in Illinois, Hermann in Missouri oder auch in Texas. Da die Neubürger zunächst Farmer wurden, nannten die älteren Siedler sie halbspöttisch „Bauern mit Latein". Die Begegnung mit so einem Lateinbauern schildert Frederick Law Olmsted in seinem Buch „A Journey through Texas":

> Man wird begrüßt von einer Erscheinung in einem blauen Flanellhemd ... die Tacitus zitiert, in der einen Hand eine lange Pfeife und in der anderen ein Schlachtermesser hat . . . Man trinkt Kaffee aus Zinntassen, die auf Untertassen aus Meissener Porzellan stehen. Man sitzt auf Fässern und hört dabei eine Beethoven-Symphonie, die irgend jemand auf dem Flügel spielt ... Seine Bücherkiste ist zur Hälfte mit Klassikern gefüllt, zur Hälfte mit süßen Kartoffeln.

Knapp hundert Jahre später indes, 1929, konnte der englische Sozialhistoriker John A. Hawgood in der einst so deutschen Gegend um Belleville kaum mehr deutsche Einflüsse feststellen. Besser erging es den 48ern, unter ihnen Carl Schurz, der erklärt hatte, er „erwarte keine goldenen Berge in Amerika".

Er wurde einer der „politischen Generale" im Bürgerkrieg, der erste





Keine Verzögerung von Informationen!

Denn wichtige Mitteilungen und Ergebnisse werden gesprächsfrisch auf Kassette diktiert.

Nach dem Kundenbesuch diktieren Sie das Gesprächsergebnis sofort.

Sie zeichnen Konferenzbeschlüsse denkfrisch auf.

Wichtige Mitteilungen erreichen Ihre Adressaten rechtzeitig.

Eilige Anweisungen erhalten Ihre Mitarbeiter postwendend.

Das ist perfekte Kommunikation!

Zwei praktische Helfer aus dem Philips Diktiersystem:



Philips Taschendiktiergerät 95 und Philips Bürodiktiergerät 97

PHILIPS

Informations-Coupon

Bitte einsenden an

Philips GmbH Geschäftsbereich Bürotechnik, 2 Hamburg 1, Postfach 10 14 20

- [ ] Ich bitte um Beratung bei der Organisation meines Korrespondenzwesens (Philips Grobanalyse)
- [ ] Ich bitte um Vorführung des Philips Diktiersystems
- [ ] Ich bitte um Zusendung von Prospekten

Mein Name: ____________________

Ort (Postleitzahl): ____________________

Straße: ____________________

Firma: ____________________

„Ich finde diese jungen Dinger ohne BH's schamlos, alles drückt sich durch...und anmalen tun sie sich, daß es eine Schande ist... und dann trinken sie sogar dieses Zeug, Canadian Club oder wie das heißt..?"



Emma Mollig (53)

„Was soll man solchen schwergewichtigen Argumenten entgegensetzen."



**Susanne 'Susi' Schulz (22)
und Freund**

Die Jungen mögen das Neue,
mögen Canadian Club,
mit dem milden, unverwechselbaren Geschmack.
Canadian Club „on the rocks"
oder in Longdrinks mit Soda,
Cola, Ginger Ale.



Seit 1858

Canadian Club.
Der Geschmack eines jungen Landes.

deutschstämmige Senator, dann Innenminister — einer der erbittertsten Feinde der Korruption, Freund der Indianer und Vorkämpfer einer amerikanischen Sozialreform.

Friedrich Hecker und Franz Sigel wurden militärische Größen, berühmte Brückenbauer wie August Röbling gingen ans Werk, Ottmar Mergenthaler, ein deutscher Jude, erfand in Amerika die Linotype-Zeilensetzmaschine, Johann Eberhard Faber wurde reich mit seinen Bleistiften, an die erstmals Radiergummis angebracht waren. 1854 waren ein Drittel aller Ärzte im Staat New York Deutsche, und geflohene Journalisten konnten Geld verdienen bei den allenthalben aus dem Boden schießenden deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften: 317 waren es bei Ausbruch des Bürgerkriegs.

Die deutschen Juden, unter ihnen die Vorfahren der Seligmans und Belmonts, der amerikanischen Warburgs und der Loebs, fühlten sich jahrzehntelang voll dem Einwandererkreis der Deutschamerikaner zugehörig. Sie unterstützten dieselben Theater und Orchester, besuchten dieselben Klubs, lasen dieselben Zeitungen, sangen im selben Liederkranz und turnten im selben Verein wie ihre Landsleute aus der alten Heimat.

Turnerei und Musik nahmen in diesen Jahren einen gewaltigen Aufschwung — nicht immer zur Begeisterung der Angelsachsen. Sie waren Sport wohl gewöhnt — im Freien, aber daß nun in Hallen nach militärischen Kommandos gerackert, in Schützenvereinen scharf geschossen wurde, das kam ihnen arg preußisch vor. Musik — außer frommen Hymnen — war den Puritanern seit je abhold, und in der Harmonielehre, erzählt der Autor Viktor W. von Hagen in seinem Deutschamerikaner-Buch „Der Ruf der Neuen Welt", habe eine so naive Auffassung geherrscht, daß ein Arzt aus Virginia, als er ein Quartett hörte, sich über die „komischen" Deutschen nicht genug wundern konnte: „Wenn bei uns mehrere Leute gleichzeitig spielen", so der Arzt, „dann spielen wir wenigstens dieselbe Melodie, aber ihr vier spielt jeder ein anderes Stück."

Ganze Turnvereine an die Front.

Mehr als andere deutsche Einwandererwellen zuvor prägten die Deutschen dieser Zeit das öffentliche Leben in den USA. Was Wunder, daß es auch die Hoch-Zeit der „Know Nothings" und „Nativisten" war, wie sich die gebürtigen Amerikaner englischer Zunge nannten. In Cincinnati, Columbus, Louisville — Hochburgen des Deutschtums — gab es Mord und Totschlag. Deutsche Passanten wurden gesteinigt, das deutsche Theater in New

Meiner lieben Schwägerin
Bertha Ronge mit herzlicher Freundschaft und
zum freundlichen Angedenken. Sie sei versichert,
daß man ihrer auf den
Schlachtfeldern von Virginia mit Liebe gedacht.
C. Schurz.
Winterfeldzug 1862-63.



Minister Schurz, Schurz-Widmung 1862: Goldene Berge

Orleans brannte, sogar Neger schrien: „Kill the damned Dutch."

Die Antwort der Deutschen hieß in vielen Fällen: Verschanzen, wegtauchen vor der öffentlichen Kritik in eine identitätslose Masse — Grund für die Tatsache, daß die Deutschamerikaner als Ganzes niemals eine bedeutende Rolle im politischen Leben Amerikas gespielt haben.

Mit dem Bürgerkrieg (1861 bis 1865) rückte der Streit um die Deutschen zunächst in den Hintergrund. 1848 noch ein Herz und eine Seele, waren die Deutschen jetzt gespalten. Kein Deutscher im Süden hatte bei den Präsidentschaftswahlen für Abraham Lincoln, den Advokaten der Sklavenbefreiung, gestimmt, die Deutschen im Norden hatten ihm einen überwältigenden Stimmenanteil gegeben. Deutsche gehörten zu Lincolns engsten Freunden, aber unter seinen Mordverschwörern waren ebenfalls Deutsche.

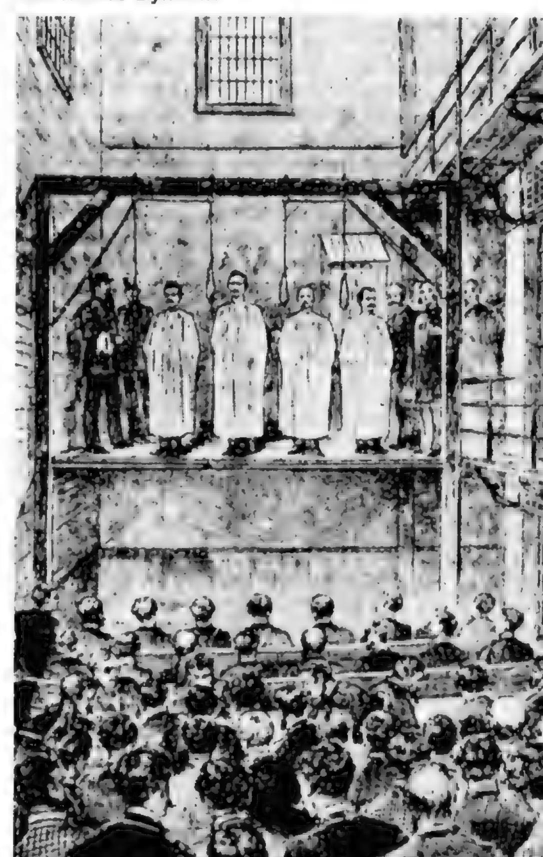
Die Leistungen der Deutschamerikaner in diesem Bruderkrieg werden in amerikanischen Geschichtsbüchern selten erwähnt, vielleicht, weil die Heeresleitung bei ihnen in der Schlacht von Chancellorsville Schneid vermißt hatte. Dabei hatten sie im Vergleich zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung mehr Freiwillige für die Truppen der Union gestellt als die gebürtigen Amerikaner oder Iren.

Ganze Turnvereine — jetzt zahlte sich der paramilitärische Drill aus — meldeten sich geschlossen an die Front, selbst das neutrale Baltimore entsandte eine stattliche Turnerriege. Das 5. und 11. New Yorker Regiment setzten sich fast ausschließlich aus deutschen und deutschjüdischen Mitgliedern des Liederkranzes und des Teutonia-Männerchores zusammen, und natürlich pfiffen, trommelten und bliesen unzählige Deutschamerikaner in den Regimentskapellen beider Seiten.

Kaum war der Bürgerkrieg zu Ende, da gerieten Deutschamerikaner erneut in den Verdacht, es mangele ihnen an Loyalität dem neuen Vaterland gegenüber: Sozialisten, Marxisten, Anarchisten, die meisten mit deutschen Namen, forderten laut, die Republik der Kapitalisten müsse durch einen Staat der Arbeiter ersetzt werden — und ihre Parolen fielen auf fruchtbaren Boden.

Eine große Wirtschaftskrise ließ seit 1873 die Arbeitsplätze knapp werden;

Hinrichtung der Haymarket-Revolutionäre 1887
Wertvolles Dynamit



„Jedes Frühjahr ein Kind in der Wiege“

Die deutschstämmige Amish-Sekte lebt noch wie im 18. Jahrhundert

Ein einsames Gehöft im Lancaster County, Pennsylvania. Davor stehen 24 zierliche Kutschen, graue Schachteln mit großen Rädern darunter. In der Scheune schnauben die Pferde. Autos sind hier nicht gelitten, ebensowenig Elektrizität, Radio, Fernsehen.

Denn hier wohnen die „Amish“, Überlebende jener rigorosen Sekte, der die Mennoniten im 17. Jahrhundert nicht mehr streng genug waren. 1693 setzte sich ein junger Eiferer namens Jakob Ammann ab und gründete seine eigene Kirche. Seine Anhänger wanderten Anfang des 18. Jahrhunderts aus und heißen nach ihrem Gründer die „Amish“.

Wie keine andere Einwanderergruppe haben sie sich dem Druck des amerikanischen Schmelztiegels widersetzt, sie sind zurückgezogen und scheu geblieben. Unter sich sprechen sie wie ihre Vorfahren, nämlich deutsch. Genauer: pfälzisch.

Genauso wie vor dreihundert Jahren leben, arbeiten und kleiden sich die Amish auch heute noch. Moderne Technik ist für sie Teufelswerk. Wer sich ihrer bedient, wird mit radikaler Isolation bestraft. Mit ihm darf nicht geredet, gegessen, geschweige denn geschlafen werden.

Die Frauen sehen aus wie von einem holländischen Meister des 17. Jahrhunderts gemalt: straff gescheiteltes Haar unter Organdy-Häubchen, kragenlose Kleider in gedeckten Farben unter schwarzen Satinschürzen. Die Männer tragen schwarze reverslose Joppen aus schwerem Stoff, darunter offensichtlich handgeschneiderte Hemden ohne Kragen, alle haben wildwuchernde Bärte — einen Moment lang weiß man nicht, wo sie hingehören, ob ihre phantastische Zeit nicht vielleicht die Gegenwart und diese Phantasie ist.

Die Kinder flattern heran wie kleine schwarze Vögel. Sie sind genauso angezogen wie die Erwachsenen. Von so nah sieht man, daß es an ihrer Kleidung keine Knöpfe gibt, nur Haken und Ösen. Auf die Frage, ob sie wissen, wo Deutschland ist, wiederholt ein Junge „Deutschland?“, als habe er das Wort noch nie benutzt, dann schüttelt er den Kopf.

Die Amish haben lange darum gekämpft, ihren Kindern in ihren eigenen einklassigen Schulen alles beizubringen, was diese später für ein einfaches, gottesfürchtiges Leben brauchen.

1972 entschied der Supreme Court, daß die Ausübung der Religionsfreiheit ein höheres Rechtsgut sei als die Schulpflicht, und damit haben die Strenggläubigen aus der Pfalz einen wichtigen Beitrag zu einem politischen Grundsatzkonflikt geleistet: In Nashville, Tennessee, läuft derzeit ein Prozeß, in dem das Recht der Eltern, ihre Kinder auf Schulen ihrer eigenen Wahl schicken zu dürfen, statt sie per Bus in rassisch integrierte Schulen schaffen zu lassen, ausdrücklich aus dem Amish-Urteil des Supreme Court abgeleitet wird.

Ebenso standhaft haben sich die Amish geweigert, Sozialversicherung zu zahlen („Wir sorgen für unsere eigenen Leute“), Militärdienst zu leisten oder ihre Kutschen mit elektrischen Rücklichtern zu versehen. Immer wieder kracht es daher auf den verstopften Chausseen.

Rund 70 000 Amish gibt es heute, sie leben in 19 amerikanischen Staaten, rund 10 000 davon in Pennsylvania. Acht Kinder hat die Amish-Familie im Durchschnitt, und an der Tradition „jedes Frühjahr ein Kind in der Wiege“ wird festgehalten. Empfängnisverhütung gibt es nicht.

Dennoch droht der Sekte Erosion. Ein gnadenloser Tourismusrummel im Lancaster County, der die scheuen Amish als Spezialität der Gegend feilbietet, zieht jährlich über drei Millionen Menschen an und hat die Amish zu Insassen eines zoologischen Gartens gemacht.

Der Tourismus hat die Bodenpreise im Lancaster County so hoch getrieben, daß die genügsamen und im Grunde recht wohlhabenden Amish nicht mehr mitkommen. Für eine andere als eine bäuerliche Lebensweise aber sind sie nicht gerüstet. Dem gleichmachenden Einfluß der amerikanischen Kommerzkultur können sie sich nicht entziehen, wenn sie in ihr als Verkäufer von landwirtschaftlichen Produkten überleben wollen.

So mag ein Amish-Vater seinen Kindern noch so eindringlich vorhalten, daß Radios Teufelswerk seien. Ein junges Amish-Paar, im Sonntagsstaat im offenen Traberwagen, fährt dennoch bei Rockmusik. Woher sie kommt, ist nicht auszumachen.

Amish-Kenner wissen: Die Frommen verbergen ihre Transistorradios unter ihren großen schwarzen Hüten, deren Krempenbreite gemäß dem Alter bis auf den Millimeter genau vorgeschrieben ist.



Amish-Bauern in Pennsylvania: An den Kleidern nur Haken und Ösen

auch in Gegenden, in denen sich viele Deutsche angesiedelt hatten, herrschte bitteres Elend. „Der Besuch der deutschen Theater war zu teuer“, berichtet ein Historiker, „selbst die Preise der Biergärten überschritten die Möglichkeiten eines Arbeitslosen, der sich auf der Reise in die Neue Welt die Überfahrt hatte verdienen müssen.“ Ablenkung boten lediglich die „Free Labor Meetings“, Treffen unorganisierter deutschsprachiger Arbeiter.

Längst wurde die Diskussion um Sozialismus und Marxismus in den vielen neuen kommunistischen Zeitungen philosophisch ausgetragen — Karl Marx schrieb jahrzehntelang für deutsch- und englischsprachige Blätter —, jetzt aber griffen Anarcho-Rebellen in Chicago zur Gewalt. „Ein Pfund Dynamit ist soviel wert wie ein ganzer Haufen Gewehrkugeln“, predigte dort August Spies den brotlosen Arbeitermassen deutscher Herkunft, deren Hauptlektüre Spies' täglich erscheinende „Arbeiter-Zeitung“ war. In Amerika, schrieb in jenen Tagen Friedrich Engels an den führenden US-Marxisten Sorge, gehe doch „die Sache mächtig voran“.

„Die Deutschen schwammen gegen den Strom.“

Das war ein Irrtum, denn wenige Tage später erlitt „die Sache“ einen Rückschlag, von dem sie sich nie wieder erholt hat: Zwei- bis dreitausend Menschen waren am Abend des 4. Mai 1886 einem Demonstrationsaufruf von Spies, Albert Parsons und Samuel Fielden auf dem Haymarket von Chicago gefolgt. Nachdem Bürgermeister Carter Harrison seinem Polizeichef klargemacht hatte, er habe kein Recht, „gegen eine friedliche Versammlung von Bürgern einzuschreiten“, detonierte eine Bombe von eben der Bauart, wie sie den russischen Zaren Alexander II. getötet hatte. Sieben Polizisten starben, Hunderte von Menschen kamen in dem folgenden Gemetzel um.

Von acht wegen des Haymarket-Massakers Angeklagten trugen sechs deutsche Namen. Nach einem keineswegs fairen Prozeß endeten vier am Galgen, darunter Spies und Parsons.

Für lange Zeit fand die Sache der Arbeiter keine große Sympathie mehr in der öffentlichen Meinung, nach dem Haymarket-Zwischenfall verkümmerte die von Deutschen angeführte sozialistische Bewegung im politischen Leben Amerikas zur Marginalie. Hinzu kam, daß die Feinde der Arbeiterschaft in der Neuen Welt nicht Offiziere, Junker, Spießbürger und Bürokraten waren.

Zuweilen freilich trugen die neuen Feinde, die Superkapitalisten und Räuberbarone, deutsche Züge, etwa:

▷ Johann Jakob Astor, 1835 der reichste Mann Amerikas, der sein

immenses Vermögen damit begründete, daß er Indianern für Feuerwasser Pelze abhandelte und an chinesische Mandarine verkaufte;

▷ George Pullman in Chicago, der sein Waggon-Imperium nach mittelalterlichen Grundsätzen regierte;

▷ Claus Spreckels, der die lukrative Idee hatte, den erschlossenen Westen mit Zucker aus Hawaii zu versorgen. Er war einer der brutalsten und geizigsten Arbeitgeber Amerikas, dem die Gewerkschaften in San Francisco Ströme neuer Mitglieder verdankten.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts hatte der Schmelztiegel Amerika an seinem deutschen Element noch nicht ausgelitten. Bismarcks Reichsgründung, der solide Glanz der Gründerjahre, dazu das jähe Interesse angelsächsischer Amerikaner an Studien in Göttingen und Heidelberg hatten in vielen Köpfen wieder die überwunden geglaubte Überheblichkeit nisten lassen, man sei eben doch die kultiviertere Einwandererschar.

Mit dieser Eitelkeit, mit dem Gefühl, unentbehrlich für die USA zu sein, versuchten die Deutschamerikaner, Amerika vom Eintritt in den Ersten Weltkrieg abzuhalten.

Zweifelsohne war der Ausbruch der Kampfhandlungen in Europa für die Deutschamerikaner eine tragische Belastungsprobe ihrer Loyalität. Selbst ein so idealistischer, überzeugter Amerikaner wie der Schriftsteller Herman Hagedorn geriet ins Schwanken: „Einerseits begrüßte ich rein verstandesgemäß jeden Rückschlag der Deutschen an der Front", schrieb er, „doch andererseits ließen meine trotz allem nicht abgestorbenen gefühlsmäßigen Bindungen ... mein Herz bei jedem deutschen Sieg ein wenig schneller schlagen."

Mit ungewöhnlichem Einsatz versuchten Zeitungen, Vereine und Konzerne, ein Waffenembargo, das vor allem England getroffen hätte, durch den Kongreß zu bringen — es war das einzige Mal, daß die in der US-Politik unterrepräsentierten Deutschamerikaner einen Druck ausübten, wie es vergleichbar im vergangenen Jahr die Griechen-Lobby mit dem Waffenembargo gegen die Türkei getan hat.

Die Griechen hatten vorübergehend Erfolg — die Deutschen damals nicht: Amerikas Aufbruch zur Weltmacht hatte begonnen, die Deutschamerikaner „schwammen verzweifelt gegen den breiten Strom der politischen Ereignisse" (O'Connor). Der US-Schriftsteller William H. Skaggs fand sie „undankbar und unamerikanisch", Abkömmlinge in vielen Fällen eben jener käuflichen hessischen Söldner, der „niedrigsten und verderbtesten Typen der Menschheit".

Während Tausende deutschstämmiger Offiziere und Soldaten mit den US-Streitmächten in Europa kämpften, steigerte sich amerikanischer Deutschenhaß ins Groteske: Frankfurter Würstchen wurden in „Hot Dogs" umbenannt, „Hamburgers" in „Salisbury Steak", Sauerkraut in „Liberty Cabbage". Fenster deutschbürtiger Geschäftsleute wurden zertrümmert, und so mancher Dackel, Schnauzer oder Schäferhund wurde malträtiert.

Land ohne Misthaufen und Apoll.

Effekt dieser Hysterie war laut Richard O'Connor, daß das Deutschtum als politischer Faktor in Amerika für immer verschwand: „Es konnte nicht länger existieren." Die Deutschamerikaner hörten jäh auf, die von Präsident Wilson angegriffenen „Bindestrich-Amerikaner" zu sein, etliche von ihnen wurden 150prozentige Amerikaner.

Die Masse der Deutschamerikaner tauchte ein in den großen „mainstream" der Bevölkerung. Sie lehnten die braunen Ableger der Nazis ab: den „Deutsch-Amerikanischen Bund", den amerikanischen „Führer" Fritz Lieber Kuhn. Wohl trafen sich am 9. Februar 1933 etwa 1200 Menschen, um in der Turnhalle des New Yorker Deutschenviertels Yorkville „Deutschland, Deutschland über alles", das Horst-Wessel-Lied zu singen und Hitler Heil zu wünschen.

Aber in seinem Buch „These Foreigners" kommt William B. Seabrook zu dem Ergebnis, daß von der „offensichtlich deutschstämmigen Bevölkerung" (Österreicher und deutschsprachige Ungarn einbegriffen) 70 Prozent den Nazi-Parolen gegenüber „völlig unempfänglich" gewesen seien, als fanatisch und militant galt mithin nur ein Prozent.

Und doch hatte das laute Getöse der Männer um Kuhn eine schwerwiegende Folge: Die Gemeinschaft der Deutschamerikaner und der deutschstämmigen Juden brach auseinander. Zwar hatten sich die Steuben- und die Carl-Schurz-Gesellschaft vom Hitler-Regime und dem Antisemitismus distanziert, trotzdem stellten die reichen jüdischen Mäzene ihre Spenden ein.

Als Amerika zum zweiten Mal gegen Deutschland und dessen Verbündete in den Krieg trat, gab es, anders als im Ersten Weltkrieg, kaum eine bemerkenswerte pro-deutsche Strömung. Hunderttausende deutschstämmiger Soldaten und Offiziere kämpften für Amerika, zwei deutschstämmige Generale, Eichelberger und Krueger, führten zwei Armeen unter General MacArthur, ein deutschstämmiger Admiral, Nimitz, befehligte die Pazifikflotte, ein deutschstämmiger General, Spaatz, kommandierte die US-Bomberflotte, und die Vorfahren des obersten Kriegsherrn Eisenhower waren im 18.



Deutschamerikanische Nazis*: Horst-Wessel-Lied in New York

* Inschrift: „Deutschtum Amerikas Erwache!"


VOLKSWAGEN
SCIROCCO TS
SI-DR 381

Jahrhundert aus Deutschland nach Amerika eingewandert.

Das Deutsche Reich verlor — vor und nach dem Krieg — den Großteil seiner geistigen und künstlerischen Elite an Amerika. Allein zwischen 1933 und 1945 emigrierten über 130 000 Deutsche — Literaten, Künstler, Wissenschaftler, Politiker, 75 Prozent von ihnen waren deutsche Juden. Es war für Amerika der fruchtbarste Einwanderungsstrom aller Zeiten. Neben Thomas Mann und Albert Einstein kamen noch zwölf Männer, die den Nobelpreis bereits erhalten hatten oder noch gewinnen sollten. Das Frankfurter Institut für Sozialforschung siedelte 1934,



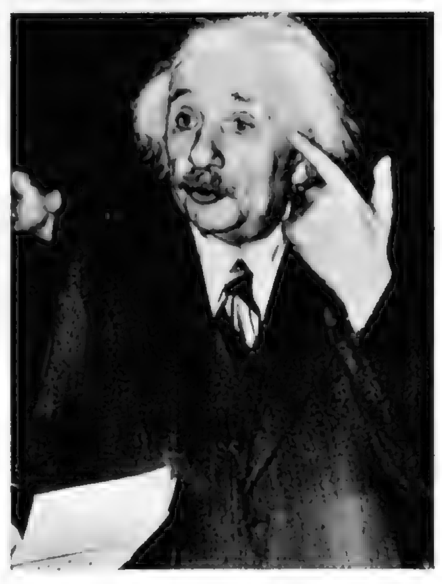
Ferdinand von Steuben

nachdem es im Jahr zuvor geschlossen worden war, fast komplett über, ebenso wie nach dem Krieg der Raketenforscher-Stab aus Peenemünde mit Wernher von Braun.

Die Ankunft der kontinentalen Universitätselite wertete auf dem amerikanischen Campus das Berufsbild der Universitätskarriere des bis dahin recht provinziellen amerikanischen Professors erheblich auf. Musik- und Kunstwissenschaft sind laut Richard O'Connor erst durch die Hitler-Flüchtlinge „universitätsreif" geworden. Der amerikanischen Architektur wurde durch den Bauhaus-Einfluß von Walter Gropius und Mies van der Rohe gewiß viel von ihrer brutalen Bombastik genommen.

Nur wenigen deutschen Literaten gelang es, in der Neuen Welt Fuß zu fassen — sie hatten ihren Sprachraum und damit auch weitgehend ihre Leserschaft verloren, zudem vermochte Amerika kaum einen von ihnen zu inspirieren. In einem Brief an Hermann Kesten in New York klagte Alfred Döblin: „In der Tat, man ist viel und ausgedehnt im Grünen — bin ich aber eine Kuh?"

Stefan Zweig fürchtete, Amerika würde ihn „verschlucken" — nachdem er das Land verlassen hatte, beging er



Albert Einstein



Wernher von Braun*



Henry Kissinger

Deutsche Einwanderer: Klarer Bruch

1942 in Brasilien Selbstmord. Bert Brecht schrieb in seiner US-Zeit lustlos an ein paar Drehbüchern und jammerte, daß „etwas Unedles, Infames, Würdeloses allem Verkehr von Mensch zu Mensch" anhafte.

„Ein Land des Kunstdüngers und der Büchsenöffner, ohne Grazie und ohne Misthaufen . . . ohne Melos, ohne Apoll, ohne Dionysos", so hatte Carl Zuckmayers Urteil über Amerika schon vor der Abreise gelautet. „Wir wollen ja gar nicht hin."

Die meisten gingen auch wieder weg, selbst Thomas Mann, einer der wenigen, die es in Amerika zu gewissem Erfolg brachten. Der Prozeß der Neueingliederung gelingt nach Ansicht des Politologen Franz L. Neumann nur, „wenn man erstmal wirklich mit Europa und besonders mit Deutschland einen klaren Bruch vollzogen hat".

Henry Kissinger hat das getan. Aber all die anderen, die nach wie vor als Berufsdeutsche auf der amerikanischen Szene figurieren?

Da gibt es in Kalifornien den Vorsitzenden des „Deutsch-Amerikanischen Schulvereins", Joachim Radzat, der glaubt, daß es immer noch „viel zu viele Deutsche gibt, die nicht Lufthansa fliegen". Da gibt es die Schulkinder von Milwaukee, die mit der Schwesterstadt Haifa in Israel nicht zufrieden sind — sie wollen lieber Heidelberg.

Aber nur einige Jahre noch, glaubt Heinz Brandt, Herausgeber und Verleger der „Neuen Zeitung" in Los Angeles, „wird sich das Deutschtum hier noch behaupten. Diese großherrlichen Worte, die wir alle ab und zu benutzen, hören sich zwar schön an und locken drüben manch einem vielleicht eine Träne aus den Augen. Aber all das ist praktisch längst überholt."

Jene, die pausenlos von Heimat reden, haben in Wahrheit keine alte Heimat mehr. „Mit den Russen, Polen, DDR-Deutschen, die jetzt in ihren Heimatorten wohnen", berichtet die Frau des Vorsitzenden der Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft in Milwaukee, Dorothy Pedersen, „wollen sie nichts zu tun haben. Und von der Bundesrepublik fühlen sie sich entfremdet", nicht zuletzt, weil Willy Brandt „ein Drittel Deutschlands verschenkt" habe.

Der Verein der Egerländer wird im nächsten Jahr erstmals nicht mehr nach Deutschland reisen. Die Mitglieder, sagt Günther Heinrich, geboren in Liegnitz, hatten sich gefragt: „Was sollen wir denn da?" ◆

---

* Plakat nach der US-Mondlandung: „Danke, Dr. von Braun, daß Sie uns als Erste dorthin gebracht haben."

GRIECHENLAND

Kreta gegen Monopol

Griechenlands Inselbewohner wollen Unabhängigkeit — vom Monopol der reichen Festlandreeder.

Die Hälfte meiner Arbeitszeit", so Georgios Papamarkakis, 37, Generaldirektor der kretischen Schifffahrtsgesellschaft „Anek", „muß ich mir ihre Verbesserungsvorschläge anhören" — Tips von Kaufleuten, Hafenarbeitern und Bauern.

Sie alle haben einen legitimen Anspruch darauf, von ihrem Generaldirektor persönlich empfangen zu werden. Denn mit 5000 Aktionären war die „Anek" 1968 die erste Schiffahrtsgesellschaft Griechenlands, die auf volkskapitalistischer Basis arbeitete. Mittlerweile betreibt sie drei der modernsten Fährschiffe im Mittelmeer, und das Beispiel macht Schule.

Über Jahrzehnte waren die Kreter von den Reedern Typaldos und Efthymiadis, die das Monopol über den Fährschiffverkehr zwischen Kreta und dem Festlandshafen Piräus innehatten, hemmungslos ausgebeutet worden.

Wollten sie zum Festland, mußten sie stundenlang stehen, um dann wie Sardinen eingezwängt auf die zwölf Stunden lange Reise zu gehen. Ständig bangten Agrar-Produzenten um Qualität und Frische ihrer gen Nordeuropa entsandten Tomaten und Trauben. Aber es mußte erst zur Katastrophe kommen, bevor die Kreter, allen voran ein Bischof, zur Selbsthilfe gegen das Reeder-Monopol schritten: Im Dezember 1966 sank die überalterte Typaldos-Fähre „Herakleion". 242 Menschen, überwiegend Kreter, ertranken.

Eirenaios, der ehemalige Bischof im westkretischen Chania, 1911 als Sohn eines Bauern im 200-Seelen-Dorf Nerochorion geboren, predigte seine Idee von der Kanzel und auf Volksversammlungen: Statt Leben und Besitz der Kreter in die Willkür von Festlandreedern zu stellen, sollten sie selbst Schiffe erwerben und betreiben.

Mit 14 angesehenen Bürgern gründete er die „Anek", wurde erster Vorstandsvorsitzender, und seither strömten die Ersparnisse Tausender Kreter in die „Anek"-Kasse.

Millionen wurden Eirenaios angeboten, von seinem Projekt Abstand zu nehmen. Die Athener Junta verdächtigte ihn als „Sozialisten" und „Kryptokommunisten" und schob ihn 1972 als Gastarbeiter-Metropoliten nach Deutschland ab. Dennoch gelang es dem Bischof, einen Zehn-Millionen-Dollar-Kredit aus Athen zu bekommen: dank der Fürsprache des inzwischen zum Tode verurteilten und begnadigten Triumvirn Stylianos Pattakos, Kreter von Geblüt und Leidenschaft.



Reeder Eirenaios
Nach Deutschland abgeschoben

Mit dem Kredit wurde das erste Schiff gekauft und umgerüstet. 1974 schon beförderten die drei „Anek"-Schiffe über eine halbe Million Passagiere, 25 000 Personen- und 41 000 Lastwagen. Für 1975 rechnet sie mit einem Zuwachs von 25 Prozent.

Das Aktienkapital der Volksgesellschaft hat sich mittlerweile fast verfünffacht, „Anek"-Aktien werden zum fast dreifachen Nennwert gehandelt. Dividende im vorigen Jahr: 14 Prozent.



Eirenaios-Fähre: 356 000 Namens-Aktien

Sorgsam achten die „Anek"-Leute darauf, daß kein Festlandgrieche mitmischt: Ihre 356 000 Aktien sind Namens-Aktien und dürfen an Nicht-Kreter nicht veräußert werden. Kein Kreter darf mehr als 1000 Aktien besitzen. „Anek"-Arbeitsplätze sollen vorzugsweise mit Kretern besetzt werden — derzeit sind es 300 von 330.

Das Erfolgsrezept der Westkreter aus Chania ließ die Ostkreter in Iraklion nicht ruhen. 1972 gründeten sie mit 4000 Einwohnern eine nach dem Kreterkönig Minos getaufte Schifffahrtsgesellschaft. Ihr gelang es ebenfalls, das Kapital binnen zweieinhalb Jahren zu verdoppeln und Dividenden auszuschütten. Für die „Minos Lines" fährt die vom Reeder Efthymiadis für 117 Millionen Drachmen (10 Millionen Mark) erworbene „Minos". Um den Kauf der „Oliver Twist" der Travemünde-Trelleborg-Linie wird gerade verhandelt.

Den Reedern mißfällt die Konkurrenz der Volksreeder immer mehr. Die Insulaner haben Privatreeder bereits zur Aufgabe gezwungen: So mußte Efthymiadis, nach dem Untergang der „Herakleion" seines Konkurrenten Typaldos zunächst Alleinherrscher der Kreta-Linien, seine „Efthykostas" zurückziehen und im Ausland einsetzen.

Anfang September haben sich Griechenlands große Reeder zu einem Verband mit dem Ziel zusammengetan, den eigenständigen Insulanern das Geschäft zu verderben. Unentwegt bestürmen sie die Athener Regierung mit Hinweisen, die Küstenschiffahrt stehe vor dem Zusammenbruch. Da es für ihre Schiffe kaum mehr rentable Linien gebe, müßten die Schiffahrtslinien ausgedünnt werden.

Darüber hinaus setzen sie angeblich schmutzige Tricks ein. Sie sollen auch versuchen, „Anek"-Schiffe zu sabotieren, indem sie Gerüchte ausstreuen, auf den Schiffen seien Bomben gelegt. Die „Anek"-Aktionäre versuchen sie zu verbittern, indem sie auf das „monströse" Monatsgehalt des Generaldirektors Papamarkakis hinweisen: 60 000 Drachmen — 5000 Mark.

Bislang waren alle Störmanöver vergebens. Die Idee der Volksschiffahrt hat längst auf andere Inseln übergegriffen: auf Lesbos, Naxos, Sakinthos, auf Kefallinia und Kalimnos. Fast ein Drittel des griechischen Inselschiffsver-

kehrs wird bereits von Volksreedern betrieben.

Auf Kreta, wo alles begann, scheint sich derweil das „Anek"-Virus weiter zu verbreiten. Wenn die Kreta-Bauern schon mit ihren eigenen Schiffen Touristen heranfahren, meint Papamarkakis, sollten sie die künftig auch in eigenen Hotels unterbringen.

POLEN

Nicht zu laut

Ein Buch über den Brandt-Rücktritt sagt über Guillaume, was im Osten offiziell bisher keiner zugeben will: Er sei ein Überzeugungstäter im Auftrag der DDR.

Vom Kniefall Willy Brandts vor dem Warschauer Getto-Denkmal haben polnische Leser aus ihrer Presse nie etwas erfahren; genausowenig, warum er eigentlich als Kanzler stürzte, und über wen.

Beides können sie nun nachholen. Mieczyslaw Rakowski, Chef der großen polnischen Wochenzeitung „Polityka", schrieb ein Buch, das schon vor einem Jahr in Satz ging, wegen Zauderns der Zensoren erst im Frühjahr 1975 gedruckt war und erst jetzt, nach der Konferenz von Helsinki in genau 8290 Exemplaren ausgeliefert wurde: „Die Demission des Kanzlers".

Unter Brandts Rücktritt leidet sichtlich auch Rakowski. Der in Pommern geborene polnische Kommunist, dessen Vater von Deutschen 1939 in Bromberg umgebracht wurde, hatte Brandt auf Wahlreisen in der Bundesrepublik begleitet und schätzen gelernt.

Für Berichte und Ratschläge an seine Parteichefs Gomulka und Gierek über die Aufrichtigkeit Brandtscher Entspannungpolitik sollte Journalist Rakowski vor zwei Jahren mit dem Bonner Botschafterposten geehrt, vielleicht auch abgeschoben werden. Daraus wurde dann nichts — doch Rakowski war nicht traurig: Der Chefsessel der wichtigsten politischen Zeitung in Warschau, vielleicht auch das Sommerhaus in Masuren, sind ihm lieber als ein Amt am Rhein.

Denn so ganz sicher ist sich Rakowski nicht in seinem Urteil über die Deutschen. Sein Buch beginnt auf deutsch mit dem Zitat eines SPIEGEL-Titels: „Wer rettet die SPD?" Und es endet auch mit einer SPIEGEL-Titelzeile: „Deutschland — Weltmacht wider Willen."

Ähnlich irrlichtert bei Rakowski der Demissions-Helfer Guillaume. Der Autor rechtfertigt den Spion mühsam als „Überzeugungstäter" — die weltweite Ideologisierung habe „den Rang der Nachrichtendienste gehoben". Der



* SPIEGEL-Titel 51/1970.



Buchautor Rakowski
„Wer rettet die SPD?"

Grundvertrag zwischen den deutschen Staaten hätte zudem keineswegs eine Liquidierung dieser Dienste vorgesehen. Im übrigen sei Guillaumes Unterbringung im Kanzleramt, so zitiert Rakowski einen Bonner Gesprächspartner, „ein Verdienst der Rechten".

Auch trage nicht der DDR-Agent die Schuld am Kanzler-Rücktritt, er habe höchstens eine schon schwelende Krise zum Ausbruch gebracht. Die wahren Ursachen: wirtschaftliche Schwierigkeiten, Brandts empfindliche Reaktion auf die wachsenden Vorwürfe seiner Führungsschwäche sowie „unlösbare" Gegensätze innerhalb der SPD.

Und doch erscheint bei Rakowski Deutschlands Sozialdemokratie höchst geschlossen: Sie hat sich „zu weit vom Sozialismus entfernt, um zu ihm zurückkehren zu können", sie verwendet den Hauptteil ihrer Energie auf den



Brandt in Warschau*
„Großes Format"

Antikommunismus, der auch das Hauptmerkmal der Bonner Minister in der Nach-Brandt-Ära sei.

Nachfolger Schmidt zeigt sich dem polnischen Kommunisten „frei von irgendwelchen emotionalen Bindungen an die sozialistische Bewegung“. Schmidt-Sprecher Bölling ist „einfach ein bürgerlicher Journalist mit liberaler Einstellung“. Minister Arendt „ignoriert“ überhaupt jegliche Ideologie, sie ist ihm „fremd“.

Brandt dagegen, der „Politiker von großem Format“, der „einfach den guten Namen der Deutschen wiederherstellte“ und überzeugt ist, „daß die Politik moralische Grundsätze berücksichtigen soll“, hat „wesentlich zur Festigung des europäischen Friedens beigetragen“. Mit dem Ex-Kanzler als Deutschen-Symbol, so ruft Rakowski die Ex-Schauspielerin Marlene Dietrich als Zeugin an, kann man sich identifizieren.

Symbol Brandt ist „Anhänger eines Pluralismus von Meinungen“, anders — schreibt Rakowski — als Kanzler Schmidt, der sagt: „Diskutieren darf man, aber nicht zu laut.“ Brandt-Verehrer Rakowski ist auch für Pluralismus, und polnische Leser seines Buches wundern sich: Ein Hauch von Prager Frühling?

ISRAEL

Verfänglicher Pfuhl

Eine orthodoxe jüdische Sekte kämpft für die Abschaffung des Staates Israel und sucht die Zusammenarbeit mit PLO-Chef Arafat.

Der Zionismus hat dem jüdischen Volk einen fremdartigen Nationalismus aufgedrängt und seine historisch-religiöse Wesensart ausgehöhlt.“ Diesen Aufruf verbreiten nicht palästinensische Fatah-Fanatiker oder andere arabische Aktivisten, sondern eine Gruppe orthodoxer Juden in Jerusalem, die „Neturei Karta“ — aramäisch für Hüter der Stadt. Die rigorosen Glaubenshüter befeinden verbissen den jüdischen Säkularstaat als verfänglichen Sündenpfuhl, „für dessen Verschwinden wir regelmäßig beten“, so der aus New York stammende Sekten-Sekretär Rabbi Mosche Hirsch.

Inzwischen fristen die frommen Zeloten ein anachronistisches, gottesfürchtiges Getto-Leben im Jerusalemer Mea-Shearim-Viertel. An Hirschs Haustür hängt ein Schild „Hier wohnt ein Jude, kein Zionist“.

Seine rund zweitausend Anhänger besuchen weder Kinos noch Theater, haben keine Fernsehgeräte und hören im Rundfunk ausschließlich religiöse Sendungen. Sie sprechen im Alltag nicht wie ihre Mitbürger hebräisch, sondern jiddisch und meiden alle nach

1967 eroberten Gebiete, einschließlich Israels heiligster Stätte — der Klagemauer. Die Neturei Karta verweigern den Militärdienst, zahlen keine Steuern und wählen nicht.

Sie brandmarken sogar Israels orthodoxe Rabbinatsbehörden als zionistische Ketzer, weil sie Gehälter beziehen, aber auch, weil sie Berufung gegen religiöse Erlasse gestatten. Die Neturei-Karta-Puritaner kennen dagegen ausschließlich Wege, Umwege und Auswege der „Halacha", eines komplizierten religiösen Kodex, und halten die 365 Verbote und 248 Gebote der Halacha für unumstößlich. Pflicht aller Juden sei es, durch Treue zum mosaischen Gesetz der Thora für Gott zu zeugen, bis der Messias sie in das Gelobte Land heimführen wird, aus dem sie wegen ihrer Sünden hinausgeworfen wurden.

rend die Neturei Karta im Namen der „jüdisch-palästinensischen Flüchtlinge spreche". Zugleich bat ein Rat von sieben Weisen der Sekte US-Präsident Ford um die Beteiligung ihrer Repräsentanten an etwaigen Genfer Friedensverhandlungen.

Rabbi Hirsch suchte gar Hilfe gegen „das zionistische Joch" bei Jassir Arafat. Hirsch: „Wir freuten uns über Arafats Uno-Rede und bejahen sein Streben nach einem säkularen Staat, in dem Moslems, Christen und Juden in gleichberechtigter Eintracht leben." In einem Schreiben mit der Anschrift „Lieber Herr Arafat" dankte der Seelsorger aus Jerusalem dem PLO-Boß für Zukunftspläne, „die eine neue Blütezeit für das Judentum ankündigen wie einst unter moslemischer Herrschaft in Spanien".



Orthodoxe in Jerusalem: „Hier wohnt ein Jude, kein Zionist"

Israels nationale Wiedergeburt sei Trug und Torheit. „Vor dem Erscheinen des Messias", erläutert Rabbi Hirsch, „hätte dieser künstliche Staat nie entstehen dürfen, in einem Land, das genügend Platz für wahre Juden und Araber bietet, doch nicht für Zionisten."

Schon vor Israels Staatsgründung war der damalige „Außenminister" der Neturei Karta, Leib Weissfisch, bestrebt, mit Jordanien und dem Palästinenser-Führer Achmed Schukeiri gegen den Judenstaat zusammenzuarbeiten. Die unbeirrten Glaubensritter forderten eine internationale Schutzherrschaft über das heilige Land und besonders Jerusalem.

Vor einigen Wochen wandten sich nun die Rechtgläubigen an UN-Generalsekretär Waldheim und baten, ihre Vertreter — genau wie die PLO — als ständige Beboachter bei den Vereinten Nationen zu akkreditieren. Der Staat Israel sei nicht existenzberechtigt, während

Arafat blieb zwar dem frommen Rabbi bisher eine Antwort schuldig, rühmte sich jedoch mehrmals, sein Ringen um ein säkulares Palästina finde auch in Israel Anklang. Hirsch behauptet inzwischen, seine Vertrauensmänner im jüdischen Hinterland, so in New York, England und Belgien, hätten nach dem Kippur-Krieg direkte Kontakte mit PLO-Leuten aufgenommen und sich bereit erklärt, einer künftigen Exilregierung der Palästinenser als Berater für jüdische Belange zu dienen.

Mit dieser Offerte ging Hirsch freilich zahlreichen Anhängern zu weit — weil sie zwar den Kampf gegen den Zionismus gutheißen, hingegen „jedes Paktieren mit Arafats Terrortrupps" verpönen. „Zum PLO-Chef soll er gefälligst allein gehen", protestierte Hirschs Widersacher und Schwiegervater Rabbi Katzenellenbogen. Der aber ist in Hirschs Augen längst ein Abtrünniger — weil er in seiner Wohnung ein Telephon hat. ◆



Die neueste Creation des Hauses S.T. Dupont ist ein Füllfederhalter. Von führenden Stilisten in exclusiver Linie gestaltet – passend zu Ihrem Kugelschreiber, zu Ihrem Feuerzeug – von S.T. Dupont.

Die S.T. Dupont Füllfederhalter gibt es in massivem Silber oder Massiv-Silber vergoldet. Sogar mit echter, farbiger Chinalack-Einlage im Clip.

S.T. Dupont Exclusiv-Modelle sind in Funktion und Form vollendet. Geschaffen für das kultivierte Stilempfinden unserer Zeit.

S.T. Dupont – nur für einige Wenige.

Beim exclusiven Tabak-Fachhandel und bei Juwelieren. Informationen auch: S. T. Dupont Deutschland GmbH, 5 Köln 1, Hohenzollernring 19, Tel. 0221/246428. S. T. Dupont in 120 Ländern.

„An meiner Linken kommt keiner vorbei"

Die Erinnerungen des Boxweltmeisters Muhammad Ali / Zweiter Teil

Mein einziger Kontakt mit einem amerikanischen Präsidenten war ein Brief, der mich am 1. April 1967 erreichte. Ich las:

> Einberufungsbefehl
>
> Von: dem Präsidenten der Vereinigten Staaten
>
> An: Mr. Cassius Marcellus Clay, jr., alias Muhammad Ali, 5962 Ardmore Street, Houston, Texas 77021
>
> Sehr geehrter Herr! Nachdem Ihnen befohlen worden war, sich der Einberufung bei der Einberufungsstelle 47 für den Staat Kentucky in Louisville, Kentucky, bei der für Sie zuständigen Einberufungsstelle zu melden und Sie auf Ihren eigenen Antrag an die Einberufungsstelle 61 in Houston, Texas, überwiesen worden sind, bei der es sich um Ihre örtliche Einberufungsstelle zum Antritt des Wehrdienstes handelt, haben Sie sich bei der letztgenannten Dienststelle im 3. Stock, San Jacinto St. 701, Houston, Texas, am 28. April 1967 um 8.30 Uhr zu melden.

Kurz darauf gehe ich durch die Innenstadt von Chicago und merke auf einmal, daß ich offensichtlich nicht der einzige bin, der von der Vorladung weiß.

„Hey! Ist das nicht Cassius Clay? Der sieht wie Cassius Clay aus!"

Ein Trupp von der American Legion kommt aus einer Kneipe auf der Michigan Avenue, und der Mann an der Spitze mustert mich. „Klar, das ist Cassius."

Ein Mann macht sich an mich ran, um mich näher anzugucken. Seine Kumpel brüllen: „Sie ham dich! Sie ham dich!" „Verdammter Hundesohn, Gott sei Dank, sie ham dich!" Einer schwenkt eine kleine amerikanische Flagge, ein anderer hält eine Zeitung mit einer riesigen schwarzen Schlagzeile hoch: „Die Armee sagt: Clay, mach mit oder halt's Maul!"

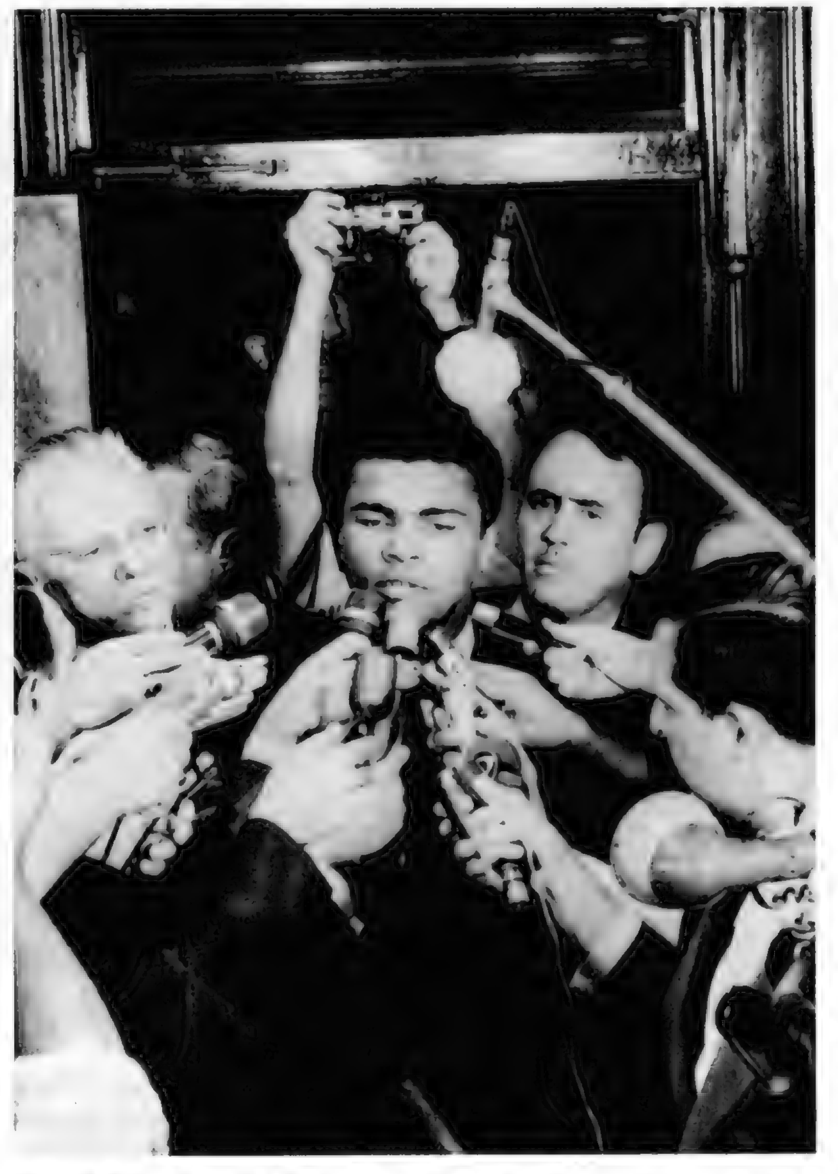
Als ich am 27. April nach Houston abreise, muß ich mich am Flughafen durch einen Ring von Journalisten und Reisenden durchschaufeln.

In Houston trage ich mich um 19 Uhr im Hotel „American" ein. Ich erinnere mich an die genaue Zeit, weil der Empfangschef gesagt hat: „Ich hab' Sie eingecheckt, als Sie für die Kämpfe mit Ernie Terrell und Cleveland Williams herkamen. Beide Male war es 19 Uhr. Das muß doch von Bedeutung sein." Er schüttelt den Kopf, als sei daran etwas Ominöses.

Ich ziehe mich aus, lege mich eine lange Zeit aufs Bett und starre an die Decke. Ich denke an meinen ersten Kampf in Houston. Der Bürgermeister hat damals die Jefferson Street in Muhammad Ali Street umbenannt. Nach einer Weile sehe ich auf meine Uhr und merke, daß es 20 Uhr ist. In zwölf Stunden werde ich in der Einberufungsbehörde sein, und dann werden sie stillschweigend die Straße wieder in Thomas Jefferson Street umbenennen und es dabei belassen.

Der Portier meldet, daß meine Mutter am Telephon ist. Sie sagt: „Die Leute wollen, daß ich dich anrufe." Ich höre ihr zu und weiß, unter welchem Druck sie zu Hause in Louisville steht. „Mach das Richtige", sagt sie, „wenn ich du wäre, würde ich's machen. Wenn ich du wäre, würd' ich mich einziehen lassen. Verstehst du mich, Sohn?"

Am nächsten Morgen frühstücke ich noch, als mein Rechtsanwalt Chauncey Eskridge mit den Anwälten Quinnon Hodges und Hayden Covington herüberkommt. Covington wurde angeheuert, weil er 1943 — im



Ali nach Verweigerung des Kriegsdienstes: „Größter Sieg meines Lebens"

Zweiten Weltkrieg — 13 günstige Entscheidungen des Obersten Gerichts herbeigeführt hatte, als er die Siebenten-Tags-Adventisten vertrat, die den Wehrdienst verweigerten.

Ich hatte die Einstufung als Kriegsdienstverweigerer beantragt und der Regierung erklärt, als Prediger der „Nation of Islam" ginge es gegen meine religiöse Überzeugung, „Waffen zu tragen oder zu töten". Und: „Aus Gewissensgründen bin ich gegen jeden Waffendienst, der die Teilnahme an einem Krieg bedeutet, in dem Menschen getötet werden." Der Antrag war in Louisville abgewiesen worden, und Covington ging zur Berufung vor das Appellationsgericht von Kentucky.

Er begründete meine Berufung mit religiösen Motiven und mit der Tatsache, daß in der Musterungskommission, die über meinen Fall zu entscheiden hatte, keine Schwarzen saßen. In einer Sondersitzung entschied der Richter Lawrence Graumann zu meinen Gunsten und empfahl, meinen Antrag zu billigen.

Covington überredete mich, nach Houston umzuziehen. Seine Schwester war mit dem Direktor der Musterungskommission, General Lewis B. Hershey, verheiratet, und wir hofften, daß ich in Texas besser wegkommen würde.

Die Behörde in Houston lehnte ebenfalls meinen Antrag ab. Zwei Wochen zuvor hatte mich Covington in Chicago angerufen. „Es sieht nach Schlechtwetter aus, Champ", eröffnete er mir, „General Hershey hat gerade gesagt, daß du nicht anerkannt wirst. Das habe ich in meiner Praxis noch nie erlebt. Joe Namath kommt davon und kann Football spielen, und George Hamilton lassen sie gehen, weil er mit der Tochter des Präsidenten ausgeht. Aber mit dir ist das anders, an dir wollen sie ein Exempel statuieren."

Wir nehmen ein Taxi mit einem schwarzen Fahrer. Die Rechtsanwälte drängeln sich auf der hinteren Sitzbank zusammen, und ich setze mich nach vorn zum Fahrer. Er fährt vor einem großen Steingebäude vor, dem US-Zollgebäude in der Jacinto Street 701, wo sich jeder aus der Umgebung zu melden hat, der in den Krieg zieht. Auf dem Bürgersteig drängeln sich Menschen, die mich erwarten. Die Leute stehen dicht an dicht auf den Treppen der Gebäude ringsum, und auch hinter den Fenstern sieht man viele neugierige Gesichter.

Eine Kette von Polizisten hält die Menge zurück. Ich gehe die Stufen hoch, und die Leute klatschen und jubeln.

„Hier lang, Mr. Clay", sagt ein Mann in einer Marine-Uniform.

Ich folge ihm in einen großen Raum, ungefähr von der halben Größe eines Basketball-Feldes, und da stehen die Rekruten in Reih und Glied. Der Offizier winkt mich auf einen Platz zwischen einem Schwarzen und einem großen dünnen weißen Jungen. 30 Rekruten sind da, aber jeder sieht mich an, als ich meinen Platz einnehme. Ich bemerke, daß es den meisten unbehaglich zu sein scheint. Der weiße Junge neben mir hat schlicht Angst. Er sieht sehr jung aus, seine Zähne klappern. Vor uns sitzt eine Gruppe von Offizieren, die Papiere sortieren, Listen prüfen und in gedämpftem Ton reden. Nach einer Zeit, die mir wie ein Jahr vorkommt, erklärt einer den Ablauf: „Zuerst werdet ihr einen schriftlichen Test





GIs in Vietnam, Ali-Nachfolger Frazier*: „Du wirst nie mehr Champion"

* Beim WM-Kampf gegen Jimmy Ellis (am Boden), 1970.

Was an Hannen Alt anders ist? Zum Beispiel die Brauart.



machen. Dann kommt eine ärztliche Untersuchung, und dann werdet ihr aufgerufen. Und danach stellt ihr euch draußen vor dem Bus auf, der euch in die Kaserne bringt."

Ein Helfer mit Vollmondgesicht und schlecht sitzender Uniform verteilt Fragebogen für den Test, und der Kommandierende sagt uns: „O.K., Freunde, ihr habt fünf Minuten für die ersten zehn Fragen." Wir werden in Gruppen aufgeteilt, und als ich mein erstes Blatt ausfülle, merke ich, wie mir jemand über die Schulter guckt. Aber als ich zurückblicke, sieht der Offizier weg.

Wir beenden die schriftliche Prüfung und werden in einen anderen Raum geführt, in dem wir warten, bis die ärztliche Untersuchung beginnt.

Als meine Gruppe an der Reihe ist, folge ich einem Offizier in einen großen Raum, in dem acht Kabinen aus Leinwand aufgebaut sind, und in jeder steht ein Arzt.

„Bis auf die Unterhosen ausziehen!" ruft der Offizier.

Ich ziehe mich automatisch aus. Ich bin daran gewöhnt, in Unterhosen zu trainieren, aber einige der anderen sehen verlegen aus und legen ihre Sachen nur langsam ab.

Seine Augen leuchten auf, als er mich sieht, so als ob er auf mich gerade gewartet habe.

„Ihr Name?" fragt er.

„Muhammad Ali", antworte ich.

Er runzelt die Stirn. „Also Cassius Clay." Er beißt sich auf die Zähne und preßt die Lippen zusammen, so als ob er sich etwas verkneifen müßte.

„Sie sind Cassius Clay", fängt er wieder an, „nicht wahr?"

„Ja, so hieß ich mal, aber —"

„Sie sind auch jetzt noch Cassius Clay", unterbricht er mich. „So sind Sie eingetragen. Schreib ,Cassius Clay'", sagt er zu einem Assistenten. Sein Helfer, ein kleiner Kerl mit einer Hornbrille, zieht mich zur Seite, um meine Mandeln zu untersuchen.

„Wer wird Weltmeister, wenn du ins Gefängnis gehst?"

Als ich so von einer Kabine in die andere komme, wird mir die Routineuntersuchung allmählich lästig. „Zehnmal hochspringen", heißt es beim nächsten Arzt.

Ich gehe weiter zum nächsten Stand. Der Arzt untersucht meine Augen und Ohren. Er zieht meine Augenlider hoch und blickt mit einer kleinen Taschenlampe in meine Augen. „Ihre Papiere!" raunzt der nächste Arzt, als ich in seine Kabine komme. Er ist etwas nervös, und er spricht einen harten südländischen Akzent. „Ziehen Sie die Hosen aus . . . alles runter."



Kriegsgegner Ali, Sympathisanten: „Es sieht nach Schlechtwetter aus, Champ"

Er rückt seine Brille zurecht und taxiert mich wie einen Bullen, der zur Herde soll. „Näher heran", schnaubt er und bückt sich, um meinen Penis zu besichtigen. Von all den Ärzten, mit denen ich zu tun habe, ist er der übelste. „Er untersucht auf Geschlechtskrankheiten und auf Bruch", erzählt mir eine Ordonnanz.

Der Arzt stößt mit seiner Hand in meine Hoden. Er fährt mit seinem Daumen herum, bis er eine bestimmte Stelle gefunden hat. Dann befiehlt er mir zu husten. „Nochmal", sagt er. „Und Sie wollen nicht für Ihr Land kämpfen?" Seine Hand drückt fest in meine Hoden, ich sage nichts. Ein Frösteln kriecht mir über den ganzen Körper; ich muß an die Zeit denken, als Kastration und Lynchjustiz im Süden an der Tagesordnung waren.



Ali, Mutter: „Ich würd' mich einziehn lassen, Sohn"

„O.K., wir brauchen etwas Urin", sagt ein Gehilfe. „Wenn alles in Ordnung ist, hörst du nichts mehr von uns. Wenn nicht, bekommst du Nachricht." Er kichert.

Ich gebe den Urin ab.

„Du kannst dich jetzt anziehen und zum Mittagessen in den Empfangsraum zurück", sagt er zu mir. „Wenn du fertig bist, wirst du aufgerufen."

Ich gehe zurück, nehme mir eine von den weißen Dosen, die auf der Theke aufgestapelt sind, und suche mir einen Platz. Nach dem Essen werden ein paar von den Einberufenen ein bißchen gesprächiger. Sie wollen mit mir reden.

Einer fragt: „Wenn du ins Gefängnis gehst, wer wird dann Weltmeister?"

Ich sehe ihn ungerührt an. „Die nehmen halt irgendeinen Strohmann und machen ihn zum Weltmeister. Aber die Leute werden das nicht hinnehmen."

Ein Offizier betritt den Raum. „Geht nach links, durch die Halle nach Raum 1 B", sagt er. „Dort werdet ihr einberufen in die Streitkräfte der Vereinigten Staaten! Ihr erhaltet weitere Instruktionen, wenn ihr dort seid."

Der Vereidigungsraum ist früher als Richterzimmer benutzt worden, und auf dem Fußboden liegt noch der alte goldene Teppich. Hinter einem Eichenholz-Podium, zu beiden Seiten die amerikanische Flagge, steht ein blonder, grünäugiger Offizier, ein bißchen jünger als ich. Am nächsten Tag kann ich seinen Namen in der Zeitung lesen: Leutnant S. Steven Dunkley.

Er wirft einen flüchtigen Blick durch den Raum, bevor er mit seiner vorbe-

reiteten Erklärung beginnt. Wahrscheinlich hat er sie schon hunderte Male verlesen. Aber jetzt ist ein besonderer Ton in seiner Stimme: „Sie werden nun in die Streitkräfte der Vereinigten Staaten einberufen, in die Armee, die Marine, die Luftwaffe oder zur Marineinfanterie, je nachdem, welche Waffengattung beim Aufruf hinter Ihrem Namen genannt wird. Wenn Ihr Name und die Waffengattung aufgerufen werden, treten Sie einen Schritt vor, und dieser Schritt besiegelt die Einberufung in die betreffende Teilstreitkraft."

Ich schwitze. Ich blicke umher. Ich hoffe, niemand sieht, wie meine Schultern zittern.

In meinen Gedanken suche ich nach etwas, was mich beruhigen könnte. Ich denke daran, wie ich bei meinem ersten Golden-Gloves-Turnier in Chicago auf einer Bank saß und darauf wartete, bis ich in den Ring mußte. Die Vorstellung, unbekannten Gegnern aus fremden Orten gegenüberzutreten, erdrückte mich. Hinter mir kehrte ein alter, zerschundener Ex-Boxer den Boden. Er



Football-Star Namath
Die prominenten Weißen . . .

sah, daß mir die Knie schlotterten. Er beugte sich herunter an mein linkes Ohr und flüsterte: „Geh immer auf das zu, wovor du Angst hast."

Aber wovor habe ich jetzt Angst? Die Angst, daß sie mir den Titel nehmen? Daß ich ins Gefängnis muß oder vom Ring ausgesperrt werde?

Warum weigere ich mich? Natürlich: meine Religion. Aber was ein Politiker mir in Chicago sagte, ist wahr: Man würde mich nicht aus dem Islam ausstoßen, wenn ich in die Armee gehen würde. „Wer bist du eigentlich, daß du dich als Richter aufspielst?" hatte er gefragt. Mein ganzes Leben lang habe ich gesehen, wie das weiße Amerika zu Gericht sitzt. Es richtet die Schwarzen und die übrige Welt. Aber wer soll nun richten? Wer will sagen, ob dieser Schritt, den ich jetzt tun soll, richtig oder falsch ist? Wer anders als ich?

Der Leutnant hatte den Mann zu meiner Linken aufgerufen. Im Raum

ist es ganz still, und der Leutnant blickt gespannt auf mich. Er weiß, daß sein General, sein Major und jeder im Einberufungszentrum von Houston auf diesen Augenblick warten.

Irgend etwas geschieht mit mir. Es ist, als wenn mir das Blut in den Adern zu kochen begänne. Ich fühle, wie die Angst aus meinem Körper weicht und mich ein Hauch von Zorn überkommt.

„Mr. Ali, wir geben Ihnen eine zweite Chance."

Wer ist dieser weiße Mann, der nicht älter ist als ich, beauftragt von einem andern weißen Mann? Wer kann mir befehlen, nach Asien, Afrika oder sonstwohin zu gehen und gegen Leute zu kämpfen, die mir oder Amerika nichts zuleide getan haben? Wer ist dieser Nachfahre von Sklavenhaltern, der Abkömmlingen von Sklaven befiehlt, andere Völker in ihrem eigenen Land zu bekämpfen und zu versklaven?

Jetzt warte ich begierig darauf, daß er mich aufruft. „Nun mach schon!" sage ich im stillen. Ich schaue ihm geradewegs in die Augen. In die Menge kommt Bewegung; erwartungsvoll drängen einige im Raum näher heran.

„Cassius Clay — Armee!"

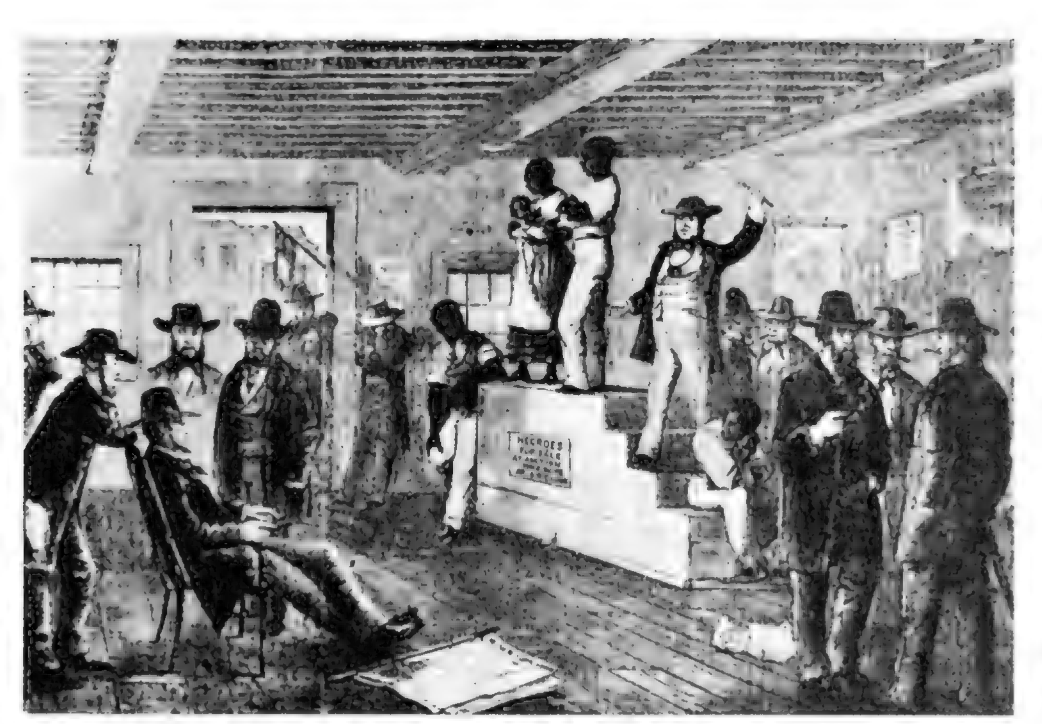
Der Leutnant starrt mich eine ganze Weile an, dann senkt er den Blick. Einer der Rekruten kichert. Da schaut er plötzlich auf, mit hochrotem Kopf, und schickt alle anderen Einberufenen hinaus. Schnell drängen sie hinaus und lassen mich allein zurück.

Wieder ruft er: „Cassius Clay! Wollen Sie bitte vortreten und damit in die

* Mit der Präsidenten-Tochter Lynda Johnson, 1966.



Schauspieler Hamilton*
. . . wurden vom Wehrdienst befreit



Sklaven-Auktion in den USA: „Wie kann dieser weiße Mann mir befehlen ...

Streitkräfte der Vereinigten Staaten aufgenommen werden?“

Alles schweigt. Hilflos blickt er umher. Schließlich geht ein Hauptmann mit einer Mappe voller Papiere ans Podium und bespricht sich einen Augenblick mit ihm. Dann kommt er zu mir herüber.

„Mr. Clay ...“, beginnt er. Dann verbessert er sich: „Oder Mr. Ali, wie Sie genannt zu werden wünschen.“

„Ja, Sir?“

„Würden Sie bitte mit mir in mein Büro kommen? Ich würde gern ein paar Minuten privat mit Ihnen sprechen, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Es klingt mehr nach Befehl als nach einer Bitte, aber seine Stimme ist weich, und er spricht freundlich. Ich folge ihm in einen blaßgrünen Raum, in dem Bilder von Armee-Generalen an den Wänden hängen. Er deutet auf einen Stuhl, aber ich bleibe stehen. Er zieht einige Papiere aus seiner Mappe. Dann verliert sich plötzlich seine Freundlichkeit, er kommt sofort zur Sache.

„Vielleicht ist Ihnen die Bedeutung dessen nicht bewußt, was Sie eben getan haben. Aber es ist meine Pflicht, Sie auf folgendes hinzuweisen: Wenn das Ihre endgültige Entscheidung war, so begehen Sie eine strafbare Handlung, für die Sie sich fünf Jahre Gefängnis und eine Geldstrafe von 10 000 Dollar einhandeln können. Sie werden genauso behandelt wie jeder andere in der gleichen Lage. Ich weiß nicht, was Sie bewogen hat, so zu handeln. Aber ich bin ermächtigt, Ihnen eine Gelegenheit zu geben, Ihre Lage zu überdenken. Die Musterungsverordnungen schreiben vor, daß wir Ihnen eine zweite Chance geben.“

„Ich danke Ihnen, Sir, aber ich brauche keine.“

„Es ist vorgeschrieben“ — er blickt unentwegt in seine Notizen —, „daß Sie in den Einberufungsraum zurückgehen, sich vor dem Podium aufstellen und noch einmal aufgerufen werden.“

Ich folge ihm zurück in den Saal und bemerke neue Gesichter. Mehr Militärangehörige, ein Stenograph und eine Reihe Männer in Zivil (wie ich später erfuhr: FBI-Agenten). Ein Soldat überreicht mir eine Notiz: „Das kommt von Ihrem Rechtsanwalt.“

Es ist die Kopie eines Briefes von dem US-Staatsanwalt Morton Susman: „Ich habe die Vollmacht, Ihnen mitzuteilen, daß wir zu einer Verständigung bereit sind. Wenn Sie Ihren Klienten zum Wehrdienst veranlassen können, sind wir bereit, ihn hier in Houston zu lassen, bis alle Ihre Rechtsmittel ausgeschöpft sind. Andernfalls wird er sofort unter Anklage gestellt ...“

Ich knülle das Schreiben zusammen und stopfe es in meine Tasche. Der grünäugige Offizier steht immer noch hinter dem Pult und wartet darauf, die Einberufungs-Erklärung zu verlesen.

Der Weltboxverband spricht Ali den Titel ab.

„Mr. Cassius Clay“, beginnt er wieder, „treten Sie bitte vor, damit Sie einberufen sind in die Armee der Vereinigten Staaten.“

Wieder bewege ich mich nicht von der Stelle. Ich starre ihn an.

„Cassius Clay — Armee“, wiederholt er. Er verharrt schweigend, so als ob er erwarte, daß ich es mir in letzter Minute noch überlege. Mit zitternden Händen überreicht er mir ein Formular, das ich ausfüllen soll. „Würden Sie bitte diese Erklärung unterzeichnen und die Gründe für die Wehrdienstverweigerung angeben?“ Seine Stimme zittert auch.

Ich unterschreibe schnell und gehe hinaus auf den Korridor. Der Hauptmann, der mich vorhin in das Zimmer beorderte, kommt heran. „Mr. Clay“, sagt er mit einem Ton von Respekt, der mich überrascht, „ich begleite Sie nach unten.“

Ich folge dem Hauptmann, der mich zu meinen Anwälten führt. „Sie können jetzt gehen“, sagt er uns. „Sie hören dann später vom Büro des Staatsanwalts.“

Ich gehe hinaus, und zahllose Presseleute stürmen auf mich zu. Sie stoßen und schieben einander und machen mit ihren Kameras Aufnahmen von mir. Redakteure von zwei französischen und einer Londoner Zeitung bestürmen



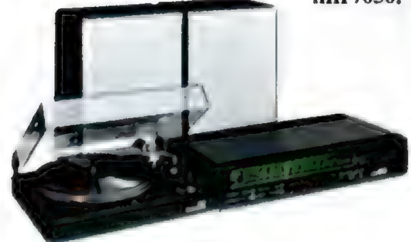
... andere Völker zu versklaven?“: **Ali auf der Einberufungsstelle in Houston***

* Rechts: Oberstleutnant McKee, Leiter der Einberufungsstelle.

Bringt schon ganz leise soviel wie viele andere bei voller Lautstärke.

HiFi-Stereo-Receiver mit 2x 70 Watt Musikleistung, 2x 50 Watt Sinusleistung, der in allen Punkten die HiFi-Norm DIN 45500 weit übertrifft.

Die ergänzenden Bausteine für den opus hifi 7050.



Telefunken-HiFi-Boxen TL 700, Telefunken-Plattenspieler S 600 hifi.

Bedienungskomfort.
Zum Beispiel 7 UKW-Stationstasten in Sensor-Technik. Computer-Scharfabstimmung (AFC), 4 Flachbahnregler für Lautstärke, Präsenz, Höhen und Tiefen,



2 Kopfhörerbuchsen an der Frontseite und Servo-Selector zum Umschalten der Wellenbereiche.

Auch bei leiser Wiedergabe volles Klangvolumen.
Durch die physiologische Lautstärkeregelung werden die tiefen und hohen Frequenzen bei leiser Wiedergabe angehoben. Das Klangbild wird hierdurch transparenter.

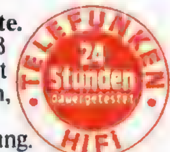
Feldstärkeabhängiges Anzeige-Instrument.



Damit erkennen Sie, wie stark jeder UKW-Sender empfangen wird.

Gehäuseausführungen.
Nußbaum hell matt mit schwarzen Seitenwangen, perlweiß oder black.

Härtetest für HiFi-Geräte.
Jeder opus hifi 7050 muß in einem 24-Stunden-Test bereits im Werk beweisen, wie gut er funktioniert. Nicht erst in Ihrer Wohnung.



Telefunken-Geräte erhalten Sie beim Fachhändler.



Auch den dicken Telefunken-Report. Sollte er vergriffen sein, schreiben Sie an Telefunken, Fernseh und Rundfunk GmbH, 3 Hannover, Göttinger Chaussee 76, Abt. WB.

TELEFUNKEN



Telefunken. Technik, mit der die meisten Funk- und Plattenstudios arbeiten.

opus hifi 7050

TELEFUNKEN opus hifi 7050

Y&R



Rivalen Frazier, Ali: „In der neunten Runde streckst du mir deinen Hintern entgegen"

mich mit einem Schwall von Fragen, Covington gibt ihnen Kopien einer Erklärung, die ich aufgesetzt hatte, bevor ich Chicago verließ. Darin nenne ich als Gründe für die Wehrdienstverweigerung mein religiöses Amt und meine persönlichen Überzeugungen. Ich füge hinzu, daß „ich mich schärfstens dagegen verwahre, als seien mir nur zwei Möglichkeiten geblieben — entweder ins Gefängnis oder in die Armee zu gehen. Aber es gibt noch eine Alternative, und die heißt Gerechtigkeit".

„Du mußt ins Gefängnis. Du mußt sofort ins Gefängnis." Ich drehe mich um. Eine alte weiße Frau steht hinter mir und schwenkt eine amerikanische Miniatur-Flagge. „Du gehst sofort ins Gefängnis. Du bist kein Champion mehr. Du wirst nie mehr ein Champion sein. Du solltest hinknien und Gott um Vergebung bitten!" schreit sie mit krächzender Stimme.

Ich will ihr antworten. Aber Covington stößt mich ins Taxi. Sie kommt an mein Fenster. „Mein Sohn ist in Vietnam. Und du bist nicht besser als er. Er kämpft da drüben, und du bist hier in Sicherheit. Hoffentlich verfaulst du bald im Gefängnis."

Der Richter, der 1967 in meinem Fall entscheidet, hegt dieselben Gefühle. Ich bekomme die Höchststrafe von 5 Jahren Gefängnis und 10 000 Dollar Geldbuße*. Der Staatsanwalt argumentiert: „Euer Ehren, wir können diesen Mann nicht laufen lassen. Denn wenn er Recht bekommt, wollen die Schwarzen alle Muslims werden und kommen dann mit derselben Begründung davon."

Aber meine Weigerung ist der größte Sieg meines Lebens. Ich habe etwas gewonnen, das jeden Preis wert ist. Es freut mich, die Menge zu sehen, als wir wegfahren. Als ich die Leute lächeln sehe, habe ich das Gefühl, daß ich für sie genauso wie für mich gesprochen habe.

Der Weltboxverband (WBA) braucht längst nicht so lange wie die Regierung, um ein Urteil über mich zu fällen. Als ich am 28. April 1967 in mein Hotelzimmer komme, höre ich in einer Radiomeldung, daß der WBA mir meinen Titel aberkannt hat und ein Ausscheidungsturnier veranstalten will, um meinen Nachfolger zu ermitteln. Und am 28. April 1967 entzieht mir die New Yorker Box-Kommission meine Lizenz.

*

Für mich begann ein dreieinhalbjähriges Exil, in dem ich immer wieder versuchte, zurückzugewinnen, was ich verloren hatte. Auch Joe Frazier, der neue Weltmeister, sollte mir dabei helfen.

Eines Morgens im August 1970 stand ich vor einem Motel in Philadelphia und wartete darauf, daß mich Joe abholte. Ich hatte ihn angerufen und ihm erzählt, daß ich an meiner Selbstbiographie arbeite. Natürlich kam er darin vor, und auch über seine Ansichten wollte ich schreiben.

Ich war überrascht, wie freundlich er war und wie schnell er zusagte. Vielleicht, weil ich fast drei Jahre lang nicht mehr geboxt hatte, und weil es so aussah, als würde ich nie wieder boxen. Aber ich bewunderte Frazier. Er war der einzige von all den Leuten in meinem Beruf, den ich gern zum Freund gehabt hätte. Er war ein Kämpfer neuen Typs, nicht so frei heraus wie ich, aber sicher kein Onkel Tom. Er hatte zur gleichen Zeit wie ich eine Verabredung in New York. Er meinte, wir könnten zusammen fahren und unterwegs reden. Ich wollte die Unterhaltung auf Band aufnehmen und sie später in meinem Buch abdrucken.

Mittags, kurz nach zwölf, erschien er in seinem goldfarbenen Cadillac mit Sonnenverdeck. Angezogen hatte er seine zitronengelbe Cowboy-Uniform: gelbes Hemd, gelbbrauner Texas-Hut, braune Stiefel, gelb gestreifte Hosen. Ich stieg ein, und wir fuhren los, Richtung New York. Es war vielleicht die längste Fahrt, die zwei unbesiegte Schwergewichtler je zusammen unternahmen.

Er saß seitwärts im Sitz wie in einem Damensattel, die linke Hand am Steuer. „Stell dein Band an", sagte er, als wir den Highway erreichten. „Schieß los." Ich schaltete das Gerät ein, und ein Gespräch entspann sich.

Auszug:

ALI: Mann, nun sag mir jetzt mal die Wahrheit. Wenn du gegen mich kämpfen müßtest, würdest du dann keine Angst haben?

* Ali wurde gegen Kaution freigelassen und focht das Urteil an. Im Juni 1971 entschied das Oberste Bundesgericht, Alis Einberufung sei zu Unrecht erfolgt.

Rasier-Komfort in Perfektion. Braun intercontinental.



Nur Braun hat das „Schersystem compact".

Der Braun intercontinental ist das Spitzengerät von Braun. Miniaturisierte Technik und Elektronik sorgen für höchsten Rasierkomfort.

Komfortable Unabhängigkeit

Mit dem Braun intercontinental sind Sie bei der Rasur nicht an die Steckdose gebunden.

Zwei eingebaute Cadmium-Zellen speichern und liefern die Energie. Ein elektronisch gesteuertes Aufladeteil hält das Gerät automatisch auf höchster Ladekapazität. Bei jeder Netzspannung von 110 bis 220 Volt ohne Umschalten. Überladen ist unmöglich.

Schmales „Schersystem compact"

Die extrem schmal gefaßte Folie bildet eine rundum aktive Scherfläche. Daher rasiert der Braun intercontinental auch in schmalen Zonen beispielhaft gründlich und schnell.

Ein weiterer entscheidender Vorteil ist die betonte Kompakt-Bauweise des Gerätes:

Der Braun intercontinental liegt gut in der Hand und läßt sich mühelos führen.

Platinveredelte Scherfolie

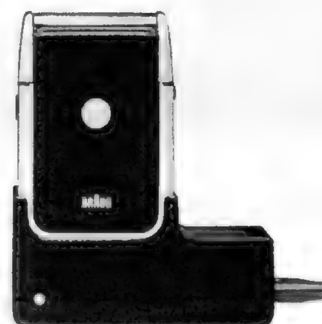
Die Nickel-Scherfolie des Braun intercontinental ist mit Platin veredelt. Auch bei feuchter Haut rasiert er Sie besonders sanft.

Komplette Komfort-Ausstattung

Der Braun intercontinental hat einen zuschaltbaren Langhaarschneider. Das Dauerladeteil ist gleichzeitig ein praktischer Wandhalter. Ein stufenlos verstellbarer Spiegel, ein Reise-Etui und ein Reinigungsbürstchen runden den Komfort ab.

Weltweite Garantie

Auf den Braun intercontinental haben Sie zwei Jahre internationale Garantie.



BRAUN

Braun intercontinental.® Präzisions-Rasur ohne Kabel.

5-326

VAT
69

VAT 69, das ist schottisch. Whisky, wie ihn Schotten trinken:
Rein. Stark. Wasser des Lebens.*
Produced by William Sanderson. Seit 1882.



*„Freiheit und Whisky gehören zusammen", schrieb Schottlands größter Dichter Robert Burns (1759-96).

FRAZIER: Nein. Ich schwör's dir.

ALI: Denk an meine schnelle linke Grade, und die Art, wie ich tanze.

FRAZIER: Ach, Unsinn! Ich würde ganz dicht an dich rangehen. Die Leute reden da, wie schnell du zurückweichen kannst. Aber du würdest bald merken, wie schnell ich nachstoße ...

ALI: Du glaubst, du kannst jetzt genug, um gegen mich zu kämpfen?

FRAZIER: Verdammt, ja! Selbst wenn ich nicht genug könnte. Aber ich würde dich niemals umlegen. Ein Mann, der seinen eigenen Kumpel umlegt, ist kein Mann.

ALI: Nicht unbedingt. Aber so, wie du mir jetzt ausweichst, so denkst du sicher auch: „Ich bin kein Mann." Denn du bist ja der Weltmeister, und du glaubst, alle im Kasten zu haben. Glaubst du wirklich, daß du mich vor der 15. Runde stoppen kannst?

FRAZIER: Klar. Ich schlage dich vor der 15.

ALI: Wirklich?

FRAZIER: Wirklich! Mensch, du weißt ja noch gar nicht, wie ich heute auf dich losgehen würde. Das hast du noch nicht gesehen. Kapiert?

ALI: Unmöglich, das schaffst du nicht, an meiner Linken kommt keiner vorbei.

FRAZIER: Nun hör mal zu, laß doch jeden machen, was er will. Genauso wie die mir meine Art lassen.

ALI: Mensch, mit deinem Stil kannst du doch kein Schwergewicht schlagen.

FRAZIER: Ich bin schon gegen ganz andere angetreten. Die hab' ich vielleicht zu Krüppeln geschlagen. Denen hab' ich Beine gemacht.

ALI: Ich geb' ja zu, daß du ganz gut bist, aber ich bin der Schnellste. Der Schnellste in der ganzen Weltgeschichte.

FRAZIER: Im Ausweichen vielleicht. Aber ich bin der Schnellste im Nachsetzen.

ALI: Wenn Ellis gegen dich so beweglich geboxt hätte wie gegen mich, dann hätte er gewonnen.

FRAZIER: Mensch, das kannst du doch nicht vergleichen. Das waren zwei völlig verschiedene Kämpfe. Bei dir war es doch so, daß Ellis dir ständig nachstellte. Verstehst du? Aber ich hab' ihn gehetzt. Das hatte der bis dahin noch nicht erlebt, daß einer so nachsetzte. Das ist doch wie bei dir; du hast doch auch noch keinen gehabt, der dich so durch den Ring gejagt hat.

ALI (unterbricht ihn): Karl Mildenberger hat mich gejagt; Liston, Henry Cooper, Chuvalo waren alle hinter mir her.

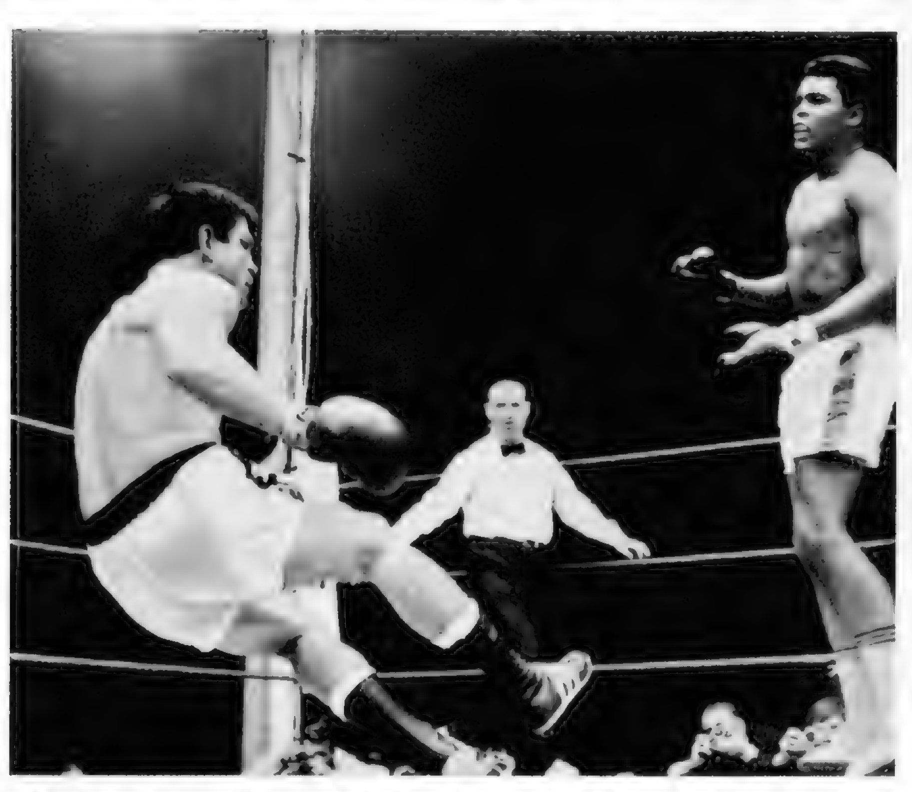
FRAZIER: Die sind zu langsam!

ALI: Mensch, jetzt will ich dir mal sagen, wie ich dich schlagen würde. Also, zunächst mal hast du keinen Jab.

FRAZIER (entgeistert, hält den Wagen fast an): Ich hab' keine linke Grade?

ALI: Fahr doch weiter! Paß auf! Nein, du hast keine linke Grade.

FRAZIER: Mensch, mit meiner linken Graden könnt' ich dir den Schädel



Ali im Kampf gegen Mildenberger in Frankfurt 1966: „Wir Schwarzen geben mehr her"

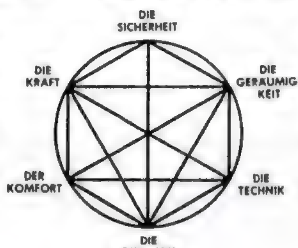
Renault 30 TS.



1 Jahr Garantie ohne km-Grenze

Renault 30 TS. Der Sechszylinder mit Vorderradantrieb und 5 Türen.

Renault 30 TS: Das ist das Spitzenprodukt einer Konzeption und zugleich der Anfang einer neuen Automobilgeneration. Das ist ein 2,7-Liter-Wagen mit fortschrittlicher Technik und dem von Renault entwickelten variablen Innenraum. Das ist aber vor allem die harmonische Kombination einer Vielzahl von Vorzügen.



Sehen Sie sich die untenstehende Zeichnung an: Sie symbolisiert die Einheit der 6 wichtigsten Eigenschaften, die aus einem großen Wagen ein gutes Auto machen. Sie läßt deutlich erkennen, wie sie sich gegenseitig verstärken. Jeder Vorzug harmoniert mit den übrigen. Darin liegt die Stärke des Renault 30 TS.

Die Sicherheit

Die Hauptanforderung heißt: Alles muß dazu beitragen, Fahrer und Mitfahrer zu schützen. Deshalb der Frontantrieb, die 4 Scheibenbremsen, das besonders sichere Zweikreis-Bremssystem mit lastgesteuertem Bremskraftregler (Blockierverhinderung) und die Einzelradaufhängung hinten. Der Renault 30 TS wurde gleichzeitig mit den Renault-Sicherheits-Versuchsfahrzeugen (B.R.V.)* entwickelt. Viele der dort erprobten Lösungen wurden übernommen: Die Renault 30 TS-Karosserie bietet daher die höchstmögliche Sicherheit, die an einem Serienfahrzeug verwirklicht werden kann. Diese Sicherheit wird durch den Komfort des Renault 30 TS, durch seine funktionelle Ausstattung und durch die Kraft seines V6-Motors vergrößert. Denn der kräftige Durchzug des 6-Zylinder-V-Motors macht das Überholen und Überqueren einer Kreuzung sicherer.

*B.R.V. = Basic Research Vehicle

Die Kraft

Die Stärke des 6-Zylinder-V-Motors liegt nicht nur in seinen 131 PS, sondern vor allem in seiner hohen Elastizität und Geschmeidigkeit. Schon bei niederer Drehzahl zieht er dank der 3 Vergaserfunktionen kräftig durch, und auch ab 160 km/h gibt er volle Beschleunigung. Zu Ihrer Sicherheit. Und er ist leise. Selbst bei hoher Geschwindigkeit ist es im Innenraum des Renault 30 TS angenehm ruhig.

Die Geräumigkeit

Sie ist ein wesentlicher Bestandteil des Komforts. Der Renault 30 TS hat viel Platz für 5 Personen. Die Fensterflächen sind groß. Großzügig der Kofferraum. Er ist mit wenigen Handgriffen verwandelbar, durchdacht, funktionell: So faßt er 400–1.400 Liter, Sie können ihn genau Ihren Wünschen anpassen. Jeder und alles hat seinen Platz, bequem und ohne Enge: Sie, Ihre Mitfahrer, Ihr Gepäck.

Die Technik

Für diesen neuen Renault wurden die erprobten Renault-Techniken weiter entwickelt – der Vorderradantrieb, die Einzelradaufhängung, die hohe Funktionalität des Innenraumes. Das ist fortschrittliche Automobiltechnik: Die Karosserie mit ihrer außergewöhnlich hohen Sicherheit. Zum Schutz der Insassen. Die Hinterradaufhängung, eine Doppelgelenkachse für sicheres und doch komfortables Fahren auf allen Straßen. Der V6-Motor mit Aluminiumblock und auswechselbaren Zylinderlaufbuchsen. Serienmäßig mit besonders laufleisem Viergang-Getriebe und Knüppelschaltung. Auf Wunsch mit einem 3-Stufen-Automatikgetriebe mit vorgeschaltetem hydraulischem Drehmomentwandler und elektronischer Wahl der Schaltstufen. Von Renault entwickelt und bereits seit Jahren bewährt.

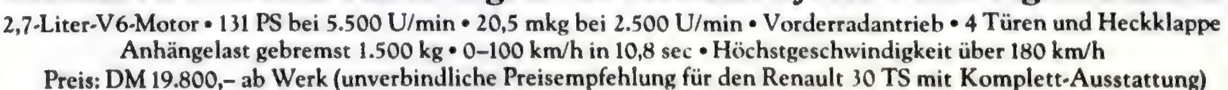
Der Komfort

Wichtig ist – auch für die Sicherheit –, daß man sich wohlfühlt und Herr über sich und seine Reaktion ist. Das heißt beim Renault 30 TS: Komfort-Sitze, die mit großer Sorgfalt körpergerecht entwickelt wurden. Komfort durch die umfangreiche Serien-Ausstattung, die elektrisch betätigten Fenster in den Vordertüren, die elektromagnetische Zentralverriegelung aller vier Türen, die beheizte Heckscheibe und die 4 Halogenscheinwerfer. Komfort für Augen und Ohren: Die Sicht ist perfekt, der V6-Motor ruhig. Lenkkomfort durch Servolenkung – serienmäßig.

Die Dynamik

Sehen Sie sich den neuen Renault an. Er ist kein Salonauto, sondern ein Reisewagen. Handlich und doch äußerst komfortabel. Für Ihre Sicherheit, für Ihre Gesundheit. Seine Karosserie wurde im Windkanal entwickelt. Das Ergebnis: Geringer Luftwiderstand, hohe Sicherheit, Raumkomfort. Sehen Sie sich ihn noch einmal an: Er strahlt Dynamik und Ausgeglichenheit aus. Und er beweist, daß ein Wagen mit fortschrittlicher Technik und hoher Sicherheit gut aussehen kann.

Renault 30 TS: Seine Stärke liegt in der Perfektion jeder seiner Eigenschaften.





75/5/7650/010

abreißen. Damit könnt' ich dich durchlöchern wie ein Maschinengewehr.

ALI: Nee, Mann. Du hast keine Beinarbeit. Du tanzt nicht.

FRAZIER: Nu hör mal zu! Da wissen offenbar ein paar Klugscheißer nicht, was läuft. Wenn ich bei jemandem in die linke Grade reingehe, dann tu ich das nicht mit meinem Kopf. Dann geh' ich da rein mit diesen Händen. Hier vorne, siehst du? Und wenn deine linke Grade kommt, dann hab' ich hier die Hand und fang' sie ab. Und dann kommt meine und trifft dich. Nichts leichter als das.

ALI: Das schaffst du nicht mit dem Abblocken, dafür komme ich ein bißchen zu schnell... Bist du dir denn darüber im klaren, daß ich viel zuviel Gewicht für dich hab'? Sieh mal, ich hab' 195 Pfund, wenn ich in Form bin.

FRAZIER: Das ist 'ne ganze Menge für einen, der um mich herumtanzen will, ich hab' 185.

ALI: Ich hab' dir ja gesagt, hätte Ellis alle Runden hindurch so gekämpft wie in den ersten zwei —

FRAZIER: Wie sollte er das können, wo er so unter Druck stand?

ALI: Ich halt' das fuffzehn Runden durch.

FRAZIER: Ich genauso. Ich genauso. Das ist es ja gerade, was die Sache so reizvoll macht. Nicht wahr, du selbst wirst nicht müde. Und ich weiß überhaupt nicht, was Müdigkeit ist. Da bin ich wie'n wildes Tier. Ich hab' nicht mal 'ne Blessur gekriegt. Ich renn' den ganzen Tag lang, ohne Pause. Hast du schon mal so'n wildes Tier gesehen?

ALI: Klar. Du weißt doch, daß ich meinen Gegnern Tiernamen gegeben habe. Du bist kein wildes „Tier". Patterson ist „Das Kaninchen", Liston „Der Bär". Und dich nenn' ich „Die Schildkröte".

FRAZIER: Von mir aus.

ALI: Joe Frazier, die Schildkröte.

FRAZIER: Bedächtig, aber standfest. Wenn du so schnell bist, wieso hat dich dann Marciano schlagen können?

ALI: Du meinst diesen Computer-Kampf? Du weißt, das war Betrug. Die Weißen kamen, um Marciano als den größten Schwergewichtler aller Zeiten zu feiern. Der er nicht war. Laß uns



beide mal beiseite. Wer sind nach deiner Meinung die beiden besten aller Zeiten?

FRAZIER: Na, Joe Louis und Jack Johnson.

ALI: Das denk' ich auch.

FRAZIER: Sicher, solche Ärsche wie Dempsey, Marciano, Tunney, die können kämpfen. Aber das ist doch kein Vergleich mit den Schwarzen. Ring-Stärke meine ich. Es gibt doch nur ein oder zwei Weiße, die wirklich kämpfen können. Ich will jetzt keinem zu nahe treten. Aber was Kraft angeht, das ist doch kein Vergleich mit den besten schwarzen Kämpfern. Die geben mehr her.

ALI: Genau.

FRAZIER: Deshalb halten wir Schwarzen ja auch schon so lange den Titel. Die kriegen keinen Weißen dahin. Die haben's nach Sonny versucht, die haben's nach Floyd Patterson versucht. Die haben's mit mir versucht. Aber ich glaub', der nächste, der mich besiegen wird, ist ein Schwarzer.

ALI: Es ist ein Schwarzer, und der bin ich, wenn ich wieder anfangen kann. Ich will dir mal was prophezeien. Ich will dir mal genau sagen, was passiert, wenn ich je gegen dich kämpfe.

FRAZIER: Vorsichtig, vorsichtig. Laß dich nicht hinreißen.

ALI: Ich will, daß das aufgenommen wird. Ich mach' jetzt mal einen Plan von den ersten fünf Runden.

FRAZIER: Wer sagt —

ALI: Laß mich mal. Dann kannst du sagen, was du tust. Also, jetzt die erste Runde — Gong! Ich komme heraus, aber ich tu erst mal gar nichts. Ich tu so, als wärst du ein Amateur. Zuerst kommt kein einziger Schlag. Ich tänzle herum und nehm' die Deckung bis zu



Entertainer Frazier: „Singen gehört für mich zum Training"




Place de Rémy Martin.
Ein Fine Champagne Cognac verlangt nun mal nach einem angemessenen Platz.
Hier ist er verborgen im Sockel einer kostbaren Lampe im Stil der »Art Nouveau« (um 1900).
FINE
V.S.O.P.
REMY MARTIN
COGNAC
Rémy Martin –
Fine Champagne
Cognac
Das Prädikat exclusiv
für den Cognac, der seine
Herkunft aus dem eng-
begrenzten Gebiet der
Champagne de Cognac
nachweisen kann.
Daher darf jede Flasche
Rémy Martin diese Karte
tragen.
REMY MARTIN
FRANZOSISCHES ERZEUGNIS
FINE CHAMPAGNE COGNAC

den Hüften runter. Und dann tänzle ich und bewege mich so, wie ich das bei Floyd Patterson gemacht hab'. Und du bringst nicht einen Schlag an. Aber ich laß dich die Runde gewinnen. Dann die zweite Runde — Gong! Ich komm ganz schnell heraus, aber ich schieß' mit nichts anderem als nur mit der linken Graden. Und meine rechte Hand hab' ich nur so unten an der Seite. Ich nehm' sie nicht mal zur Deckung hoch. Nichts als linke Grade, immer nur linke Grade, immer nur linke Grade, linke Grade... Die dritte Runde — Gong! Ich komm' heraus. Und jetzt kommt alles auf einmal: Beinarbeit, die linken Graden, die rechten Cross-Schläge, die linken Haken —

FRAZIER (wütend): Scheiße! Wenn's nach dir ginge, hättest du den Kampf schon gewonnen.

ALI: Und keine linke Grade, die in dieser Runde nicht trifft. Mag sein, daß ein oder zwei dich nur streifen. Aber all diese Linken sind schwere Schläge. An diesem Abend an der Kasse, da müssen die Leute unbedingt das Programm kaufen, und da drin steht ganz genau, Runde für Runde, wie ich das mache. So, als wenn du die Karte für ein Essen mit acht Gängen vor dir hast. So, als wenn du in ein Restaurant gehst oder in eine Show, oder wenn du in eine von deinen Rock-Veranstaltungen gehst. Da steht dann nichts drauf auf der Karte an diesem Abend, nur das Schema, wie ich gegen dich kämpfe. Und nach dieser fünften Runde —

FRAZIER: Nu hör auf —

ALI: Du sagst, was du zu sagen hast, wenn ich fertig bin. Laß mich erst mal mein Zeug zu Ende sagen. Du brauchst keine Angst zu haben.

FRAZIER: Angst?

ALI: Was denn sonst. Jetzt, in der fünften Runde —

FRAZIER (ärgerlich): Diesen Kampf möcht ich erleben!

ALI: Hör zu, die fünfte Runde...

FRAZIER: Was soll das denn? Du hast mich doch längst geschlagen.

ALI: Nee, nee, noch bist du nicht k.o. In der vierten Runde leg' ich dich lahm.

FRAZIER: Wer sagt denn, daß das so lange dauert?

ALI: Dann die fünfte Runde —

FRAZIER: Wie willst du das alles machen?

ALI: Ich mach' das mit einem rechten Cross. Und indem ich dich ständig belehre und auf dich einrede. Indem ich dir deine Lebensgeschichte vorerzähle.

FRAZIER: Auuu, Mann, du hast doch schon längst gewonnen.

ALI: Und nach dieser fünften Runde werd' ich neue Schläge erfinden. So, und was hast du nun zu sagen?

„Deinen Kopf krieg ich ein andermal."

FRAZIER (nach langem Schweigen): Was soll ich nun machen, wenn du das alles tust? Meine Knochen zählen? Ich will dir sagen, wie ich das sehe. Du schaffst es, sagen wir, über zwei Runden. Dann in der sechsten, da bleibst du auf der Strecke.

ALI: Auf keinen Fall! Hör mal, du solltest keine Voraussagen machen.



Ali gegen Patterson 1965: Klatsch, klatsch, klatsch

FRAZIER: Ich sag' es dir!

ALI: Aber ganz sicher, das schlag' ich dir aus der Birne. In der neunten Runde streckst du mir deinen Hintern entgegen.

FRAZIER: Ach, jetzt weiß ich: Du kannst nur über sechs Runden gehen. Aber in der vierten kannst du schon nicht mehr. So wird es kommen. Dann bist du schlapp.

ALI: Ich weiß, wie du Ellis psychologisch fertig gemacht hast. Du kamst von der Ed-Sullivan-Show, du branntest vor lauter Energie, einen Tag vor dem Kampf.

FRAZIER: Genau.

ALI: Du kamst da ganz lässig an, und dann hast du den Song gesungen: „Oooooohhhh baby, Oooooohhhh baby, I love you." Das hat Ellis schokkiert. Da hat er plötzlich gesehen, du

Die NRZ informiert

Heißer Draht für Bürger

Die politische Prominenz von Regierung und Opposition aus Bonn und Düsseldorf ist wieder „Zu Gast bei der NRZ", aber auch Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Kultur und vom Sport werden sich den Fragen der NRZ-Redakteure stellen.

Heißer Draht für Bürger – NRZ-Leser in direktem Telefonkontakt mit Gästen im NRZ-Pressehaus

Prominente stellen sich den Fragen der Bürger. U.a.: Die Sportchefs von ARD und ZDF diskutieren am Telefon über die Sportsendungen im Fernsehen. Soldaten und ihre Angehörigen können Verteidigungsminister Georg Leber, den kompetentesten Mann für ihre Fragen, anrufen. Die Urlaubsexperten der großen Reiseveranstalter werden wieder am NRZ-Telefon zu sprechen sein.

Die NRZ-Redaktion unter Leitung von Chefredakteur Jens Feddersen – ein Begriff für informative Berichterstattung, kritische Kommentare und sorgfältige Analysen

Zum redaktionellen Stil der NRZ gehört es, die Breite des Informationsangebotes aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur und vom Sport, überregional wie lokal, in besonderer Weise zu ergänzen und zu vertiefen.

„Heißer Draht für Bürger" und **„Zu Gast bei der NRZ"** – ein Teil des umfangreichen NRZ-Redaktionsprogramms Herbst '75, das mit einer Vielzahl von Aktionen und Veranstaltungen, Serien und Reports die NRZ noch interessanter macht. U.a.:

Informationen aus erster Hand – NRZ-Redakteure informieren sich an Ort und Stelle.

Treffpunkt Pressehaus – Das NRZ-Pressehaus als Treffpunkt für Prominente aus Politik, Wirtschaft, Kultur und vom Sport.

Serien, Reports und „heiße Eisen"

Veranstaltungen und Aktionen auf lokaler Ebene

Hintergrundberichte vom Sport

Das Verbreitungsgebiet der NRZ ist der Wirtschaftsraum an Rhein und Ruhr. Die NRZ erscheint mit ausführlichem Lokalteil in Essen, Düsseldorf, Krefeld, Duisburg, Moers, Dinslaken, Wesel, Kleve, Wuppertal, Velbert, Mülheim/Ruhr und Oberhausen.

Im Verbreitungsgebiet erhalten Sie die NRZ an jedem Kiosk und im Zeitschriftenhandel. Im Abonnement kommt die NRZ jeden Morgen zu Ihnen ins Haus.

Die NRZ – Regionalzeitung für das Rhein/Ruhr-Gebiet



NEUE RUHR ZEITUNG/NEUE RHEIN ZEITUNG
PRESSEHAUS NRZ · ESSEN


Birkin macht das Haar aktiv.
1
Es gibt 4 Stellen, an denen Ihr Haar täglich was braucht.
1
auf der Kopfhaut:
Birkin beseitigt Schuppen.
Birkin hält den Haarboden gesund und schuppenfrei. Schädliche Bakterien und Mikroorganismen werden beseitigt, die Kopfhautdurchblutung wird verstärkt.
2
an der Haarwurzel:
Birkin kräftigt das Haar.
Birkin baut das Haar systematisch von der Wurzel her auf. Das Haar beginnt wieder kräftig zu wachsen.
3
am Haartrichter:
Birkin wirkt gegen Haarausfall.
Birkin normalisiert den Kapillar-Durchfluß in der Kopfhaut. Es beseitigt weitgehend die Talgablagerungen an der Haarwurzel – daraus ergibt sich die ungehinderte Versorgung mit lebenswichtigen Nährstoffen.
4
am Haarschaft:
Birkin pflegt das Haar.
Birkin pflegt das Haar auch äußerlich und glättet Splißbrüche und Oberflächenrisse. Das Haar bekommt natürlichen Glanz und fülligen Sitz.
4
1
3
2
Birkin
Das Haarwasser
Birkin wirkt systematisch von außen
für normales und fettendes Haar
Birkin. Das Haarwasser.
DR. DRALLE

machst dir überhaupt nichts draus. So einfach lässig daherkommen und laut singen, wo du doch eigentlich ein bißchen Angst haben müßtest.

FRAZIER: Singen gehört für mich mit zum Training. Verstehst du, was ich meine? Das gehört zu meiner Arbeit: schwitzen, singen oder trainieren. Singen gehört immer dazu, das ist auch Training. So mach' ich das auch bei dir, denn du bist ja gut. Du kannst mit jeder Hand schlagen. Aber ich glaube nicht, daß du allzuviel Ahnung von einem Haken hast. Sieh mich an, ich bin für einen Haken wie geschaffen.



Ausgestoßener Boxer Ali in seiner Villa, im Trainingscamp: „Hey, Champ! Wann kommst du zurück?"

ALI (winkt unwillig ab): Ich will dir was sagen, mit deinem Haken. Ich lehn' mich zurück und weich' aus.

FRAZIER: Aber ich schlage zuerst gegen den Körper. Den Kopf krieg' ich ein andermal.

ALI: Mensch, du triffst doch den Körper nicht. Denn in dem Moment, wo du den Körper treffen willst, kriegst du von mir eine vor den Latz — ganz schnell. Wenn du rankommst, um meinen Körper zu treffen mit deinen kurzen Armen, dann geht es KLATSCH! KLATSCH! — KLATSCH! — KLATSCH! Alles auf dich drauf! Du kriegst meinen Körper nicht, höchstens im Clinch, oder wenn du mich festhältst.

FRAZIER: Na, das mußt du erst mal zeigen.

Wir waren jetzt auf der 52. Straße in New York, und Frazier ging mit der Geschwindigkeit runter und latschte auf die Bremse. Ich stieg aus.



Die Leute auf dem Bürgersteig blieben stehen, blickten hin, waren baff, stießen einander an. Obwohl ich seit fast drei Jahren draußen war, rannte eine Gruppe von Hippie-Teenagern, die von einer Show kam, auf mich zu und rief: „Hey, Champ! Wir warten auf dich, Champion! Wir warten auf dich!" Ein Mann in einer roten Sportjacke mit einem Pudel winkte ein paar Leute ran: „Kommt her. Da ist Muhammad Ali."

Ein paar Show-Girls kamen quer über die Straße. Eine rief: „Wann kommst du zurück?" Eine andere: „Wie ist es mit dem Kampf gegen Frazier?"

Frazier war nicht ausgestiegen. Ich zeigte auf den Cadillac. „Leute, da ist der Weltmeister im Schwergewicht, Joe Frazier! Da drinnen. Fragt ihn, Joe Frazier!"

Ein oder zwei Leute grinsten verständnisvoll, als hätte ich ihnen ein Geheimnis anvertraut. Der Kerl mit dem Pudel zog seinen Hund rüber und schnüffelte um Joe herum, dann gab er sein fachmännisches Urteil ab. „Frazier? Das ist nicht Frazier."

Während ich Autogramme gab, schaute ich auf, um zu sehen, ob Joe noch da war. Ich wollte zu ihm herübergehen, zu ihm ins Auto steigen. Er stand jetzt am Rand der Menge. Sein Cowboy-Hut saß ihm schief im Gesicht.

Als sich aber unsere Augen trafen, beschlich mich ein frostiges Gefühl. Sein Blick war der eines umherziehenden Revolverhelden, der in die Stadt kommt, um der Schnellste beim Schießen zu sein.

In seinem Blick war kein Neid und keine Eifersucht, nur so eine Kälte, ein überlegtes Abschätzen, denn er wußte, die Welt würde ihn nur dann wirklich als den Champion anerkennen, wenn er mich im Ring schlug.

Im nächsten Heft

Ali und Frazier inszenieren eine Schein-Schlägerei, um den Boykott gegen den Ex-Weltmeister zu brechen — Georgia und New York erteilen Ali eine Boxerlaubnis — Erster WM-Kampf zwischen Frazier und Ali

Rührt euch, weitermachen

Die Deutsche Hochschule für Körperkultur (DHfK) in Leipzig ist die Keimzelle des DDR-Sportwunders. Wichtige Entdeckungen erfährt allerdings nicht einmal die Sowjet-Union.

Dankbar erhöhte der DDR-Staatsrat den Jahresetat auf 120 Millionen Mark. Als Zugabe empfing die Deutsche Hochschule für Körperkultur die höchste Auszeichnung, den Vaterländischen Verdienstorden in Gold.

Wohl zu Recht — denn die Leipziger Sport-Uni bildete die Fachleute aus, die der 17-Millionen-Republik im Wettkampfsport auf den dritten Platz hinter den Supermächten USA und UdSSR verhalfen, mit denen sie die Bundesrepublik sportlich überholte. Zum 25. Jubiläum ihres Medaillen-Labors führte die DDR einer Delegation des bundesdeutschen Sportbundes (DSB) ihr Glanzstück vor.

„Wir haben trotz knurrendem Magen rechtzeitig erkannt, welche Wege beschritten werden müssen", erinnerte sich DHfK-Professor Dr. Heinz Meurer. „Jetzt ernten wir die Früchte." Die ersten Sportlehrlinge bezogen 1950 in Leipzig Klassenräume an der Stalin-Allee — mittlerweile heißt sie Friedrich-Ludwig-Jahn-Allee.

Etwa 400 Lehrkräfte drillen ungefähr 2000 Studenten, zur Hälfte im Fernstudium. Ihnen stehen neben Hörsälen und der umfänglichsten Sportbibliothek mit 75 000 Bänden und 600 Zeitschriften elf Sporthallen, ein modernes Bad und das Leipziger Zentral-Stadion (100 000 Zuschauer Fassungsvermögen), das größte in Deutschland, zur Verfügung. Von durchschnittlich 200 Mark Stipendium werden ungefähr 120 Mark für Unterkunft und Verpflegung abgezogen.

Ideologische Fitneß schätzt die SED höher ein als Spring- und Sprintvermögen. „Die Studierenden werden zu sozialistischen Persönlichkeiten erzogen und ausgebildet", heißt es in der Fachzeitschrift „Theorie und Praxis der Körperkultur". Sie lernen in 300 Ideologie-Stunden während der vier Studienjahre „im Auftrag der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei mit hohem Staatsbewußtsein die gesellschaftlichen Aufgaben" zu erfüllen.

Die Elite-Uni verschanzt sich hinter dem Numerus clausus einer Durchschnittsnote von 2,0. Die besten Chancen haben Abiturienten von Kinder- und Jugend-Sportschulen.

Im Hörsaal herrscht zuweilen militärischer Ton. Mit „Achtung" wird der Rektor begrüßt, und er kommandiert dann „Rührt euch, weitermachen". Die Disziplin und der Leistungsdruck der Perspektivpläne für jeden einzelnen schaffen sich offenbar ein Ventil: Zu den DHfK-Einrichtungen gehört auch ein Kindergarten mit 120 Plätzen.

„Das einzige Kriterium der Wahrheit ist die Praxis", bestimmte der frühere Rektor Professor Dr. Günther Wonneberger. Deshalb verlangt das Studium den Studenten Wettkampf-Praxis in einer Spezial-Disziplin ab.



Biomechanische Kraftmessung an der DHfK
Auch vor Freunden Geheimnisse



Leipziger Hochschule für Körperkultur: Verdienstorden für das Medaillen-Labor

Deshalb ist der DHfK auch die Hochschulsportgemeinschaft SC DHfK mit 27 Sportarten zugeordnet. Sechs Olympiasieger, 33 Europa- und Weltmeister beweisen die gelungene Verbindung von Theorie und Praxis. Als Muster-Athletin gilt die Weltrekordlerin und Olympiasiegerin im Kugelstoßen, Margitta Gummel. Sie lehrt inzwischen als Dozentin an der DHfK und ist Bezirks-Abgeordnete in Leipzig.

Aber Medaillen fallen für DHfK-Studenten mehr beiläufig ab. Ziel der Ausbildung sind

▷ erstklassige Trainer für den Leistungssport,

▷ ideologisch sattelfeste Funktionärskader,

▷ wissenschaftlicher Nachwuchs, der es in Leipzig bis zum Sportprofessor bringen kann.

Unter den bislang 8146 in Leipzig ausgebildeten Diplomsportlehrern befanden sich der frühere bundesdeutsche Kunstturn-Bundestrainer Eduard Friedrich und Kurt Rosentritt, der drei kubanische Boxer zu Olympiasiegern trimmte. Die DHfK dient auch als Mittel der Außenpolitik: Am Institut für Ausländerstudium lernten in Acht-Monats-Kursen schon 1209 Trainer und Funktionärskader aus 40 Ländern das Sporthandwerk und die ideologische Linkswendung.

Doch die wohl wichtigste Errungenschaft der DHfK ist das Forschungsinstitut. Es entwickelt Trainingsmethoden, Kriterien zur frühzeitigen Talent-

entdeckung, und moderne Ausrüstung. DDR-Schwimmerinnen überraschten etwa mit hautengen, nahtlosen Trikots. Im Strömungskanal erforschten DHfK-Wissenschaftler die ideale Gleitlage für Schwimmer. So überholten die DDR-Schwimmerinnen die USA.

Wichtige Ergebnisse geben die DDR-Sportwissenschaftler allerdings nicht preis, solange sie ihren Athleten einen Vorsprung versprechen. „Die Sportmedizin in der DDR unterliegt der gleichen Geheimhaltungsstufe wie militärisches oder atomares Wissen", beklagte der Kölner Sportmediziner Professor Dr. Wildor Hollmann. Sogar gegenüber den sowjetischen Freunden, die einst die intellektuelle Grundausstattung lieferten, wahren die DHfK-Forscher Geheimnisse.

„Wir haben soviel gesehen wie in einem Chemie- oder Physikraum", berichtete Willi Weyer, der Präsident des Deutschen Sportbundes, jüngst nach seinem Besuch im Forschungsinstitut. „Ja und dann lag da", fügte er hinzu, „auch noch eine Leiche rum wie in der Anatomie."

KUBA

Schläger statt Kanonen

Eine neue Sportgroßmacht scheffelt Medaillen. Kuba erkämpfte „sozialistische Siege gegen das kapitalistische Amerika".

An den ersten Wettkampftagen der Panamerikanischen Spiele in Mexico City gratulierte Ministerpräsident und Sportfan Fidel Castro jedem kubanischen Sieger einzeln am Telephon. Dann mußte er zur Gruppen-Gratulation übergehen, so erfolgreich bestanden seine Athleten im Duell gegen die Mannschaft der dreiundzwanzigmal volkreicheren USA.

Für die westliche Hemisphäre gelten die Amerika-Spiele als Test-Olympiade für die jeweils ein Jahr später stattfindenden Olympischen Spiele. Kuba hatte sich am gründlichsten vorbereitet.

Nahezu unbemerkt von den Europäern hat sich auf der Karibik-Insel seit Castros Sieg (1959) ein ähnliches Sportwunder vollzogen wie in der DDR. „Weil ein Tennisschläger billiger ist als eine Kanone", wie die „New York Times" schrieb, „ist eine erfolgreiche Mannschaft von Weltklasse-Athleten" ein bewährtes Propaganda-Instrument.

Castro bestritt allerdings, daß Sport ein Mittel der Politik sei: „Es ist genau umgekehrt — Politik ist ein Mittel des Sports; Sport ist kein Instrument, sondern ein Ziel für alle." Tatsächlich aktivierte er jeden vierten Bürger seines Landes — 2,2 Millionen Kubaner.

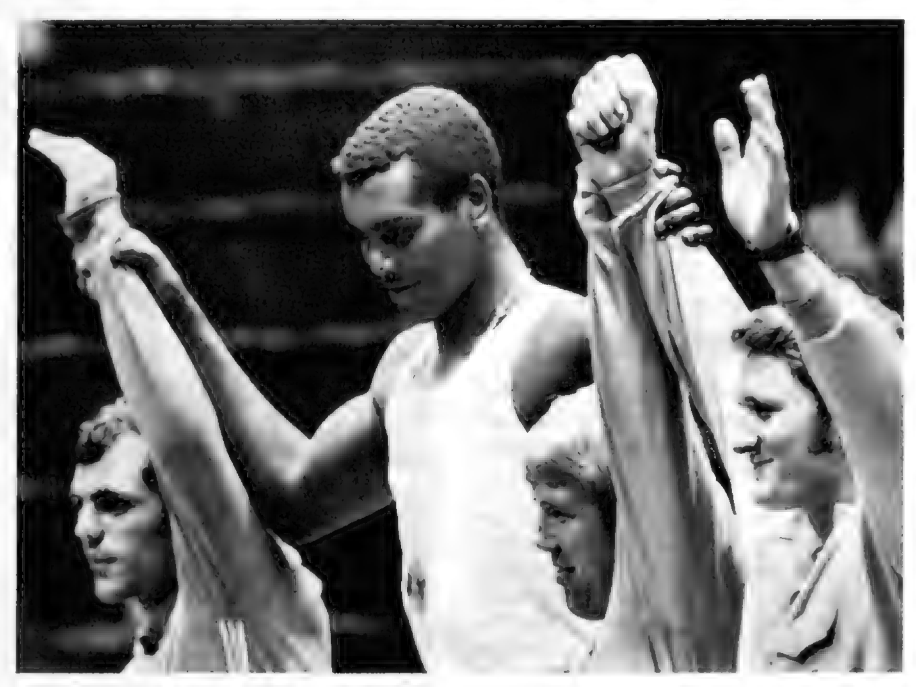
Den Leistungssport hatte Castro nach dem Vorbild, mit den Methoden und mit Trainern des Ostblocks aufge-

baut: Er führte in allen Schulen Sport ein. Der Talentsuche dienen — entsprechend den kommunistischen Spartakiaden — Jugendspiele mit 250 000 Teilnehmern. Bei einem Staatsbesuch eröffnete Breschnew 1973 in Havana die erste Jugendsportschule „Lenin" für mehr als 4000 Nachwuchs-Sportler. Zudem entstanden eine Sporthochschule und ein sportmedizinisches Institut.

„Das hat uns große Opfer gekostet", gestand der frühere Baseball- und Basketball-Amateur Castro ein — das mußte anderweitig abgeknapst werden. Doch die sportlichen Investitionen haben sich ausgezahlt. Bei den Panamerikanischen Spielen sprengte Kuba seine Isolierung und gewann unter den lateinamerikanischen Fans durch seine Erfolge Millionen Anhänger. Gemeinsam mit ...

Nach Mexico City schickte der Máximo Líder 502 Athleten, die größte Streitmacht. Sie reiste fünf Wochen vorher an und bereitete sich auf der Höhe Mexico Citys (2200 Meter) vor. Marathonsieger Rigoberto Mendoza, der noch zu Castros Kampfgenossen gehört hatte, trainierte sogar in einem sowjetischen Höhenlager.

„Sozialistische Siege gegen die Sportler aus dem kapitalistischen Amerika" prophezeite ein Equipen-Sprecher. Die Kubaner erkämpften sie mit einer Doppel-Strategie aus sportlichen Glanzleistungen und psychologischer Kriegführung. Sie feuerten jeden Sportler des Gastlandes Mexiko an und brachten die mexikanischen Zuschauer, vorwiegend Studenten, auf ihre Seite. Sobald Amerikaner einem Sieg näher rückten,



Kubanischer Box-Olympiasieger Stevenson: „Mich interessieren keine Dollars"

schickt nutzten die Kubaner das in Lateinamerika verbreitete Ressentiment gegen die Gringos aus den USA.

Nach den Spielen 1971 im kolumbianischen Cali blieben allerdings auch mehrere Kubaner in kapitalistischen Ländern zurück. Ein kubanischer Masseur stürzte aus seinem Zimmer im dritten Stock des Athleten-Dorfes und starb; Gerüchte unterstellten Mord.

Bei den Studenten-Weltmeisterschaften 1973 bearbeiteten die kubanischen Basketballspieler ihre US-Gegner mit Fäusten und Flaschen. US-Manager trachteten den Box-Olympiasieger im Schwergewicht, Teofilo Stevenson, mit Dollar-Millionen anzulocken. „Mich interessieren keine Dollars", antwortete er, „sondern mein Volk und die Revolution."

Mit acht Weltmeisterschafts-Medaillen überholten Kubas Boxer 1974 sogar die führende UdSSR. Seit 1971 verteidigen die Baseball-Amateure die Weltmeisterschaft vor den USA.

pfiffen, buhten und zischten Mexikaner und Kubaner gemeinsam.

„Cuba sí — Yangui no", brüllten die Zuschauer während des Frauen-Volleyballspiels Kuba gegen USA. „Sogar im Athleten-Dorf versuchten Kubaner uns beim Vorbeigehen zu rempeln", berichtete die farbige US-Weitsprungsiegerin Martha Watson. „Das gibt es im Ostblock nicht."

Tatsächlich versagten einige verunsicherte US-Favoriten. Im Gewichtheben stemmten die Kubaner 20 von 29 möglichen Medaillen. Auch im Boxen siegten sie auf Kosten der USA. Sogar in der Leichtathletik rückten die kubanischen Athleten mit 26 Medaillen dichter als je zur US-Equipe (39 Medaillen) auf. Erst ihren Schwimmern und Schützen verdankten die USA schließlich einen Medaillen-Vorsprung.

Für die übrigen Teilnehmer hatte der sportliche Ersatzkrieg zwischen den USA und Kuba fatale Folgen: 31 Nationen blieb ein Viertel der Medaillen. ◆

Frühstück à la Krups...

für gute Morgenlaune



Jetzt bei Ihrem Fachhändler.



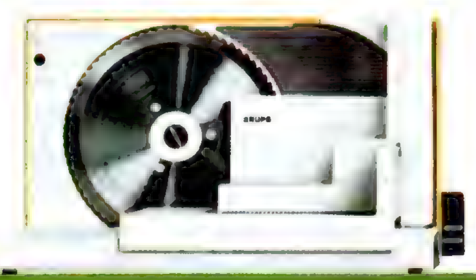
Krups Caffina Super,
Mahlwerkmühle fürs aromaschonende Mahlen – mit Vorratsbehälter, Dosierautomatik und Wandhalter. Stufenlose Einstellung des Feinheitsgrades – je nach Geschmack, Filter- und Kaffeeautomatentyp.



Krups Duomat,
der Doppelautomat bereitet zwei verschiedene Getränke gleichzeitig, z. B. Kaffee und Tee, Kaffee und koffeinfreien Kaffee usw. Mit zwei getrennten Systemen und zwei Warmhalteplatten – bis zu 6 Tassen rechts und bis zu 6 Tassen links.



Krups Toaster,
der stufenlos bräunende Toaster für knuspriges Brot und frische Brötchen



Krups Universal-electronic,
der Allesschneider, der automatisch besser abschneidet, was scheibchenweise auf den Frühstückstisch gehört.



Krups Ovomat,
der automatische Eierkocher fürs wunschgemäß gekochte Frühstücksei – von hart bis weich.



Krups Presso,
die Zitruspresse mit Universal-Preßkegel für saftige Frühstücksvitamine, die fit machen.

KRUPS
Technik mit Komfort

szene

TV: Querelen um Berliner Jazztage

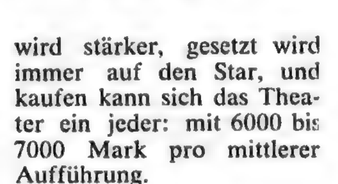
Das Programm ist attraktiv und ausgewogen wie selten, die Stimmung der Veranstalter gleichwohl gedämpft. In den acht Shows der Berliner Jazztage vom 5. bis 9. November werden „The Music of Louis Armstrong“ und bester Free Jazz (Cecil Taylor, Charles Mingus) geboten; es gibt erlesenen Nachtclub-Swing mit Carmen McRae, eine Bluesnacht mit Bo Diddley, Rock mit „Weather Report“, lateinamerikanische Trommler und die lyrischen Konzertstücke von Mike Gibbs. Aber bis letzte Woche war unklar, ob das Festival auch komplett im Fernsehen übertragen wird. Nach zwölf Jahren Kooperation mit der ARD hatte Jazztage-Promoter Ralf Schulte-Bahrenberg nämlich ohne Absprache mit den ARD-Partnern vier Konzerte ans ZDF verkauft. Die ARD-Jazzmänner, die ohnehin nur drei Veranstaltungen verbindlich übernehmen wollten, kürzten daraufhin ihr Honorar-Angebot. Mit der Differenzsumme, 15 000 Mark, wollen sie sich am „Gegenfestival“ nicht eingeladener europäischer Free Jazzer beteiligen, denn „die offiziellen Jazztage“, so NDR-Redakteur Michael Naura, „sind ein unseliges Ränkespiel um Musik, Geschäft und Politik“. Schulte-Bahrenberg: „Ich muß akzeptieren.“

Kunst: Immer noch Erregung

Der letzte Akt ist längst noch nicht in Sicht: Diesem „immer wieder erregenden Thema“ (so Recklinghausens Kunsthallenchef Thomas Grochowiak) sind nach wie vor große Künstlerscharen auf der Spur — Adepten der aktuellen Body Art mit Film und Photo ebenso wie realistische Pinselvirtuosen. Jüngster Beleg: Als der 5000-Mark-Preis „Junger Westen“ diesmal, ein wenig kurios, für Darstellungen „unbekleideter oder kaum bekleideter“ Menschenleiber ausgeschrieben wurde, gingen 998 Werke von 248 Künstlern ein. Nach der Jury-Auswahl blieben 106 nun in Recklinghausen massiert zur Schau gestellte Nuditäten übrig, bei denen ein von Grochowiak vermutetes „unbefangeneres, selbstverständliches Verhältnis zu Körper und Eros“ Verqueres und Brutales nicht ausschließt. Der Preis wurde, statt für wohlgefällige Pin-up-Schönheit, für die harten Zeichnungen („Prostituiertenmord“) des Wahl-Hamburgers Erhard Göttlicher vergeben.









„Junger Westen“-Akte

Theater: Stars auf Tournee

Bald tingeln sie wieder: der Kuli und die Steeger, Elke Sommer und Curd Jürgens, die Flickenschildt, die Gorvin, die TV-Kommissare Felmy und Tappert, Eva Renzi und Will Quadflieg. Die 14 Tournee-Unternehmen, die sich zum Bund vereinigt haben, avisieren jetzt ihre Programme für die Saison 76/77. An die 120 Inszenierungen, Musik- und Kindertheater inklusive, stehen zum Verkauf, von Anouilhs „Antigone“ bis Zellers „Vogelhändler“, von Goethes „Iphigenie“ bis Wouks „Meuterei auf der Caine“, von Krimskrams wie „Pepsie“ und „Gute Nacht, Frau Puhmeier!“ bis zu einer Fassbinder-Uraufführung („Der Wolfsmann“). Die Konkurrenz zu den kommunalen Theatern wird stärker, gesetzt wird immer auf den Star, und kaufen kann sich das Theater ein jeder: mit 6000 bis 7000 Mark pro mittlerer Aufführung.

Konzerte: Pleiten im Popgeschäft

Nach einem trüben Herbst fürchten Westdeutschlands Konzertveranstalter einen harten Winter. Beinahe nichts geht mehr: Prominente Rock-Stars wie John Mayall füllen die Säle ebensowenig wie hochgejubelte Newcomer-Bands („Lynyrd Skynyrd“); auch Schlagersänger und Liedermacher (Reinhard Mey) klagen über schwachen Besuch. Zahlreiche Konzerte mußten abgesagt werden, viele Tourneen werden verkürzt. Ein paar Ausnahmen wie Otto, Udo Jürgens, Santana und der „Pablo“-Jazz können die düstere Veranstaltungsbilanz kaum aufhellen: Fast die Hälfte aller Konzertkarten blieb in den letzten beiden Monaten unverkauft. Grund: Die Agenturen bieten zu viel zu teuer an. Knapp 900 Konzerte in 100 Tagen bei Durchschnittspreisen um 20 Mark überfordern die Fans.

Zitat

Die einen kommen ins Simmelreich, die anderen in die Bölle.

Buchhändler-Bonmot über Literatur-Käufer.



Hitchcock (r.) bei Dreharbeiten zu „Family Plot“

Film: Hitchcocks Opus 53

Anläßlich seines 53. Films, „Family Plot“, lud der rüstige Grusel-Greis zur PR-Party — wohin? Auf einen Schauplatz seines Films, auf einen Gottesacker, und dort hatte Alfred Hitchcock für jeden Journalisten noch ein Präsent bereit: einen mit Namen versehenen Grabstein. Hitchcocks neuer Thriller ist, sagt der Meister, eine „sehr, sehr komische“ Kidnapper-Story mit übersinnlichem Aspekt: Eine Spiritistin bringt die Polizei auf die Spur eines Ganoven, der einen Bischof während der Messe aus einer Kathedrale von San Francisco verschleppt hat.

75 Jahre **Dual** *Zum guten Ton gehört Dual*

Dual CS 1249 – Belt Drive. HiFi-Automatikspieler mit Wechseleinrichtung. Leistung und Preis setzen neue Dimensionen.

Der Dual CS 1249 verbindet ausgereifte Antriebskonzeption mit hohem Bedienungskomfort. Seine technischen Werte stufen ihn in die Spitzenklasse professioneller HiFi-Plattenspieler mit Riemenantrieb ein. Der neue, extrem laufruhige Dual 8-Pol-Synchronmotor treibt über einen Präzisions-Flachriemen den Plattenteller an. Neuartig: Riemenschonende Drehzahlumschaltung mit Vorwahlautomatik. Tonhöhenabstimmung mit »Vario-Pulley«.

Leuchtstroboskop für Drehzahlkontrolle. Wählbare Dauerspieleinrichtung. Mode-Selector zur optimalen Einhaltung des vertikalen Spurwinkels bei Einzelspiel und Wechselbetrieb. Präzisions-Tonarm verwindungssteif, kardanisch gelagert, mit Magnet-Tonabnehmer-System Shure DM 103 M-E. Antiskating-Einrichtung.



Lassen Sie sich von Ihrem Fachhändler beraten!

Dual Gebruder Steidinger, Abt. FL, 7742 St. Georgen/Schwarzwald

Niederlande: Rema Electronics B.V., Abt FLN, Isarweg 6-8, NL-1015 Amsterdam-Sloterdijk

Osterreich: Othmar Schimek, Abt. FLA, Willibald-Hauthaler-Str. 23, A-5020 Salzburg

Schweiz: Dewald AG, Abt. FLC, Seestr. 561, CH-8038 Zürich

Dual HiFi-Beratungsscheck

Schicken Sie mir kostenlos den Spezialprospekt Dual CS 1249 und den 68 seitigen Dual-Farbkatalog '75/76. (Absender bitte deutlich schreiben)



Für Eltern,
die beim Schenken
denken.
Ein Jahr hat mehr als
nur 2 Weihnachtstage, an
denen sich Kinder freuen sollen.
fischertechnik wird Ihr Kind viele
Tage und Jahre lang faszinieren.
Problemlos ist der Anfang für
jedes Kind – vernünftig
sind die Preise.
Jahr für Jahr ver-
doppelt sich die Zahl
der Familien, in denen
fischertechnik Kinder und
Eltern begeistert. Übrigens:
Noch schöner als fischertechnik ist
fischertechnik plus fischertechnik-hobby-
welt. Im Spielwarengeschäft weiß man mehr.
fischertechnik
fischertechnik
Das Konstruktionsspiel für Kinder-
Jugend-hobby-Jahre
fischer

Ausgestellt: Der Künstler und sein Double

Das Leben zielstrebig in Kunst umsetzen oder das Leben vor der Kunst erretten — diese gegensätzlichen Grund-Ideen verfechten zwei deutsche Konzept-Künstler in zwei Ausstellungen: In Braunschweig dokumentiert Timm Ulrichs seine Existenz als „lebendes Kunstwerk", in Karlsruhe erklärt Jochen Gerz das Museum düster zum KZ.



Ulrichs (mit „Höhenschichtenmodell"): „Denken Sie immer daran, mich zu vergessen!"

Gegen den Künstler Jochen Gerz hat der Künstler Timm Ulrichs schon einmal einen Anwalt eingesetzt. 1971 ließ er dem Kollegen formell und drohend Plagiat vorwerfen: Farbbänder aus eigener Schreibmaschine, wie Gerz sie damals ausstellte, hatte Ulrichs schon eine Weile früher als „literarisches Gesamtwerk" publik gemacht. Die Demarche war erfolgreich, Gerz zog sein Stück zurück.

Wer sich vergleichsweise vorzustellen versucht, es hätte Masaccio die Anwendung der Zentralperspektive oder Picasso den Kubismus der Konkurrenz gerichtlich untersagen wollen, ermißt, wie weit die Kunst inzwischen fortgeschritten ist: bis in die Akten der Patentämter, wo eben nicht Bilder, sondern Einfälle registriert werden.

Die Möglichkeit einer derart avancierten Kunst, ja, von Kunst überhaupt, steht zur Debatte, wenn Ulrichs, 35, und Gerz, 35, ihre Ideen nun gleichzeitig in großen Ausstellungen präsentieren* — keineswegs, trotz Berührungspunkten wie bei der leidigen Farbband-Affäre, als Künstler-Original und Double, viel eher als Gegen-Spieler in der gemeinsamen Sparte. Der Kontrast markiert die Spannweite der aktuellen „Konzept-Kunst" der Gesten und Gedanken.

Auffällig ist der Unterschied der Stimmung an beiden Schau-Plätzen. Ulrichs hat kunterbunt inszeniert wie für ein Jahrmarktspektakel. Zwischen Schrifttafeln prangt auf Gemälden grellfarbige Trivialheraldik, ein Weckglas ist mit kleinen Globen angefüllt, ein gedeckter Frühstückstisch mit Tarnmustern überzogen. Unverkennbar: Es darf gelacht werden.

Gerz dekoriert schon eher wie für ein Beckett-Stück. Neben dem Schwarzweiß von Photos und beschriebenem Papier kommt ein stumpfes Braun als einzige Farbe vor. Zuletzt gerät der Besucher in einen abgedunkelten Raum, in dem auf roh gezimmerten Tischen Bücher zur eben im Dämmerlicht noch möglichen Lektüre bereitliegen. Sie erklärt den realen Hintergrund des Arrangements: das Museum des einstigen KZ Dachau. KZ als Museum, Museum als KZ.

Die Horror-Metapher drückt prinzipielle Skrupel aus, sich im Kunstbereich einzurichten, während Ulrichs dies Terrain freudig und selbstbewußt in Besitz nimmt. Allzuoft ist er als Minenleger in heiligen Hallen verkannt worden. In Wahrheit besitzt die Kunst keinen zuverlässigeren Jünger als diesen Timm Ulrichs, der sich buchstäblich mit ihr identifiziert.

Die ergiebigste Idee, die ihm je gekommen ist, war er nämlich gewissermaßen selber: Er hat sich 1961 zum „ersten lebenden Kunstwerk" erklärt, hat sich später selber ausgestellt sowie (per Tätowierung) signiert und schließlich beim Amtsgericht seines Wohnsitzes Hannover ins Musterregister eintragen lassen. Er ließ seinen Leib exakt als „stereophotogrammetrisches Höhenschichtenmodell" nachbilden, gab seine Körperlänge als Maß-Stab an und offerierte jedermann, so jüngst in den ZDF-„Aspekten", die „Freundschaft des berühmten Totalkünstlers Timm Ulrichs".

Das alles bezeugt den (da Kunst ohnehin ständig neu zu definieren ist, nur logischen) Entschluß, die Kluft zwischen Kunst und Leben durch Definitionen zu schließen, und verdient ernster genommen zu werden, als das dem Gedankenakrobaten meist widerfahren ist. Ulrichs war mit Ideen zur Konzept- und Körperkunst schon lange ausgelacht worden, bevor Kollegen noch damit zu Ehren kamen. Nun läuft er sei-

* Ulrichs beim Kunstverein Braunschweig bis 9. November, danach in Hagen und Heidelberg. Katalog 120 Seiten; 14 Mark. Gerz beim Kunstverein Karlsruhe, danach in Duisburg und Braunschweig. Katalog 156 Seiten; 14 Mark.

nen Geistesblitzen mühsam als Prioritätshansel nach.

Daß Ulrichs gewöhnlich unter die puren Spaßmacher einsortiert wird und daß seine Einfälle anderswo wiederkehren, hat mit ihrem leicht konsumierbaren Witz zu tun. Ulrichs feilt, in Wort und Objekt, ulkige Tautologien (Prinzip „Selbstdarstellung“) und Paradoxe, erklärt den Erdball zum Globus im Maßstab 1:1 und sprudelt Sätze wie: „Am Anfang war das Wort am“ oder „Denken Sie immer daran, mich zu vergessen!“

„Kapierlyrik“ nennt das mißbilligend Jochen Gerz. Ulrichs seinerseits mokiert sich über den Kollegen: „In zwei Jahren wird er nur noch unter Tränen auftreten.“

Reihung oder als Bild im Bild; bisweilen streicht er sie einfach mit brauner Graphiker-Farbe zu. Die Texte darunter erscheinen doppelt (mit der Hand und der Maschine geschrieben), sind ohne erkennbaren Bild-Bezug und selbst nur fragmentarisch. Oft läßt Autor Gerz (der von der Literatur zur Bildkunst kam wie Ulrichs von einem Architekturstudium) darin handkehafte Sehnsucht nach jener wahren Empfindung anklingen, der alles Zergliedern tödlich wäre: „Schon dem bloßen Hinsehen schien es nicht gewachsen, viel weniger aber der Wiedergabe. Die Kenntlichkeit hätte es nur entstellt.“

Menschliches Leben durch Sprache entstellt fand Gerz in der mit Verboten gespickten Dachauer „Gedenkstätten-



Gerz (beim Aufbau von „Eurydike“): „Dem Hinsehen nicht gewachsen“

Gerz ist in vielen Punkten ein umgewendeter Timm Ulrichs: Wo der Aphorismen zuspitzt, streut Gerz vage raunende Textbruchstücke aus; er sucht den Zusammenhang von Bild und Wort zu stören, statt „Sprache ding-fest machen“ zu wollen (Ulrichs); Leben und Kunst hält er mit Anstrengung getrennt.

Ulrichs mag seine Medien, Bild und Sprache, befragen, Gerz denunziert sie. Seine Arbeit dreht sich um das Verhältnis von Realität und Wiedergabe. „Die Reproduktion“, sagt der Künstler, „schließt ihr Original aus und diskriminiert es.“ Beleg: Als sich auch Gerz selber ausstellte, einmal in Basel und einmal an seinem Wohnort Paris, blickten Passanten allein auf das lebensgroße Porträtphoto neben ihm.

Folglich entwertet Gerz in Photo-Text-Arrangements die Photos durch

Ordnung“. Für sein Environment verstärkte er die Assoziation Lager-Museum durch Geräusche von Schreibmaschinen und Photo-Verschlüssen, die aber wie Gewehrsalven klingen.

Der Umstand immerhin, daß dieselben Medien, die den Zugang (welchen?) zum Leben angeblich so schlimm verstellen, imstande sind, die eigene Negation auszudrücken, relativiert doch die Attacke. Es sind (gelegentlich bis zum Plagiatsvorwurf) dieselben Mittel, die auch forsche Zuversicht formulieren können — noch genügend Spielraum für die Kunst.

Gerz selber kennt versöhnliche „Versuche, mich zu widerlegen“: Zur Eröffnung seiner Ausstellung demonstrierte er ein schlichtes „Stück“ mit dem Titel „Ich komme gleich zurück (Eurydike)“. Nach Abgang ließ er sich die Stellvertretung durch ein Gerz-Photo gefallen.

Jürgen Hohmeyer

Wenn's brenzlig wird, ist hohe Beschleunigung gut. Die hat die Giulia Super 1600 L. Ihr Motor (103 PS) bietet bei

Alfa Romeo

Nuova Super

130 km/h noch 50% Leistungsreserve: Für 12.990 DM. (Unverbindliche Preisempf. incl. MWSt.) Alfa Romeo

Seit 1.10.75 1 Jahr Garantie ohne Km-Begrenzung

„Mr. Curtiz lebt nicht mehr hier"

Peter Handke über die neuen Filme von Jean-Luc Godard und François Truffaut

Ihre neuen Filme zeigen seit kurzem in Paris: Jean-Luc Godard und François Truffaut, zwei Regisseure, welche in den Jahren zwischen 1960 und 1970, jeder in seiner Eigenart und mit seinem Eigenwillen, bei vielen Leuten in Europa und anderswo die Lebensgeister bewegten, die sonst in aller Regel mittels Beschwörung von Fertigträumen aus dem Niemandsland weghypnotisiert wurden.

Der Film von Godard heißt „Numéro deux", und sein Thema seien, nach dem Autor, „die drei Altersstufen, die Kinder, die Erwachsenen und die Alten". Truffauts Film, „L'Histoire d'Adèle H.", ist die Nacherzählung des Lebens der zweiten Tochter Victor Hugos, die ihrem lieblosen Geliebten, einem englischen Offizier, durch die nördliche und südliche Hemisphäre, vom schneekalten kanadischen Halifax bis zur karibischen Sommerinsel Barbados folgte, und sei, so Truffaut, „die Geschichte eines Gesichts".

Adèle Hugo hat ein Tagebuch geschrieben; Truffaut und sein Drehbuchschreiber Jean Gruault haben sich treu daran gehalten, in einem Vorspruch wird die zu erwartende Geschichte als „authentisch" bezeichnet.

Und wirklich laufen nach dieser Ankündigung die Bilder und Töne wie von selbst: Ein Boot mit Neuankömmlingen aus der Alten Welt schaukelt ein in den nächtlichen Hafen von Halifax, darunter, mit unters Kinn gebundener Haube, die junge Schauspielerin Isabelle Adjani aus dem 20. Jahrhundert, kostümierte Figur einer von der ersten Einstellung an, mit Möwenschreien, Pferdegetrappel, sich öffnenden, sich schließenden oder zum Einblick eigens offenbleibenden Türen, bloßen Geschichten-Maschinerie, die, gerade indem sie einer liebesentschlossenen Frau aus dem vergangenen Jahrhundert eine maschinelle Filmgeschichte verpaßt, dieser Frau posthum das besondere Leben und uns Zuschauern jedes Gefühl für ein solches Leben vor über hundert Jahren wegstiehlt: nicht nur der Film, in seiner auf jedes beliebige andere Leben zu jeder beliebigen anderen Zeit an jedem x-beliebigen Ort anwendbaren vorgefertigten Zeichenstruktur, erscheint so als nichtauthentisch, sondern mit ihm auch die Person, die dazu der Anlaß war.

Noch nie hat sich Truffaut so vollständig auf sein sogenanntes Handwerk verlassen, sich in „das Handwerkliche" als Fetisch versteckend; noch nie, dabei in der Arbeit an dem Film und in der Propaganda für ihn die eigene Person als festen Geschäfts-Posten einsetzend, so sehr sich selber vergessen — während ja das „Authentische" an seinen früheren Filmen war, daß in jedem von ihnen ein wenig von der Verquerheit des Verantwortlichen für die „konvulsivische Schönheit" sorgte, die, nach A. Breton, die einzige Schönheit ist, die lebt und belebt.



Truffaut-Darstellerin Isabelle Adjani: „Geschichte eines Gesichts"

„Adèle H." ist der erste Film Truffauts, der nur noch Produkt ist. Jede Einstellung zielt so in Bild und Ton auf den bloßen Stimmungsreflex eines errechenbaren Phantomzuschauers und ruft in jedem einzelnen, tatsächlichen Zuschauer mit seinen unkalkulierbaren Gefühlen nur noch ein Phantom aus kalkulierten Stimmungen ab.

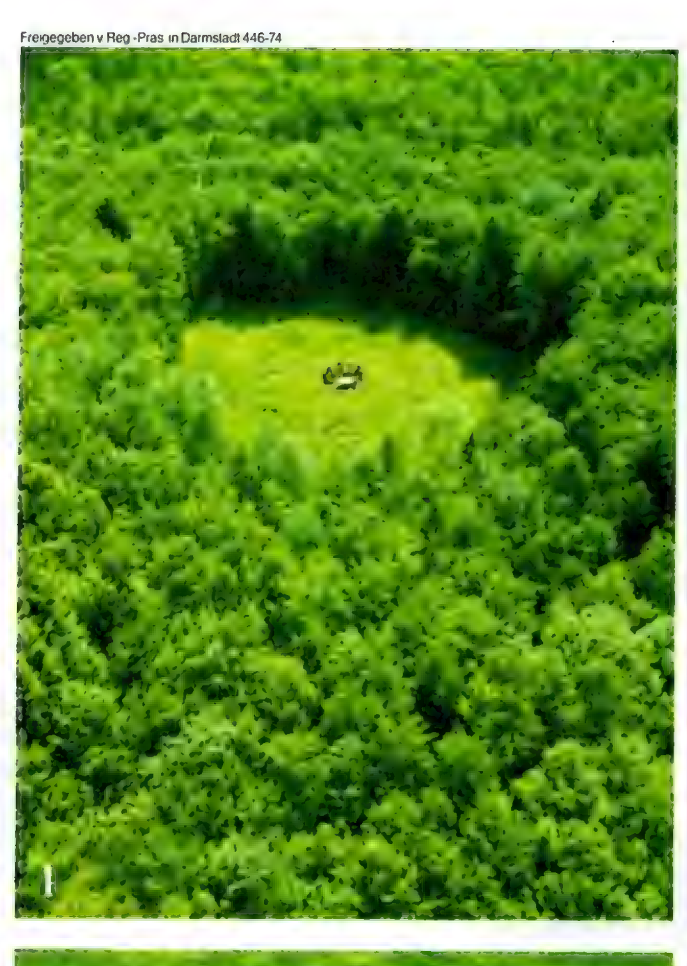
Bestimmte fertige Formen für bestimmte Wirkungen sind allzeit bereit — wie übrigens auch bei Serienfernsehspielen und Reklamespots, von welch beiden sich Truffauts Film in der Tat kaum unterscheidet, von den ersteren vielleicht dadurch, daß der Kameramann Nestor Almendros heißt, und von den letzteren durch die Schauspielerin Adjani, die, anstelle eines Dings, das Objekt ist, für welches mit diesem Film für den Film geworben wird.

Isabelle Adjani ist noch nicht einmal 20 Jahre alt und spielte vorher an der Comédie Française. Adèle Hugo war schon über 30, als, mit der Liebe zu dem Offizier, ihr bis dahin zielloses Leben als wenig beachtete Tochter eines berühmten Schriftstellers eine gezielte, jedenfalls leichter nacherzählbare Geschichte bekam. Ein Photo von ihr zeigt eine früh ältlich aussehende hagere Frau. Isabelle A. hat das Aussehen eines Kindes, noch ganz unversehrt, große Augen, als sei das Gesicht noch nicht ausgewachsen, und aufgeworfene Lippen, die in dem Film oft unabsichtlich ein wenig offenstehen und dann wie ertappt sich schließen, als wollten sie sich älter geben, als sie sind, was freilich dann eher nur trotzig aussieht. Und dieses sehr junge Mädchen will so sehr eine nur für ihre Liebe lebende Frau nachfühlen, daß ihr Spiel vor lauter Willensanstrengung völlig gefühllos erscheint.

Einmal kniet sie vor einem Bildnis ihres Liebsten, und die Kamera bewegt sich plötzlich so verquer, ja so menschen- statt marktgesteuert durch den Raum, daß tatsächlich nicht mehr eine Stimmung feilgeboten, sondern eine Frau in ihrem Liebeskummer fühlbar gemacht wird — doch schließt die Szene dann mit einer Großaufnahme, wobei aus dem rechten Auge der Schauspielerin eine Träne rollt.

Truffaut stellt seine Schauspielerin mit jeder Einstellung gleichsam aus dem Film heraus, um seine „Geschichte eines Gesichts" zu erzählen; aber dieses Gesicht, so allein, ohne andre Gesichter, herausgestellt als Star-Antlitz, kann nur angestrengt nichtssagend bleiben. Würde etwa der von ihrer Liebe verfolgte Mann wenigstens einmal anders auf sie reagieren, als man es von einer Kinofigur erwartet, als vielleicht

Freigegeben v Reg.-Präs. in Darmstadt 446-74







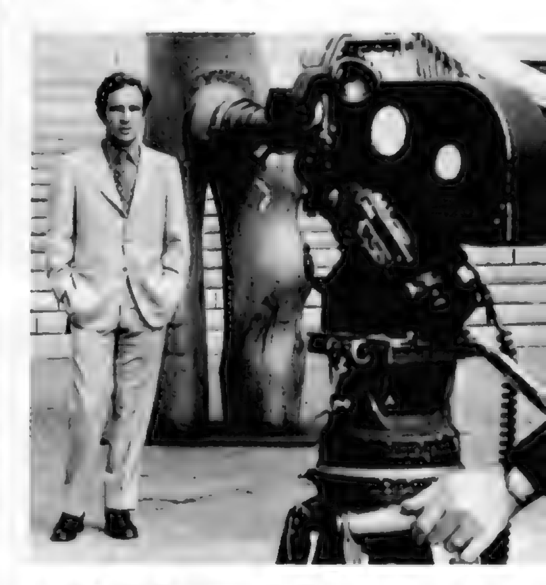


Zinn 40 ist ein Klarer, der auch ungekühlt beim Picknick schmeckt. Zinn 40 der Klare aus Wein.

überrascht statt mürrisch, gerührt statt gelangweilt, betroffen von einer solch unermüdlichen Neigung statt höhnisch — so könnte die verratene und verkaufte Adèle Hugo in der Tat etwas von ihrer Geschichte zurückgewinnen.

Truffaut, wenn er heute von sich und den alten Freunden der „Neuen Welle" redet, sagt immer noch „wir". Godard, der seit einigen Jahren nicht mehr in der Kapitale Paris lebt, die ihn, den „Westschweizer ohne Heimat", „zerstört und geheilt" hat, sondern über eine Caravelle-Flugstunde weg in Grenoble, wo er mit neuen Freunden in einer Video-Werkstatt arbeitet, sagt, was Truffaut oder Rivette betrifft, schon lange nicht mehr „wir". „Was mich betrifft, fühle ich mich ziemlich allein, beschäftigt mit einer neuen Methode des Filmemachens."

Dieses Gefühl des Alleinseins eines über seine Arbeit und deren Vermitt-



„Adèle H."-Regisseur Truffaut
Verraten und verkauft

lung nachdenkenden Menschen, der vor zehn Jahren noch eine Art Erreger von spontaner Gemeinschaft war, ist zugleich die nachhaltigste Mitteilung von „Numéro deux".

Zu Beginn des Films steht Godard im Halbdunkel seines Video-Studios, mit ziemlich schütterem Haar, in einer Lederjacke, auf einen Bildschirm aufgestützt, in dem er noch einmal, unter anderem Winkel, erscheint, und spricht bei großem Lärm der Spulen, die er manchmal schneller laufen läßt, von seiner „Fabrik" hier, deren Patron er sei. „Aber ich bin ein besonderer Patron, ich bin auch Arbeiter."

Er erzählt die Produktionsgeschichte des Films, und dann zeigen zwei Fernsehbilder auf der großen schwarzen Kinoleinwand, in deren Dunkel man sich den seine Geschichte regelnden Godard vorstellen kann, den stumpfschmerzhaften Alltag von drei Generationen — Großeltern, junges Ehepaar, zwei Kinder —, einer Arbeiterfamilie

ohne besondere Arbeitermerkmale, welche in einem Wohnturm mit fremdem Lärm von überall im Neuland einer größeren Stadt dicht beieinander haust.

Seinem Film „Weekend" hatte Godard als Bemerkung vorangestellt, es handle sich um einen Film, „auf dem Abfall gefunden": viele Bilder von „Numéro deux" sind wie Neu-Montagen der für Godard schon als Abfall produzierten „Filme der Saison", der gewöhnlichen Pornos ebenso wie der „Pornos über der Gürtellinie" von Lelouch oder Claude Sautet, dessen wohlfeil elegischen Schmachtfetzen „Vincent, François, Paul und die anderen" er eingangs mit Bruchstücken eines Rammelbildwerks mischt.

Diesen beiden Arten von Fetzenfilmen stellt Godard seine Geschichte aus Fetzen gegenüber, Haushaltsbilder vor allem: die junge Frau beim Bügeln; die Großmutter beim Karottenschaben und Bettenmachen; der Großvater beim Suppenrühren, die Kinder bei den Schulaufgaben; das junge Ehepaar beim Abwaschen und Abtrocknen.

Wenn Pierre von der Arbeit nach Hause kommt, nimmt Sandrine seinen Penis in die Hand oder in den Mund, und Pierre atmet auf wie nach einer langen Zeit außer Atem. Sandrine ist arbeitslos und mißvergnügt („Ich glaube, die Arbeitslosigkeit ist einfach nicht das Vergnügen. Wenn sich das Vergnügen an der Arbeitslosigkeit einstellt, ist das der Faschismus"). Selbst wenn sie mit ihrer Tochter tanzt, scheint sie ein schweres Herz zu haben. Ihr Reden ist eine Art Gemaule.

Einmal sitzt sie mit den Kopfhörern da, unansprechbar; sooft ihr Pierre die Hörer abnehmen will, um mit ihr zu reden, setzt sie sie wieder auf, bis Pierre sie ohrfeigt: da schlägt sie ihn in einer fürchterlichen Kleinmädchenbewegung, die ihn vollkommen zurückstößt, irgendwohin, wobei sie sich den Kopfhörer wieder zurechtrückt. Von einer Bekannten zu einer Versammlung über die Folterungen in Chile eingeladen, sagt sie, das interessiere sie nicht im geringsten. Ihrem Sohn erzählt sie, seit zwei Wochen könne sie nicht mehr „scheißen": alles in ihr sei blockiert.

Mit voller Einkaufstasche beladen kehrt sie einmal nach Hause zurück, legt sich sogleich auf dem Rücken quer über das Bett und fängt zu masturbieren an. Als Pierre dazukommt und sich einmischen will, schickt sie ihn weg und ruft ihm noch nach: „Die Tür!" Wie die Marianne in „Pierrot le fou", am Meeresufer irrend, skandierte, was ein Leitmotiv einer Bewegung von Frauen nicht nur in Frankreich geworden ist: „Was kann ich tun? / Ich weiß nicht, was tun / Was kann ich tun?", so rezitiert auch die masturbierende Sandrine, ihrer schweren Einkaufstasche entledigt, in „Numéro deux" immer



PEUGEOT 304

Unbezahlbare Erfahrungen - zum Inklusivpreis.

PEUGEOT 304 – ein Konzept, in dem sich jahrzehntelange Erfahrungen im Automobilbau mit modernstem technischen Wissen vereinen. In einem Fahrzeug, das seit langem Vorbild ist. Durch seine ausgefeilte Technik. Durch sein vernünftiges Konzept, dem andere erst jetzt folgen. Mit serienmäßigen Extras, die Sie anderswo oft nur für teures Extra-Geld bekommen, sofern sie überhaupt angeboten werden: 4 Türen · Einzelliegesitze · Heizbare Heckscheibe · Gürtelreifen · Stahlschiebedach · Kurvenstabilisator vorn und hinten · Zweikreis-Bremssystem · Bremskraftregler · Bremskraftverstärker...

Nichts hineinreden – alles hineinbauen.

PEUGEOT 304 GL: 1290 ccm, 65 DIN PS (48 kW), 150 km/h. Weitere Modelle 304 mit z.T. anderer Technik und Ausstattung: Limousine S: 75 DIN PS (55 kW), 158 km/h. Break SL.

Weitere Informationen über den PEUGEOT 304 von:
PEUGEOT AUTOMOBILE DEUTSCHLAND GMBH
66 Saarbrücken, Postfach 537

Typisch PEUGEOT: Das kostengünstige Programm.

PEUGEOT-Modelle sind auf Langlebigkeit konzipiert. Und ihre Robustheit ist sprichwörtlich. Sollte trotzdem einmal eine Reparatur nötig sein, dann erlaubt die vernünftige, service-freundliche Bauweise eine kostengünstige, schnelle Erledigung.
Denn jedes Detail ist gut zugänglich. Beispiel: Die nassen Zylinderlaufbüchsen sind einzeln auswechselbar, die vorderen Kotflügel sind verschraubt. Im übrigen spart Qualität Werkstattaufenthalte.
Dieses Prinzip macht die PEUGEOT-Modelle noch wirtschaftlicher.
Für Beratung und Probefahrt:
Über 1.000 PEUGEOT-Vertragshändler und Service-Stationen.



PEUGEOT - denn ein Endpreis ist besser als Aufpreise ohne Ende.

Abbildung: PEUGEOT 304 GL

33/75 DFS-RD

wieder eine Art Existenzgedicht: „Ich komme zu mir zurück / Aber da war ich nicht bei mir und noch immer beladen / Jetzt entlade ich mich.“

Weil ihr Mann, durch seine Arbeit, wie endgültig von ihr getrennt erscheint, redet sie mehr und mehr zu den Kindern oder wendet sich, wie am Schluß, an die Frauen in Frankreich: sie frage sich, ob es viele solche gebe wie sie?

Der Junge und das Mädchen in „Numéro deux“ sind Kinder im Schulalter, welche aber noch nicht das bedrückende Gehabe von auf Leistung und Anpassung an die Erwachsenen gedrillten Schulkindern zeigen, das in Frankreich, wo es z. B. statt „lernen“ „arbeiten“ heißt, vielleicht noch früher auftritt als anderswo: Und das Noch-Nicht immer offenen weißen Bademantel, setzt sich dazu, manikürt sich, horcht auch. Dann nimmt der Großvater wieder gierig die Hörer an sich, und jetzt lauschen alle drei Generationen, einer zum andern geneigt, dem schmalzigen Sphärenlied, mit offenem Mund, und Sandrine hört auf, sich zu maniküren.

Jean Renoir hat mit „La règle du jeu“ vor dem Zweiten Weltkrieg den Film gemacht, der vielleicht am reinsten die damals noch stark verkleideten Gefühle und Wünsche jener Epoche wiedergab. Truffaut, nachdem er monatelang Vorausreklame für seinen Film „Adèle H.“ und dessen Star gemacht hatte, ist kurz vor der Premiere, „aus einer unendlichen Müdigkeit im Radio und Fernsehen über meinen Film zu sprechen“, zu dem inzwischen über 80jährigen Jean Renoir nach Holly-



Godard-Film „Numéro deux“: Lauernde Eiszeitgesellschaft

der Kinder ist auch das Hoffnungsstiftende an diesem Monumentalfilm der Bedrücktheit, in dem selbst die Vögel vor den Fenstern nur Lärm erzeugen; wie sie sind — neugierig, bei sich, unversöhnlich —, das macht den Film zu dem Appell, wenigstens die Kinder sollten vor dem Gefühlstod in der auf sie lauernden Eiszeit-Gesellschaft gerettet werden.

Und einmal in „Numéro deux“, in einer Szene aus einem gar nicht himmlischen, nur eben menschenmöglichen Paradies, erscheinen sogar alle drei Altersstufen plötzlich wie eine verwirklichte Lebensgemeinschaft: Der Großvater sitzt stumpf da mit den Kopfhörern, das kleine Mädchen neben ihm, da ertönt plötzlich eine Art Sphärenmusik. Der Großvater sperrt den Mund auf, stülpt dem Kind die Kopfhörer über und neigt sich dazu, um mitzuhören. Das Lied geht von jemandem, der woanders lebt, in der Dimension 4, mit Comic-Heften ... Sandrine, in ihrem wood „zurückgekehrt“, „weil ich mich wohl fühle in seiner Nähe“.

Truffaut, der sich da als ein Wahlverwandter Renoirs bezeichnet, hat in seinem letzten Film leblose Verkleidungen als Gefühle verkauft. Von dem unverkleideten Durcheinander von Gefühlen, der Gefühlslosigkeit, der Wunschlosigkeit unserer Epoche lebt jedoch der Film Godards; sein „Numéro deux“ handelt davon, daß die Verkleidungen und Spielregeln (auch die des Kinos) nichts mehr heilen — und das ist das Heilsame an ihm.

PS: Vor ein paar Tagen rief mich jemand an und wollte mit Mr. Michael Curtiz sprechen. Nachdem ich aufgelegt hatte, fiel mir ein, daß der Regisseur von „Casablanca“, dem symbolgewordenen Fertigtraum einer Epoche, ebenso hieß, und meine Antwort am Telephon schien mir plötzlich wie ein zugeflogenes Motto zu „Numéro deux“: „Mr. Curtiz lebt nicht mehr hier.“ ◆





TV-AFFÄREN

Bastard gestoppt

Das ZDF hat eine Dokumentation über die Nürnberger Prozesse abgesetzt — Filmemacher Marcel Ophüls kämpft um sein Copyright.

Am 30. Juni dieses Jahres empfing der Mainzer Fernsehchef Karl Holzamer ein Protest-Telegramm aus USA. Falls das ZDF „darauf besteht, eine verhunzte Version meines Films" zu senden, so kabelte der Filmemacher Marcel Ophüls, „sähe ich mich zu rechtlichen Schritten gezwungen".

Das Haus Holzamer schlug die Warnung in den Wind; und so hat Ophüls nun die für kommenden Freitag und Samstag geplante Sendung des Dokumentar-Zweiteilers „Spuren der Gerechtigkeit" gestoppt. In letzter Minute, kurz nachdem der Regisseur mit einer einstweiligen Verfügung gedroht hatte, nahm die Anstalt das Werk aus dem Programm.

Streitobjekt ist eine knapp 1,5 Millionen Mark teure, ursprünglich viereinhalbstündige Dokumentation über die Nürnberger Prozesse und ihre Folgen, die Ophüls für die TV-Firmen VPS (London) und Polytel (Hamburg) sowie die BBC angefertigt hatte. Von dem monumentalen Geschichts-Opus des weithin hochgeachteten, aber auch als eigensinnig gefürchteten Ophüls („Das Haus nebenan") versprachen sich die Auftraggeber ein international profitables Tele-Geschäft.

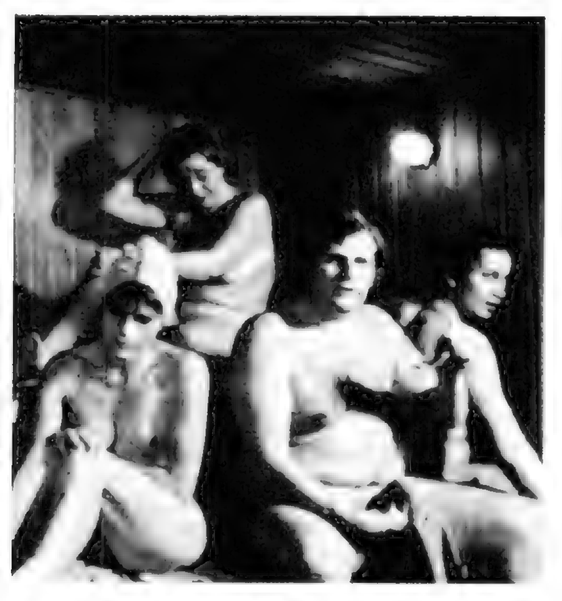
Zunächst ließen die Produzenten ihrem Zugpferd bei seiner „filmischen Wahrheitssuche" freie Hand. Ophüls, Sohn des deutschen Kino-Erzählers Max Ophüls („Lola Montez"), recherchierte aufwendig wie stets. Er interviewte die Nürnberger Ankläger Telford Taylor und Robert W. Kempner, die Angeklagten Dönitz und Speer, Veteranen der Waffen-SS, KZ-Häftlinge wie Eugen Kogon, aber auch französische Fallschirmjäger aus dem Algerienkrieg und in Vietnam eingesetzte US-Soldaten.

Doch als der Reporter sein Urteil von Nürnberg letzten Dezember im Rohschnitt vorführte, lamentierten die TV-Kaufleute, von diesem „langweiligen Film" könnten sie „keine zehn Minuten verkaufen". Die BBC verlangte obendrein, Nacktszenen aus einer Hamburger Sauna zu tilgen; die deutsche Polytel, nach deutscher Art auf Ausgewogenheit bedacht, wünschte sich auch einen Zeugen für stalinistischen Terror. Der Film, diktierten die Manager, müßte „aggressiver" sein, mehr Action-Kitzel bieten.

Doch dieser Stil des Filmemachens ist dem sensiblen Ophüls, der seine großen Reportagen gern mit „realistischen Romanen à la Balzac" ver-

gleicht, ganz fremd. Und weil er zu drastischen Kurskorrekturen partout nicht bereit war, heuerte VPS einen richtigen Macher, den Dokumentarfilmer Lutz Becker, für die Endfertigung an. Der stutzte den Film auf dreieinhalb Stunden, fügte reißerische Bilder vom Algerien- und Vietnamkrieg ein, kappte Interviews und krönte diese „zerhackte Routine-Dokumentation" („Time") mit einer happigen Fälschung.

In einer Passage, in der Ankläger Taylor die einst modische These referiert, die US-Army habe sich in Vietnam „im gleichen Maße schuldig gemacht wie die Nazis", schnitt Becker den entscheidenden Nachsatz: „Ich glaube das nicht" einfach heraus. Damit war Ophüls' filmisch dokumentierte Erkenntnis, Auschwitz und My Lai seien keine vergleichbaren Verbrechen, ins Gegenteil verdreht.



Sauna-Szene im Ophüls-Film
Zerhackt und verhunzt

Diesen TV-Bastard, für den das ZDF schon optiert hatte, wollte der ausgetrickste Regisseur mit seinem klangvollen Namen verständlicherweise nicht decken. Schließlich weiß er wohl, daß die „Spuren der Gerechtigkeit" ohne das Gütesiegel Ophüls „keinen Pfifferling wert sind" (so sein Rechtsanwalt Heinrich Senfft). Und schließlich geht es auch um die Grundsatz-Frage, wieweit auch dem Dokumentarfilmer Copyright-Schutz zusteht.

Eine erste Antwort darauf hat bereits das Landgericht Hamburg erteilt: Dem Koproduzenten Polytel wurde per einstweiliger Verfügung verboten, den Becker-Verschnitt publik zu machen und Ophüls als dessen Mitverfasser zu bezeichnen.

Ophüls ist unterdes auf absonderliche Weise in den Besitz seiner Urfassung gekommen: Mitarbeiter seines Teams spielten ihm eine Kopie zu, die in einem Londoner Tresor verwahrt worden war. ◆



Harig

Ludwig Harig über Franz Beckenbauer: „Einer wie ich“

Keiner wie ich

Der Schriftsteller Ludwig Harig, 48, auch Volksschullehrer, ist als Hörspiel-Autor („Staatsbegräbnis“) und Mitherausgeber der satirischen, sprachkritischen Fußball-Hommage „Netzer kam aus der Tiefe des Raumes“ bekannt geworden.

Einer wie ich“, sagt Franz Beckenbauer, „scheint nach Ansicht der Leute einen Fußball statt eines Kopfes zu besitzen.“ Aber wer sagt das wirklich, und für wen ist es gesagt? In Beckenbauers Memoirenbuch des Bertelsmann Verlags spricht jemand, als spräche Beckenbauer, und Beckenbauer tut so, als spräche er selbst. „Ich könnte ohne den Fußball nicht leben“, heißt es an einer Stelle, aber fast 100 Seiten vorher steht der Satz: „Zwar wußten die da draußen alle, daß Fußball unser Beruf ist, sogar ‚unser Leben‘, wie man uns auf einer Platte hatte singen lassen ...“

Ist es tatsächlich Beckenbauer, der da beide Male spricht? Welches ist dann aber seine Überzeugung, und welches ist die Attitüde, der einfache Aussagesatz, der gut und gern eine Verstellung, oder die distanzierte Gebärde, die andererseits genauso wahrhaftig sein kann?

Wir sollten es, nach dem Klappentext, mit einem aufgeschriebenen Stück Zeitgeschichte zu tun haben. Aber ich kann Ereignisse und Einstellungen, Analysen und Urteile nur dann erfahren, wenn ich mich auf überprüfbare Wörter, auf eine Sprache verlassen kann, von der ich weiß, wer sie gesprochen hat, oder daß der sie gesprochen hat, dessen Name ins Gedächtnis der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen gerät, abgesehen von den versteckten Zitat- und Collagespielen, in denen die Zeit oft genauer beschrieben ist als mit den scheinbar redlicheren Originärverfahren.

Aber wieviel an Beckenbauers Memoiren ist Originalton, wie groß ist der Sprachanteil eines Ghostwriters? Die Frage ist wichtig, weil es um die Beurteilung des Anspruchs geht. Indem nämlich er und sein Schreiber sich gegenseitig hintereinander verstecken, kommt es zu keiner der angekündigten Enthüllungen.

Denn wer formuliert diese läppischen Vergleiche (Beckenbauer als Blume, „sollte etwa mein Bruder eine Brennessel sein?“, das „Kinderspiel“ Fußball als Schwarze Messe, Schnellinger als „Rarität aus deutschen Wäldern“), wer schwelgt in diesen literarischen Reminiszenzen (der Arbeiterjunge als Mark-Twain- und Dickensfigur, Schön und Dettmar Cramer als Don Quichote und Sancho Pansa, Gerd Müller als Nana der Niki de Saint Phalle), wer schreibt solche Plattheiten („Gesellschaft und Kunst verfeinern das Lebensgefühl“, „Die Familie ist viel mehr als eine Freundschaft, sie ist die Lebensbasis“, „Heroisch richteten sie sich auf, als der Blick des Königs sie traf“)? Ist Beckenbauer der Literat und sein Schreiber der Sprachlose, oder ist es umgekehrt?

Franz Beckenbauer
Einer wie ich

Franz Beckenbauer: „Einer wie ich“
C. Bertelsmann Verlag
320 Seiten
26 Mark

In diesem Buch erscheint Beckenbauer in voller Unkenntlichkeit, er ist der von aller Welt bestaunte Aufgestiegene, den es zu gleicher Zeit aber auch gar nicht gibt, der Einmalige und die Erfindung, einer wie keiner. Das könnte lustig sein in seiner Paradoxie der beständigen Abwiegelung des zuvor oft sehr forsch Behaupteten, wenn es nicht gefährlich wäre.

Während das Indoktrinierende der meisten Sportbücher darin besteht, daß aus der Gleichsetzung von Spezialbegriffen der Sportsprache mit Allgemeinbegriffen dem unbefangenen Leser eine Sprache vorfabriziert wird, die er bedenkenlos übernehmen und mit ihr Gewalt anwenden kann (z. B. der ganze Bereich des militärischen Sportjargons, „fertiggemacht“, „aus dem Weg geräumt“, „erledigt“), liegt das Gefährliche dieses Buchs in der vorgetäuschten Enthüllung verborgener Bedingungen des Fußballgeschäfts und seiner Macher.

Es ist das Unterlaufen von Aufklärung, und die vielen Jugendlichen, die das Buch lesen, werden die flauen Bekenntnisse für Entlarvungen halten, für notwendige Einblicke in ein monströses Gewerbe, was man ohnehin alles schon aus der Tages- und der Sportzeitung, vom Rundfunk oder vom Fernsehen her wußte.

„Hör zu“ verheißt seit Wochen „Beckenbauer packt aus“, und das Buch selbst behauptet: „Der erste Hintergrundbericht über das härteste Showgeschäft der Welt.“ Aber Beckenbauer packt gar nicht aus, im Gegenteil, er verpackt die Fakten und — was sicherlich wesentlicher ist — die bedingenden Veranlassungs- und die weiterwirkenden Folgeumstände in manchmal harmlose, manchmal forsche Geschichtchen.

Die vorgegebene Analyse ist eine Hypokrisie, Beckenbauer tut so, als wolle er Bäume ausreißen und jedermann die kranke Wurzel zeigen, aber sobald er sieht, was er angerichtet hat, scharrt er wieder die Erde über das Loch. Da heißt es auf der einen Seite: „Der Fußball ist keine geschlossene Gesellschaft mehr“, und auf der anderen steht: „Hätte man das Fest (gemeint ist die WM-Feier, von der die Spielerfrauen ausgeschlossen waren) klüger und angemessener arrangiert, wäre nichts davon an die Öffentlichkeit gedrungen.“ Was nun, Offenheit oder verschlossene Türen?

Zuerst wirft er dem 1. FC Kaiserslautern seine Härte vor, dann sagt er: „Inzwischen ist es in Kaiserslautern friedlicher geworden.“ Stimmt das eigentlich? Er muckt gegen die Schiedsrichterherrlichkeit, gegen ihre Bestechungsanfälligkeit, aber er räumt ein, daß die „Schiedsrichter auch nur Menschen sind“, und fügt hinzu: „Führe uns nicht in Versuchung, heißt es schon in der Bibel.“

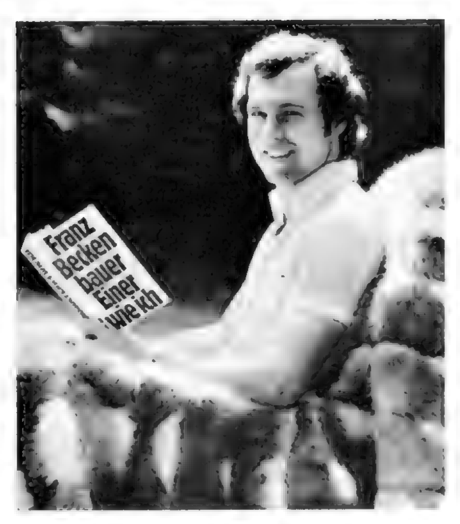
Auch sein politisches Bekenntnis trägt er halbherzig vor. Er sagt: „Ich gebe zwar zu, daß mir Franz Josef Strauß lieber ist als Willy Brandt, aber ich habe nichts gegen Brandt, schon gar nicht persönlich.“ Und: „Kanzler Schmidt meisterte auch diese Krisensi-

tuation (gemeint ist die WM-Niederlage gegen die DDR) mit seinem unnachahmlichen Haifischlächeln." Und drei Seiten vorher: „... daß ich mich für die Politik entscheide, die Franz Josef Strauß vertritt."

Duplizität der Namen und der Attribute. In der Sicherheitsdebatte im März dieses Jahres hatte Schmidt über Straußens Rede gesagt: „Sie war eine suada hypocritica, zu deutsch: eine täuscherische Rede." Er könnte dasselbe über Beckenbauers Memoiren sagen.

Auch der SPIEGEL wird zweimal genannt, bezeichnend sind die Zusammenhänge. SPIEGEL-Archiv und SPIEGEL-Stil sind die traumatischen Punkte. „Ich will hier nicht moralisieren, schon gar nicht im SPIEGEL-Stil, sondern nur zu bedenken geben ...", sagt Franz Beckenbauer. Er hat aber nichts zu bedenken gegeben, allenfalls das, was er eine „Art Verstellungstaktik" nennt, die den Fußballspielern zu eigen ist. Das ist es, und nicht die Halbherzigkeit, nicht der gute Ansatz, der dann folgenlos geblieben ist, nicht die Konzessionen an ein im voraus berechnetes Lesepublikum, was dieses Buch so falsch gemacht hat.

Ich kenne Beckenbauer nicht. Ich hätte ihn gern durch dieses Buch kennengelernt, denn ich liebe seine Art zu spielen, diese lateinische Arbeitsweise mit dem Gerät, der man die Mühe nicht ansieht, diese konkrete Poesie.



Memoiren-Schreiber Beckenbauer
Geistschreiber im Kopf

Aber es war nicht möglich, Beckenbauer ist unkenntlich geblieben.

So ist dieses Buch als Zeitdokument viel weniger ein „Hintergrundsbericht" als eine fremde Selbstdarstellung eines vermarkteten Individuums. Auch wenn jedes Wort von Beckenbauer selbst herrührte, so wären es allesamt fremde Wörter, weil ihm der Geistschreiber beständig im Kopf saß. Dann doch besser der Fußball. Franz Beckenbauer wird schmerzlich auf dem Fußballplatz zurückerwartet. ◆

Bestseller

	BELLETRISTIK		SACHBÜCHER	
1	**Simmel: Niemand ist eine Insel** Droemer; 34 Mark	(1)	**Speer: Spandauer Tagebücher** Propyläen; 38 Mark	(1)
2	**Lenz: Einstein überquert die Elbe bei Hamburg** Hoffmann und Campe; 28 Mark	(3)	**Fischer-Fabian: Die ersten Deutschen** Droemer; 29,80 Mark	(2)
3	**Kishon: Beste Familiengeschichten** Langen-Müller; 19,80 Mark	(2)	**Herm: Die Kelten** Econ; 28 Mark	(3)
4	**Knef: Das Urteil** Molden; 29,80 Mark	(4)	**Schwarzer: Der „kleine Unterschied" ...** S. Fischer; 14,80 Mark	(4)
5	**Bieler: Der Mädchenkrieg** Hoffmann und Campe; 34 Mark	(7)	**Berlitz: Das Bermuda-Dreieck** Zsolnay; 25 Mark	(6)
6	**Frisch: Montauk** Suhrkamp; 25 Mark	(5)	**Vester: Denken, Lernen, Vergessen** DVA; 28 Mark	(5)
7	**Habe: Palazzo** Walter; 29,50 Mark	(6)	**Lehmann: Die Hethiter** C. Bertelsmann; 29,80 Mark	(7)
8	**Paretti: Der Wunschbaum** Droemer; 29,80 Mark	(8)	**Beckenbauer: Einer wie ich** C. Bertelsmann; 26 Mark	(9)
9	**Lenz: Der Geist der Mirabelle** Hoffmann und Campe; 16,80 Mark	(9)	**Vandenberg: Nofretete** Scherz; 34 Mark	
10	**Dahl: Kuschelmuschel** Rowohlt; 25 Mark	(10)	**Leonhard: Am Vorabend einer neuen Revolution?** C. Bertelsmann; 32 Mark	(8)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport".

Was Taschenbuch-verlage leisten können.

Thomas Mann
Das erzählerische Werk

12 Bände in Geschenk-Kassette

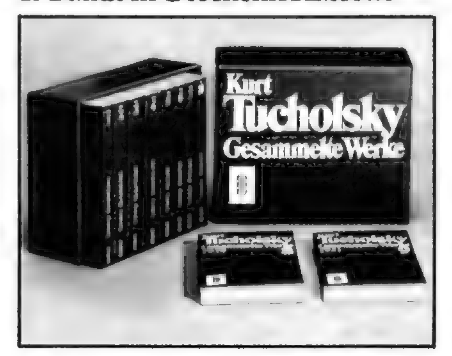


Sonderpreis zum Thomas-Mann-Jahr DM 79,-

Buddenbrooks ⋆ Königliche Hoheit ⋆
Der Erwählte ⋆ Lotte in Weimar ⋆
Der Zauberberg ⋆ Joseph und seine Brüder ⋆
Doktor Faustus ⋆ Felix Krull ⋆
Die Erzählungen

Kurt Tucholsky
Gesammelte Werke

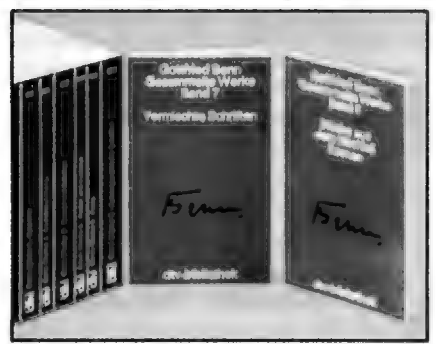
10 Bände in Geschenk-Kassette



Subskriptionspreis bis 31. 12. 1975: DM 78,-
danach DM 98,-
25 Jahre nach dem Erscheinen des ersten rororo Taschenbuches legt der Verlag eine 10bändige preiswerte Taschenbuch-Kassette der von Mary Tucholsky und Fritz J. Raddatz herausgegebenen „Gesammelten Werke" von Kurt Tucholsky vor. Gegenüber der Dünndruckausgabe wurde die Taschenbuchausgabe um einige neue Texte und ein aktualisiertes Register erweitert.

Gottfried Benn
Gesammelte Werke in 8 Bänden

Ein Klassiker der Moderne



Hrsg.: Dieter Wellershoff
Vorzugspreis DM 68,-
Ab 1. 2. 1976 DM 88,-
»Die Probleme, die im Werk dieses Mannes poetisch und denkerisch diskutiert werden, sind die hervorstechenden Probleme unserer Epoche – es sind Probleme, die unsere Existenz – oder auch Nichtexistenz bestimmen.«
(Hessischer Rundfunk)

Die großen Simmel-Romane

als Knaur-Taschenbücher.
Erfolgreich zeitkritisch spannend unterhaltend
Kassette mit 8 Bänden DM 56,40



INHALT:
Es muß nicht immer Kaviar sein [29]
Bis zur bitteren Neige [118]
Liebe ist nur ein Wort [145]
Ich gestehe alles [193]
Lieb Vaterland, magst ruhig sein [209]
Gott schützt die Liebenden [234]
Alle Menschen werden Brüder [262]
Und Jimmy ging zum Regenbogen [397]

Theodor Fontane
Wanderungen durch die Mark Brandenburg



Ullstein Buch 4501 bis 4505
Kassette [4506/DM 39,-]
»Vor einigen Wochen las ich Fontane wieder. Ich war entzückt, verzaubert. Ein Wort, dessen Unverdeutschbarkeit einem Einwand gegen unsere Sprache gleichkommt, war mir beständig auf den Lippen: das Wort ›sublim‹.«
Thomas Mann

Eine Anzeige der Verlage dtv, Fischer, Knaur, Rowohlt und Ullstein. (5000 lieferbare Taschenbuchtitel!)

Info-Coupon

Bitte senden Sie mir sofort die neuesten Gesamtkataloge der fünf Taschenbuchverlage dtv, Fischer, Knaur, Rowohlt und Ullstein:

Name ____________________

Ort ____________________

Straße ____________________

Bitte einsenden an den Fischer Taschenbuch Verlag, 6000 Frankfurt/M. 70, Postfach 700480

RAUMFAHRT

Venus entschleiert

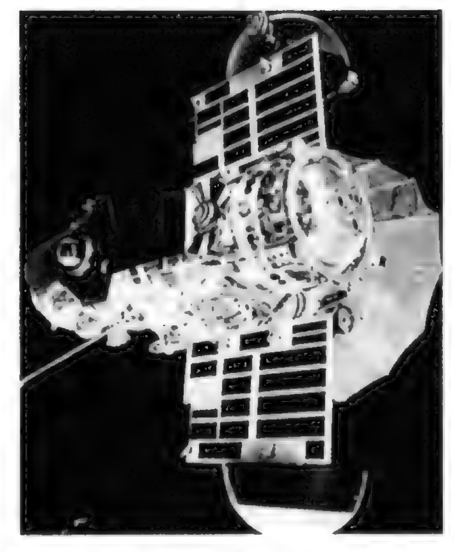
Erste Photos von der Venus-Oberfläche gelangten letzte Woche auf die Erde. Überraschung: spitze Steine statt der erwarteten Sandwüsten.

Als US-Astronauten im letzten Frühjahr zur Vorbereitung des Gemeinschaftsflugs „Sojus-Apollo“ das russische Raumfahrtzentrum Tjuratam besuchten, taten die Gastgeber geheimnisvoll. Die Gäste wurden bei Nacht ein- und wieder ausgeflogen. Die zwei Startkomplexe für Proton-Raketen mit interplanetaren Sonden waren tabu.

Russische Techniker begannen dort zu jener Zeit den Countdown für ein Unternehmen, das sich letzte Woche als großer Erfolg für die Sowjets erwies: Seit Mittwoch umkreist erstmals ein irdisches Raumgefährt auf elliptischer Bahn den Nachbarplaneten Venus; ein Spähvehikel, von der Sonde „Venus 9“ ausgestoßen, landete weich auf dem Venusboden — und Lenin, in Gestalt eines Reliefs auf einer Plakette, war mit von der Partie.

„Von unerwarteter Schärfe“, so erklärten sowjetische Wissenschaftler, seien die Photos gewesen, die „Venus 9“ zur Erde funkte: Zum erstenmal wurden scharfkantige Steine, helle und dunklere Gesteinsbrocken unmittelbar auf der Planetenoberfläche sichtbar, dazu ein Stück Venushorizont, etwa 160 Meter lang, 200 bis 300 Meter von der Kamera entfernt.

Endlich, im 18. Jahr des Raumfahrtzeitalters, wurde damit die himmlische Venus entschleiert: Amerikanische Raumspäher, insgesamt drei Sonden vom Typ Mariner, hatten nur im Vorbeiflug die Wolkenhülle aufnehmen können, die den heißen (rund 480 Grad) und helleuchtenden Abendstern umschließt. Und zweimal, nach neun vergeblichen Anläufen, hatten die Russen Meßsonden auf der Venus landen können, die über den Zustand der Planetenoberfläche vorläufigen Aufschluß gaben.



Sowjetische Venus-Sonde
Hochdruck überlebt

Es waren die ersten sicheren Nachrichten über den Rätselstern, der indischen Mystikern als wohnliche Zwischenstation auf dem Weg zur Erlösung gegolten hatte. Auch prominente Naturwissenschaftler früherer Jahrhunderte — wie Christian Huygens, Karl Friedrich Gauß, Isaac Newton und Immanuel Kant — wähnten die Venus unter ihrer Wolkenhülle von vernunftbegabten, menschlichen Wesen bevölkert.

Wälder von intelligenten, wandernden Venus-Bäumen oder auch gigantische Venus-Schneckenwesen mit grünem Blut, 20 Augen und einem Dutzend Armen malten die Autoren von Weltraumromanen aus. Und in den fünfziger Jahren, als der Glaube an fliegende Untertassen schon hoch im Schwange war, wurden Venusier vermeintlich sogar auf der Erde gesichtet.

Das Phantasieren fand ein Ende, als irdische Raumsonden die ersten Venus-Meßdaten zur Erde funkten. Bestätigt wurden Mutmaßungen, zum Beispiel über den enormen Druck, der auf dem Planeten herrscht — vergleichbar dem Druck, dem ein terrestrisches U-Boot in 900 Meter Tiefe ausgesetzt wäre.

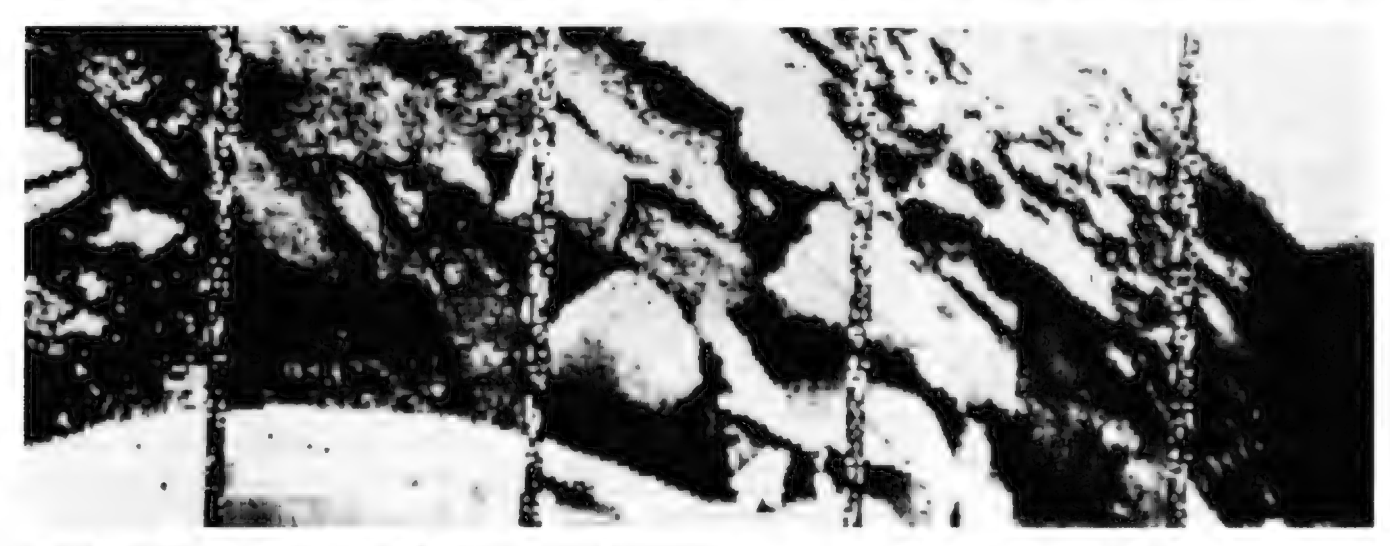
Der Druck ist eine Folge der extrem dichten venusischen Gashülle, die im wesentlichen aus Kohlendioxid besteht und mit großer Geschwindigkeit — alle vier Tage einmal — um den Planeten rotiert (die Venus selbst dreht sich nur alle 243 Tage um ihre Achse).

Mit dem Gelingen der „Venus 9“-Mission und der Qualität der Funkphotos wird deutlich, daß die sowjetischen Ingenieure ihren bisherigen Rückstand auf einem wichtigen Sektor der Raumfahrttechnik überwunden haben: bei der elektronischen Fernsteuerung sowie der Übermittlung von Daten und Funkphotos. „Venus 9“ gehört zur sogenannten zweiten Generation der Raumsonden. Das zugehörige Landegefährt ist eine Weiterentwicklung der schon Mitte der sechziger Jahre erfolgreichen Mond-Roboter.

53 Minuten lang widerstand der jüngste sowjetische Venus-Automat der drückenden Gift-Atmosphäre und der Hitze auf dem Zielplaneten (die Blei und Zinn schon zum Schmelzen brächte) — Zeit genug immerhin, um ein Panorama der venusischen Gesteinswelt zu übermitteln.

30 bis 40 Zentimeter groß waren die Brocken im Blickfeld der Sowjetkameras; weiter entfernt war auch ein großer Stein zu erkennen, „der die ebenmäßige Horizontlinie durchbricht“ (Tass).

Damit wurden gleich mehrere bisher verbreitete Hypothesen widerlegt. Der Venusboden, so hatten viele Wissenschaftler angenommen, sei durch die heftigen Stürme und starken Temperaturschwankungen zu einer sandigen Wüste erodiert. Andere Forscher hatten vermutet, daß die sogenannte Lichtbrechungs-Anomalie der Venusatmosphäre den Horizont würde konkav, also nach innen gekrümmt, er-



„Venus 9“-Aufnahme der Venusoberfläche: Unerwartete Kontraste

scheinen lassen. „Venus 9" erwies das Gegenteil.

Und schließlich wurde der unerwartete Kontrastreichtum der Bilder als wissenschaftliche Sensation gewertet. Bisher habe man angenommen, erläuterte der sowjetische Astronom Dr. Michail Marow, daß unter der dichten Venuswolkendecke nur äußerst diffuses Sonnenlicht ankomme, zu wenig, um einzelne Details photographieren zu können.

„Dämmeriger als im irdischen Zwielicht", so hatte auch ein Nasa-Wissenschaftler formuliert, sei es wohl auf der Venusoberfläche. Der Roboter, gestartet von Tjuratam, brachte dem Nasa-Mann nun Klarheit.

NOBELPREIS

Nicht sonderlich aktiv

Der 79jährige italienische Lyriker Eugenio Montale hat den Literatur-Nobelpreis 1975 erhalten – die Akademie in Stockholm suchte einen Kompromiß und produzierte eine Überraschung.

Er raucht und kaut Lakritze", vermeldete die Münchner „AZ" ihren Lesern über den neuen Literatur-Nobelpreisträger. Viel mehr ist über den bejahrten Eugenio Montale, den Lyriker aus Italien, dessen letzter Gedichtband 1971 erschien, auch auf Anhieb nicht zu berichten gewesen.

Statt dessen herrschte wieder einmal, wie so oft, zunächst ungläubiges Erstaunen darüber, daß das Nobel-Komitee einen im Ausland weithin Unbekannten getroffen hatte und daß es für seine Wahl auch nicht wie sonst geographische oder zeitpolitische Nebenmotivationen gibt. Schon als im letzten Jahr sich die beiden Schweden Johnson und Martinson die Nobel-Trophäe teilten, rügte „Dagens Nyheter" die Entscheidung als „kleinen Rückfall in Nationalismus und Provinzialismus".

Im Gerede waren diesmal der Amerikaner Saul Bellow („Herzog") und der Engländer Graham Greene. Gerüchte aus Stockholm wollen wissen, daß es zwischen den beiden zu einem „toten Rennen" gekommen sei. Der Nestor der Jury, Anders Österling, 91, soll sich auch diesmal wieder vergeblich, wie schon seit Jahren, für Graham Greene eingesetzt haben. Dem konservativen Flügel der Stockholmer Jury jedoch blieb Greene nach wie vor als „Unterhaltungsschriftsteller" suspekt. Da traf es sich nun gut, daß Österling nebenbei auch Montale-Übersetzer ist und so mit der Wahl des Italieners auch getröstet werden konnte.

Die Jury erweiterte damit Italiens Nobel-Garde zu einem Fünferteam: Montale folgt auf Quasimodo (1959), Pirandello (1934), Deledda (1926), Carducci (1906). Kommentierte die ob des Durchfalls Saul Bellows enttäuschte „Herald Tribune": „Ein typischer konservativer Kompromiß."

In der Tat läßt sich irgendeine mutige Signalwirkung aus der Wahl des zurückgezogen in Mailand lebenden Preisträgers kaum ablesen. Zwar rühmen italienische Zeitungen die stille Zurückgezogenheit und Zeitlosigkeit des 1896 in Genua geborenen Poeten als seinen Vorzug: „Es gelang ihm, niemals modisch zu werden", kommentiert der „Corriere della Sera". Aber das weltweite Echo deutet Montales Kür vor allem als blassen Kompromiß.

Auch in Italien gilt Montale — der vor allem durch seinen Gedichtband „Die Knochen des Tintenfisches" (1925) berühmt wurde — als einer der „Stillen im Lande". Als Nichtfaschist verlor er 1939 seinen Posten als Leiter einer Florentiner Lesehalle und Bücherei. Er betrieb, was man in Deutschland „innere Emigration" nannte, rettete sich in Poesie und Natur.

Nach dem Krieg wurde er Feuilleton-Redakteur des „Corriere della Sera". 1967 wurde er zum Senator ernannt. Doch auch als Politiker beherzigte er die Maxime, die er als sein „elftes Gebot" formuliert hatte: „Belästige Deinen Nächsten nicht!" Er stimmte nur zweimal im römischen Senat mit, einmal davon für die Ehescheidung.



Nobelpreisträger Montale
Sieg nach totem Rennen?

Montale, der als Kritiker als einer der Entdecker des großen Erzählers Italo Svevo gilt — er publizierte den ersten kritischen Essay über den Triestiner —, wird sich wohl durch die Ehrung auch aufgestört fühlen, wenn man sich vor Augen hält, daß er in einem Interview sagte: „Sicher, ich bin nicht sonderlich aktiv. Wenn Faulheit die Tendenz zum Reflektieren ist, so stimmt's. Ich schiebe immer die Dinge vor mir her." Auch die schwedische Nobel-Akademie hat eine literarische Entscheidung wieder einmal vor sich hergeschoben. Aufs nächste Jahr. ◆

Potemkin wußte es besser

SPIEGEL-Redakteur Peter M. Bode über „anpassendes Bauen“ in Sanierungsvierteln

Wie lassen sich Altes und Neues, gewachsene Altbaufassaden und moderne Architektur, miteinander verbinden? Das war das Thema eines Symposions im Berliner Internationalen Design Zentrum (IDZ). Fünf Architekten lieferten improvisierte Entwürfe: neue Fassaden und Grundrisse für Häuser im Sanierungsgebiet Kreuzberg.

Zwischen kargen Mietskasernen römische Aquädukte? Das war die Idee der Londoner Architektin Alison Smithson. Ihr Kollege Charles W. Moore, herbeigeflogen aus Los Angeles, ließ sich einfallen: ein abstraktes graphisches Linienspiel, das wie Geäst die Fassade überwuchert — Türen ragen aus dem Unterholz, Fenster nisten in der Baumkrone.

Mit derart eigenwilligen Versatzstükken — mal monumental-klassisch, mal surreale Jugendstilreminiszenz — versuchte sich die eingeladene Architekten-Prominenz als Lückenbüßer.

Denn das war die selbstgestellte Aufgabe des IDZ-Symposions Ende letzten Monats in Berlin: Es galt, die Lücken zwischen Kreuzberger Gründerzeitfassaden zu füllen, die seinerzeit, wenn auch sparsam, mit antikisierenden Stuckformen — Dachgesimsen, Fenstergiebelchen, Sockeln und Profilen — dekoriert wurden.

Extreme Vorstellungen — so auch die Smithson-Idee einer künstlichen, durch bewußt provisorisch wirkendes Holzgebälk aufgestockten Trümmerfassade als Kontrast zur heilen Bauwelt des 19. Jahrhunderts — waren bezeichnend für die seltsame Hilflosigkeit der meisten modernen Architekten beim „anpassenden Bauen“, bei dem Versuch, neue Bauten in vorhandene Stadtsubstanz einzufügen.

Allzu lange haben die Städtebau-Dogmen der unseligen „Charta von Athen“, aber auch die ökonomisch-industrielle Entwicklung dahin geführt, daß Architektur sich verselbständigte und daß die Städte sich auflösen.

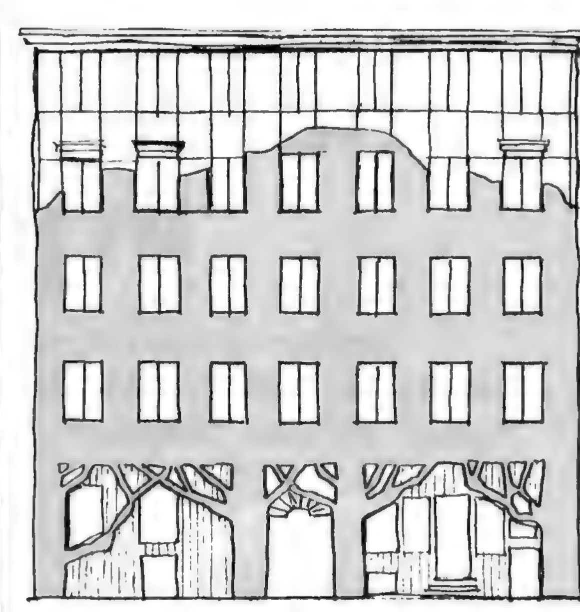
Verpönt waren bis vor kurzem geschlossene Häuserblöcke entlang den Straßen. „Bedeutende“ Verwaltungsgebäude wie auch „gesunde“ Wohnarchitektur mußten frei stehen, um als rundum geformte einzelne Baukörper von

* Saniertes Halbrund Mariannenplatz.



Smithson-Vorschlag „Römische Viadukte“





Moore-Vorschlag „Baumhaus“

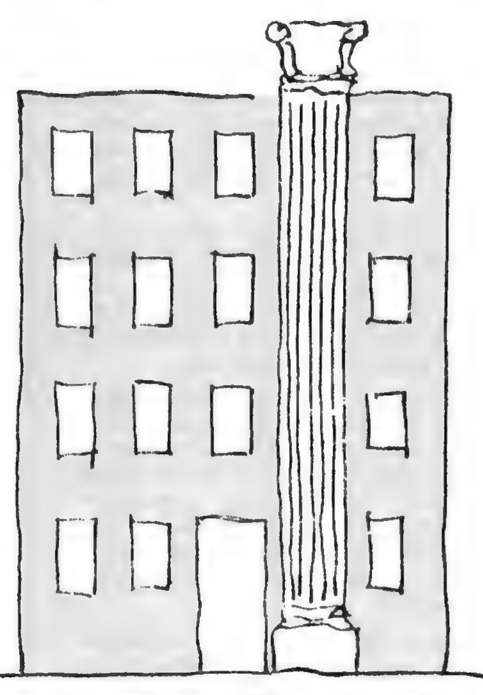
Kreuzberg-Häuser*, Sanierungs-Ideen
Mangel an Demut?

allen Seiten bewundert und umgrünt zu werden.

Die Folge: Straßenfluchten, Höfe und Plätze zerfielen und wurden ihrer gebauten „Wände“ beraubt. Zurück blieben anstelle erkennbarer, erlebbarer Stadträume gesichtslose Zufallsflächen. Auf diesem Feld chaotischer städtischer Agglomeration tobt sich noch immer der Ehrgeiz zeitgenössischer Architekten aus.

Kein Wunder, daß die mühsamere, undankbarere Einordnung in ältere Baustrukturen nicht beliebt ist. „Nur Fassaden“ und Hinterhöfe zu gestalten und dabei noch Rücksicht nehmen auf schon bestehende architektonische Anordnungen entspricht nicht dem (mittlerweile angeschlagenen) Selbstbewußtsein eines Berufsstandes, der so lange an die „automatische“ Schönheit seiner rein zweckrationalen, isolierten Architektur-Entwürfe geglaubt hat.

Doch die Reaktion auf die kalte Dürftigkeit der meisten neuen Bauten konnte nicht ausbleiben: Plötzlich werden die gewachsenen Stadtviertel nicht mehr verachtet, ihre besondere Lebensqualität und ihr eigener Charakter werden anerkannt. Abriß und Flächensanierung werden bekämpft, die ästhetischen und emotionalen Werte historischer Quartiere wieder geschätzt, und man erinnert sich, daß ein Stadtbild in erster Linie von Fassaden, von Straßenfronten, und nicht von sogenannten Dominanten geformt wird.



Ungers-Vorschlag für Fahrstuhlschacht

Die Stichworte für einen sensibleren, erhaltenden Stadtumbau sind Objekt-Sanierung, Rekonstruktion, Modernisierung, Revitalisierung, Stadtbildpflege. Was dabei herauskommt, ist in einigen Berliner Arbeitergegenden im Ansatz schon zu sehen. Die zugebauten

Böhm-Vorschlag für Fenster
Ohne Verzicht auf Modernes ...

dunklen Hinterhöfe werden „entkernt" und umgewandelt in Park-Etagen, Kinderspielplätze und Grünflächen — nicht unproblematisch, weil dadurch das Kleingewerbe beseitigt wird; auch waren die Wohnungen von jeher nicht dem Hof, sondern der Straße zugewandt.

An den Straßenseiten werden die am wenigsten verkommenen Fassaden originalgetreu renoviert und teils nach alten Vorbildern, teils fröhlich-grell angemalt. Was nicht mehr zu erhalten ist, wird abgerissen und neu gebaut.

Bislang geschah das auf allzu simple Weise: Leblose, ungegliederte Hauswände mit immer gleicher Reihung in immer gleichem Abstand mit immer gleichen Balkonkäfigen; sprachlose Umhüllung von Wohnungen — und von beschämender Gestaltarmut angesichts der benachbarten Fassaden aus dem vorigen Jahrhundert.

Dieser Unsicherheit und Gleichgültigkeit des gegenwärtigen Bauens im Kontext älterer Straßenzüge wollte das IDZ-Symposion begegnen — ausgehend von der Einsicht, daß bloß historisierende Nachahmung ein allzu bequemer Ausweg wäre; reine Fassadenkosmetik und kaum kreativ. Statt dessen: Wenn die Prinzipien der alten Architektur begriffen werden, ist es durchaus möglich, diese Regeln der Baukunst auch mit modernen Mitteln auszudrükken.

Zum Beispiel haben frühere Häuser ein prägnantes Sockelgeschoß, ein deutliches Dachgesims — also Anfang und Ende zwischen unten und oben;

Fenster und Türen sind nicht hart und abrupt in die Fassade eingeschnitten, sondern durch dekorative oder plastische Rahmung und stufenweise Übergänge von außen nach innen bildhaft in die Fassade eingefügt.

Verschiedene Wandprofile, Erker, Ziergiebel, wechselnde Fenster-Formate, addierte Ornamente, variierte Balkone und Loggien, geschwungene und gewölbte, vor- und zurückspringende Bauteile, ein ausgewogenes Verhältnis von Wiederholung und Überraschung, von Rhythmus und Takt, von Einheitlichkeit und Vielfalt machen diese Fassaden „ansehnlich", ermöglichen Identifikation.

Freilich besitzen die Kreuzberger Fassaden solchen Reichtum nicht, sie sind nur ein schwacher Abglanz ihrer üppigen Vorbilder, der bürgerlichen Stadthäuser. Den ins IDZ eingeladenen Architekten boten denn auch diese ehrlichen Mietskasernen, die damals nur eben mit dem Allernotwendigsten aus dem klassischen Architektur-Arsenal verschönt wurden, zuwenig Anregung.

Vielleicht waren die Entwerfer auch zu prominent, um sich in Demut zu üben: Ähnlich wie Alison Smithson versuchte Oswald M. Ungers (Köln) mit der ironischen Übersteigerung und Verfremdung historischer Zitate auf die Herausforderung zu beiden Seiten zu erwidern. Balkone, apart verstreut, stellte er sich als ausgehöhlte, ins Riesige vergrößerte, schwellende Dachkonsolen vor. Einen außenliegenden Fahrstuhlschacht möchte er mit einem



Sanierungsobjekt in Kreuzberg
... Antwort auf eine andere Zeit

haushohen antiken Wandpfeiler kaschieren.

Zurückhaltender wirkte da schon der Amerikaner Moore mit seinen in den Putz gekratzten Baum-Gewächsen — auch das freilich sehr sophisticated und fremd in diesem so nüchternen, berlinisch-trockenen Kreuzberg.

Vittorio Gregotti (Mailand) benutzte die Kreuzberger Vorlage zu einem mehr geistreichen als praktikablen Spiel mit Restfassaden, Straßenbrücken und totaler Modernität hinter dem als Kulisse verbliebenen Slum-Antlitz.

Als einziger bezog sich Gottfried Böhm (Köln) auf das Faktum Kreuzberg, in dem das Milieu stark von türkischen Familien geprägt wird; er wählte als vorherrschendes, verbindendes Gestaltmerkmal die Fenster, vergrößerte sie um einen schräg vorgeschobenen gläsernen Rahmen und bekräftigte die Existenz der bis zum Boden verlängerten Fenster durch Säulen und neuartige, schwere Beton-Kapitelle. Dadurch bekommen die Öffnungen und die Wand mehr Profil, und die Fassade, die vorher spannungslos in beiden Richtungen verlief, wird nun eindeutig senkrecht betont.

Böhm hat am wenigsten argumentiert, aber am schlüssigsten vorgefundenes und dazugedachtes Milieu in Form übersetzt. So sollte „anpassende Architektur" sein — ohne Verzicht auf zeitgenössische Möglichkeiten und dennoch eine fortgesetzte Antwort auf die Sprache einer anderen Zeit.

Amüsiert nahmen das alles die Berliner Sanierungspraktiker zur Kenntnis. Sie schlagen sich mit Quadratmeterfuchserei, Grundrißverbesserungen, Mietkosten, Geschoßhöhen und Bauvorschriften herum. Für Stadtbildpflege durch Qualitätsfassaden reichen dann das Interesse und die Mittel nicht mehr aus.

Außerdem sind sie doch noch so sehr Funktionalisten, daß sie glauben, ein anspruchsloser Grundriß müsse sich auch in der Fassade widerspiegeln. Potemkin wußte es besser.

NEUE LINKE

Müde geworden

Eldridge Cleaver, einst schwarzer Prophet linker Gewalt, hat eine Ketzerbeichte abgelegt und sich in das amerikanische Militär verliebt.

Amerikas revolutionäre Linke hat seit dem Ende des Vietnam-Debakels und dem Abgang Nixons nun kein Feindbild — aber auch keine Idole mehr. Man fragt sogar, wie unlängst François Bondy in der „Zeit": „Wo ist sie geblieben? — die amerikanische Linke."

Die Campus-Rebellen von Berkeley aus den stürmischen Sechzigern „arbeiten heute erfolgreich im Geschäftsleben" („Business Week"). Herbert Marcuse — ihr damaliger Prophet — sitzt fast vergessen in San Diego und schreibt eine Ästhetik, die im nächsten Frühjahr erscheinen soll.

Noam Chomsky, der streitbare linke Linguistik-Professor, dessen Buch „Amerika und die neuen Mandarine" ein Aufruf zum „Selbsthaß" und zu nationaler Reue und Buße war (SPIEGEL 9/1970), verkündet nun einen diffusen Verbrüderungsglauben, den er zunächst Juden und Arabern empfiehlt. Und Angela Davis, die Heilige Johanna der Linken, das missing link zwischen weißen und schwarzen Systemveränderern, zehrt vom verblas-



Revolutionär Cleaver, Steckbrief 1968
„Amerika wird blutrot"

senden Ruhm als Ehrenbürgerin von Magdeburg und Trägerin des DDR-Ordens „Großer Stern der Völkerfreundschaft".

Der „radical chic" ist nicht mehr gefragt, auch nicht bei der schwarzen Bevölkerung Amerikas. „Warum spricht man von unseren Helden des Gewaltkultes statt von unseren Technikern, Managern, Politikern, die sich bewähren?", klagte im vorigen Jahr ein schwarzer Journalist.

Freilich, inzwischen spricht man von ihnen nicht mehr, es sei denn, sie bringen sich, wie erst jüngst Eldridge Cleaver, durch eine Ketzerbeichte in Erinnerung — ähnlich der des Anarchisten Michail Bakunin vor Zar Nikolaus I.

Denn Cleaver, 40, seit sechs Jahren im Exil lebender früherer Führer der „Black Panthers", jener Gruppe schwarzer Revoluzzer, die der ehemalige FBI-Chef J. Edgar Hoover „die größte Gefahr für die innere Sicher-

heit“ der USA nannte, will Frieden schließen mit Amerika, diesem „wundervollen Land“.

Als „Volksheld der revolutionären Linken in den USA“ und „schwarzer Che Guevara“ („Newsweek“) ist Cleaver in den sechziger Jahren gefeiert worden. Der Schriftsteller Norman Mailer empfahl ihn 1968 als Präsidentschaftskandidaten. Cleavers Buch „Seele auf Eis“ (Auflage: über zwei Millionen Exemplare) wurde zur Bibel für schwarze und weiße Rebellen. Er propagierte Haß und Rache: „Amerika wird blutrot sein, und Leichen werden die Straßen säumen“, bis dieses Land „durch eine bewaffnete Revolution gerettet ist“.

Die überraschende Wandlung des Klassen- und Rassen-Kämpfers Cleaver zum „Super-Patrioten“ (Cleaver über Cleaver) ist das Ergebnis eigener Erfahrungen in sozialistischen und kommunistischen Ländern, in denen er plötzlich „die grausamsten Regime der Weltgeschichte“ entdeckte, wie er jetzt in einem Interview mit der Zeitschrift „Rolling Stone“ gestand (siehe Kasten).



Hosen-Schneider Cleaver in „Cleavers“
„Wo er hingehört“

Cleaver war im schwarzen Getto von Los Angeles aufgewachsen. Als 18jähriger wurde er wegen Marihuana-Handels zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Im Staatsgefängnis von Soledad entwickelte er seine persönliche Variante des Rassenkampfes: Er beschloß, weiße Frauen zu vergewaltigen, denn „Vergewaltigung war eine aufrührerische Tat. Es begeisterte mich, das Gesetz des weißen Mannes mit Füßen zu treten“.

Ein Notzuchtversuch „mit der Absicht zu töten“ brachte ihm 1958 eine

„Die Linke hat Selbstmord begangen“

Auszug aus einem Cleaver-Interview

Ich denke, nach all meinen Reisen und nachdem ich die sozialistische Welt ganz aus der Nähe gesehen habe, nachdem ich wirklich gesehen habe, wie die Sowjet-Union und China funktionieren, daß die USA in militärischer Hinsicht keinem nachstehen sollten. Wir sollten unser Militär stärken und nicht aufgeben. Ich weiß, daß nun vielen Leuten vor Staunen der Mund offenbleibt ...

Ich glaube aber, daß die Entwicklung der Dinge auf eine große Kraftprobe zwischen den Machtzentren hinausläuft ... Ich meine, daß es daher sehr wichtig ist, daß die Vereinigten Staaten militärisch stark sind. Ich halte das für einen Punkt, an dem alles Gezänk zwischen den linken und rechten Gruppierungen in den USA schweigen sollte.

Wegen des Vietnam-Krieges nahm die amerikanische Linke das Militär unter Beschuß, und in diesem Falle hatten wir (Linken) recht. Der Krieg war widerlich, unmoralisch; es war das Schlimmste, was dieses Land je unternommen hat. Jetzt brauchen wir jedoch eine Aufarbeitung des Komplexes Vietnam ... Ich bin noch wütend wegen Vietnam, aber ich mache mir mehr Sorgen über das Schicksal der Vereinigten Staaten, über die Zukunft, darüber, was man tun muß, damit dieses Land besser funktioniert ...

Heutzutage wird der Sozialismus immer so dargestellt, als repräsentiere er die Zukunft. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß die Sozialisten/Kommunisten den Völkern die grausamsten Regime der Weltgeschichte gebracht haben, Regime, die Diktaturen sind, Diktaturen *im Namen* des Proletariats, nicht des Proletariats. Und diese Regimes kann man nur sehr schwer wieder loswerden, weil sie den Menschen etwas geben, wonach sich jeder sehnt, und zwar wirtschaftliche Sicherheit, wenn man so will, wirtschaftliche Demokratie, an der es in den Vereinigten Staaten so sehr fehlt.

Aber politische Demokratie, die ich für das Wichtigere von beiden halte, gibt es in den kommunistischen Ländern nicht. Sie wird in der Tat als etwas Subversives betrachtet ... In der Sowjet-Union haben die Menschen nahezu keine Möglichkeit, ihren Willen durchzusetzen, das haben uns Solschenizyn und Medwedew gezeigt. ...

Die Linke hat doch wirklich Selbstmord begangen, denn wir fühlten uns immer gezwungen, das entgegengesetzte Extrem zu umarmen. Wie durften wir Nixon gestatten, die amerikanische Flagge völlig für sich in Anspruch zu nehmen? Wir hätten sie diesem Gangster wegnehmen sollen. Aber statt dessen griffen wir nach der Vietcong-Flagge, und jede Hoffnung auf eine große Unterstützung durch das amerikanische Volk war dahin ...

Ich bin der Meinung, die Linke sollte tatsächlich mehr auf die politischen Kräfte schauen, die in den Vereinigten Staaten eine Rolle spielen, und mit ihnen zusammenarbeiten. Ich zum Beispiel habe die Absicht, zum amerikanischen Militär eine neue Beziehung herzustellen. Ich habe mich in das Militär verliebt, ich liebe es wirklich ...

Die Militärs sind Patrioten, und das ist kein schlechter Zug. Ich werde zu einem Patrioten. Diese Leute sind Fachleute, und sie haben eine gewisse politische Ausrichtung, die immer vom rechten Flügel beherrscht wurde. Diese Leute sind Amerikaner, sie sollten als solche behandelt werden. Wenn wir uns tatsächlich über progressive Veränderungen in Amerika unterhalten wollen, dann müssen wir auch darüber sprechen, das Militär mit einzubeziehen. Ohne seine Unterstützung kann es nämlich keine Revolution geben ...

Manchmal denke ich, daß einiges von dem, was die Rechte damals über uns sagte, zutraf. Sie sagten, wir seien Verräter, die die USA völlig im Stich ließen, die sich auf die Seite der Kommunisten schlugen.

Jetzt weiß ich, daß sich die Kommunisten nicht verschwören, um bloß die Rechte in Amerika zu beseitigen; sie beabsichtigen, ganz Amerika zugrunde zu richten. Und dem kann ich nicht zustimmen. Ich möchte, daß vieles in den USA weitgehend verbessert wird, nicht aber, daß Amerika zugrunde gerichtet wird. Wir müssen gegen diejenigen wachsam sein, die die USA zerstören wollen ...

Ich meine, daß wir, statt Entspannung mit der Sowjet-Union zu suchen, uns ihrem gegenwärtigen Regime entschieden widersetzen sollten. Ich möchte, daß die amerikanische Militärmacht die Menschen unterstützt, die in der Welt unterdrückt werden ...

Nein danke, ich bin mit dem Wagen da.

Der Mann, der auch mal nein sagt.

Beim Stammtisch ist er gern gesehen. Weil er ein netter Kerl ist, immer was zu erzählen hat und die neuesten Witze kennt. Und weil er auch mal einen draufmacht – wenn er das Auto nicht zur Heimfahrt braucht.

Wenn's geht, bleibt das Auto zuhause.

Meistens kann er es einrichten, wenn er zum Stammtisch kommt. Manchmal läßt es sich halt nicht vermeiden. Dann fährt er mit dem Wagen. Und trinkt nur einen zur Begrüßung. Beim zweiten winkt er ab. Denn er weiß, daß er zwar noch einen oder einen zweiten oder vielleicht sogar einen dritten vertragen würde, aber ... Fahrtüchtig genug wäre er dann nicht mehr.

Warum also ein solches Risiko eingehen? Führerschein und womöglich sehr viel mehr aufs Spiel setzen? Wozu?

Er hat nämlich festgestellt, daß er nicht den Alkohol braucht, um beim Stammtisch Spaß zu haben. Im Gegenteil. Manche hitzige Debatte ging klar an ihn. Weil er halt noch ein bißchen klarer denken und reden konnte. Das haben in der Zwischenzeit auch die Stammtischbrüder gemerkt. Und sind zu einem guten Entschluß gekommen: Entweder wir kommen ohne, oder einer von uns sagt nein und fährt die anderen mit dem Wagen nach Hause.

Denn:

Das zweite Glas kann schon zuviel sein!

Über 3.500 Menschen sterben jährlich auf der Straße, weil Alkohol im Spiel war. Und weil viele Fahrer glaubten, zum Fahren noch stark genug zu sein.



FÜR MEHR VERKEHRSSICHERHEIT

prisma

Mehr Lust ohne Dopamin

Was geschieht, wenn — anders als normal — beim Ejakulieren die Hirnchemikalie Dopamin nicht produziert wird? Dann erhöht sich die Lust auf möglichst viele Wiederholungen abnorm, berichtet das Wissenschaftsblatt „Psychology today". Um herauszufinden, auf welchen Wegen aufputschend oder einschläfernd wirkende Neuro-Botenstoffe zirkulieren, hatten drei Ärzte des Londoner Royal Veterinary College bei 23 Ratten-Männchen bestimmte Areale im Zwischenhirn zerstört. Ergebnis: Fünf von sieben Ratten, in deren Köpfen die Produktionsstätte des schlaff machenden Dopamin lahmgelegt wurde, konnten es öfter als die anderen — bis zu 17mal hintereinander. Zwischen den einzelnen Kopulationen vergingen bei ihnen im Durchschnitt nur zweieinhalb Minuten — ein Rattenmännchen brauchte nur 65 Sekunden, um seine Partnerin sofort wieder zu bespringen.



Karikatur aus „Psychology today"





Atom-Schutzbrillen der US-Luftwaffe

Schutzgläser gegen Atomlicht

Damit sie von einem Atomblitz nicht geblendet werden können, sollen die Bomberpiloten der US-Air-Force künftig Schutzbrillen aus Spezialkeramik tragen, die sich bei einer Atomexplosion automatisch schwarz färben. Zwei runde und rechteckige Prototypen haben die amerikanischen Sandia Laboratories und der Bendix-Konzern bereits entwickelt: Von einer Photo-Diode gesteuert, schirmen die Keramiklinsen innerhalb von 150millionstel Sekunden 99,9 Prozent des einfallenden Atomlichts ab.

Wiener Kunstherz einsatzfertig

Professor Johann Navratil, Vorstand der II. Chirurgischen Universitätsklinik in Wien und führender Kunstherz-Spezialist Europas, meldet nach siebenjähriger Bastelei sein Kunstherz einsatzbereit. Navratil am Mittwoch letzter Woche: „Sobald ein Kranker nicht anders zu retten ist, pflanzen wir es ein." Das nun fertiggestellte Wiener Modell ist kein totaler Herz-Ersatz, der bis zum Lebensende in der Brust des Patienten schlagen soll, sondern ein partielles Hilfs-Teilherz. Es besteht aus einem Ventrikel aus Aluminium und blutschonendem Kunststoff, welcher die Pump-Funktion der linken Herzkammer für einen Zeitraum bis zu maximal zwei Monaten übernehmen soll. Währenddessen soll sich das originale Patientenherz erholen. Den meisten kranken Herzen schreibt Navratil „enorme reparative Fähigkeiten" zu. An Kälbern wurde der Ventrikel bereits mit Erfolg erprobt. Navratils Parade-Patientin aus dem Tierreich ist eine Jungkuh namens Esmeralda, die 73 Tage lang mit dem implantierten Ventrikel lebte und sich nach der Rückoperation bestens mit dem eigenen Herzen zurechtfand.

Geringerer Energie-Ausstoß der Sonne

Energiekrise auch auf der Sonne? US-Astrophysiker halten das nach einem überraschenden Befund für möglich: Die Zahl von der Sonne abgestrahlter Neutrinos — subatomarer Partikel ohne elektrische Ladung und eine Art Gradmesser für die Sonnen-Aktivität — ist danach nur ein Sechstel so groß, wie bislang angenommen wurde. Die Folgen des geringeren Energie-Ausstoßes könnten „furchterregend" sein, finden Forscher der University of California: Ein Prozent weniger Leuchtkraft würde die Erd-Temperaturen um zwei Grad verringern — genug, um eine Eiszeit auszulösen.

Ratschläge für Arzneien-Opfer

Hilfe beim konkreten Verdacht auf eine von Medikamenten hervorgerufene Krankheit bietet das Institut für klinische Pharmakologie der Freien Universität Berlin an. Die von Professor Helmut Kewitz am Klinikum Steglitz eingerichtete „Beratungsstelle für Arzneimittelschäden" kann jeder aufsuchen (oder brieflich um Rat angehen), der aufgrund von Selbstbeobachtungen seine Beschwerden auf Medikamentenkonsum zurückführt — ohne Rücksicht darauf, ob ihm die Medikamente ärztlich verschrieben wurden oder nicht. Ist sein Verdacht berechtigt, übernimmt das Institut, auf Wunsch, zugleich die Behandlung. Unkostenbeitrag: fünf Mark.

Archäologen am Grabmal Haremhabs

Haremhab-Relief

Im kommenden Winter will ein holländisch-britisches Archäologenteam die Ausgrabungsarbeiten am lange verschollenen Grabmal des Pharao Haremhab (14. Jahrhundert vor Christus) fortsetzen. Das monumentale Grabgebäude, von dem Londoner Dozenten Geoffrey T. Martin letzten Februar unter dem Wüstensand südlich von Kairo wiederentdeckt („Corriere della Sera": „Die spektakulärste Entdeckung der Ägyptologen im Jahre 1975"), bestand offenbar aus einem von Pfeilern begrenzten Eingang, einem Colonnadenhof, einer Vorkammer, der eigentlichen Grabkammer und mehreren Vorratsräumen. Auf Kalkplatten fanden sich auch Abbildungen des Pharao. Haremhab, der seinen Vorgänger Tutenchamun und Eje als General gedient hatte, war demnach „ein dicker Mann mit Hakennase" (Martin).

Gefängnisstrafe von 14 Jahren ein. Im Gefängnis begann er zu studieren und zu schreiben, er rationalisierte seinen Rassenkampf zum Klassenkampf, schloß sich den „Black Muslims" und, nach seiner Entlassung auf Bewährung, der „Black Panther Party" an.

Im April 1968 geriet er — unbewaffnet — in eine Schießerei zwischen „Black Panthers" und Polizisten im kalifornischen Oakland. Er wurde verhaftet, seine Bewährung aufgehoben. Cleaver legte Revision ein und wurde gegen eine Kaution von 50 000 Dollar freigelassen. Als er im November 1968 wieder vor Gericht erscheinen sollte, floh er nach Kuba, von wo er im Juli 1969 nach Algier übersiedelte.

Ständig auf der Flucht vor den „Pigs" vom FBI, auf deren Mordliste er sich stehen sah, reiste er nach China, Nordvietnam und Nordkorea. Er wurde als Ehrengast nach Moskau geladen und besuchte fast alle Ostblockländer.

Enttäuscht von den „Diktaturen im Namen des Proletariats", lebt er seit 1973 in einem Pariser Arbeiterviertel. Einer Partei oder einer Organisation möchte er nicht mehr angehören. Er will nur noch für seine Familie und seine Firma, die „Cleaver Unlimited", leben. Denn laut Cleaver liegt die Revolution buchstäblich in der Hose. Für „Cleaver Unlimited" entwirft er deshalb seine „Cleavers", Beinkleider für Herren, die die Männermode revolutionieren sollen. Sie markieren das Männliche am Mann.

Bisher sei die Kleidung, so verriet er unlängst, „ein Ausdruck jener Feigenblatt-Mentalität gewesen, die unseren Sex in unserem Körper versteckt. Meine Hosen bringen den Sex wieder dorthin, wo er hingehört".

Clownerie eines müde gewordenen Rebellen? Oder ist er nur einer neuen Faszination erlegen? Statt der der Gewalt, die niemand mehr will, der des verrückten Originals. Cleavers ehemalige Anhänger und Freunde schweigen zur Hosenrevolution ihres einstigen Idols.

POPMUSIK

Hit aus dem Getto

Bob Marley aus Jamaika, erster Rock-Superstar aus der Dritten Welt, hat einen Boom der jamaikanischen Elendsmusik Reggae ausgelöst.

In einer permanenten Marihuana-Wolke kommt er daher. Wenn schon Gott selber die berauschenden Kräuter geraucht habe, so sagt er, müsse ein Gläubiger folgen; und dazu zitiert er Psalm 18, Vers neun: „Von seiner Nase stieg Rauch auf, aus seinem Rachen ein verzehrendes Feuer."

Bob Marley, 30, liebt die prophetische Attitüde. Von „Babylon" spricht und singt er — in seiner Bilderwelt



Synonym für die verkrusteten Gesellschaftsstrukturen der westlichen Zivilisation. Nur freie, sinnliche, von Anpassungszwängen seelisch noch nicht lädierte Menschen würden das große Harmagedon überstehen: Die Botschaften sind allesamt nicht neu.

Wenn aber der Underground-Genius aus den Trenchtown-Slums von Kingston, Jamaika, dazu seine hypnotisierende „Rebel Music" (Songtitel) anschlägt, wenn er im Zeitlupentempo raffinierte Achtelrhythmen gegen den Strich bürstet, dann klingen die sozialreligiösen Moritaten wie das Signal einer neuen Rock-Revolution: „Get up, stand up, stand up for your rights. Get up, stand up, don't give up the fight."

Wo immer Marley mit seiner Band „The Wailers" auftritt, schleudert er seine Verse mit biblischer Wucht und höchster Intensität ins Publikum. Er entfacht psychische Lohen, wie sie die Popmusik seit dem Tod von Jimi Hendrix (1970) kaum mehr gekannt hat. Marley im Konzert zu erleben, urteilte diesen Sommer der kanadische „Toronto Star", „erinnert an die erste Entdeckung von John Coltrane, Ray Charles, der Lieder von Brahms oder der Beatles". Dieser Interpret, spekulierte Londons „Observer", könnte durchaus „etwas so Gigantisches starten, wie es der Soulmusik-Aufbruch vor zehn Jahren war".


Reggae-Star Marley
Welterfolg im Marihuana-Dunst

Richtig ist wohl, daß durch Bob Marleys Ausstrahlung der Reggae, die Populärmusik von Jamaika, in der kommenden Saison zum internationalen Leitton werden kann. Nur einem Superstar seines Formats kann es gelingen, das akustische Getto zu sprengen, in dem sich die fesselndste Klangfusion seit dem New Orleans der Jazz-Anfänge, dem Liverpool des Beatles-Aufbruchs und dem San Francisco der Hippie-Ära vollzogen hat.

Reggae, entweder Kürzel für „regular rhythm" (im Gegensatz zum unregelmäßigen Calypso-Beat von Trinidad) oder abgeleitet von „Ragamuffin" (zerlumpter Straßenjunge), bezeichnet eine seit Anfang der sechziger Jahre entwickelte Musikform mit langsamem, monoton-repetitivem Rhythmus, in der westafrikanische Folklore und der Rock'n'Roll-Stil des benachbarten New Orleans zusammengeflossen sind.



Reggae-Plattencover
Signal einer Rock-Revolution

Vordem unter den Etiketten Ska, Blue Beat und Rock Steady bekannt und 1964 von Jamaika-Kinderstar Millie Small erstmals mit dem Song „My Boy Lollipop" (Auflage: sechs Millionen Singles) in Hit-Höhen emporgejubelt, wurde der karibische Proletarier-Pop 1968 durch eine Aufnahme der Insel-Band „Toots and the Maytals" endgültig getauft: „Do The Reggay".

Wie der amerikanische Blues ist auch Jamaikas Reggae eine Elendsmusik der Underdogs, die im Dunst karibischer Ganja-Rauschkräuter und in den religiösen Zirkeln der Rastafari am besten gedeiht. Rastas wie Bob Marley glauben („Heim nach Afrika!") an einen Erlöser namens Ras Tafari Makonnen, der — König der Könige, Erwählter Gottes und Löwe von Juda — 1930 als Haile Selassie Kaiser von Äthiopien geworden war.

Haile Selassie ist, zuvor entmachtet, Ende August 83jährig gestorben. Gleichwohl breiten sich Rasta-Kult und Reggae-Musik in Jamaika und den westindischen Exilgemeinden in London und den New Yorker Stadtteilen Bronx und Brooklyn weiter aus. Weiße haben zu diesen Gettos selten Zugang;

die Rastas, deren gedrehte „dread locks“ (Schmutzlocken) nach religiöser Vorschrift kein Kamm berühren darf und die „allen schwarzen und weißen Unterdrückern den Tod wünschen“ (Slogan), kapseln sich ab.

„Where da blues tonight, mahn?“ ist — im Jamaika-Patois — das geheime Paßwort, das sich Rasta-Brüder auf westlichen Großstadtstraßen zuflüstern. Ihr Blues wird in abgewrackten Lagerhäusern, Slum-Wohnungen und Kneipen verabreicht, wo die jüngste Marley-LP „Natty Dread“ rotiert, wo kaum jemand spricht und der Ganja-Joint kreist: „Pass the ganja, and don't touch me, mahn.“

„Im Gegensatz zu Indern, Pakistanis und anderen Einwanderergruppen“, so formuliert es ein Londoner Soziologe, „wollen die Jamaikaner *nicht* verstanden werden und sich nicht in die westliche Gesellschaft integrieren.“ Religion, Rauschkräuter und Reggae sind ihre Schutzschilde — daher blieb der Reggae trotz einiger Bemühungen kleiner Plattenfirmen als internationaler Modetrend bislang ungenutzt.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, kam der lethargische Getto-Beat Jamaikas (mit vielfach von Marley komponierten Songs wie Johnny Nashs „Stir It Up“ oder Eric Claptons „I Shot The Sheriff“) bisher nur verdünnt oder mit Rock verschnitten in die Hitparaden. Nach Bob Marleys sensationellem Tournee-Erfolg in England und den USA diesen Sommer, der drei zum Teil ältere „Wailers“-LPs in die US-Bestsellerlisten spülte, soll sich das ändern.

Mittels wohlfeiler Einführungsplatten wie „This is Reggae Music“ (Island) und „Super Reggae Sensation“ (Philips) werben die amerikanische und europäische Musikindustrie für das Jamaika-Originalprodukt. US-Bluesinterpreten wie Taj Mahal, Sohn eines Jamaikaners, sind jüngst (LP „Music Keeps Me Together“) zum Reggae übergewechselt. Sogar eine in Hamburg produzierte Reggae-LP des ehemaligen Les-Humphries-Sängers Malcolm Magaron („Caribbean Rock“) ist schon auf dem Markt.

Vor allem aber für Bob Marley wird die Promotion-Maschine angeheizt. Nach den tonangebenden englischen und amerikanischen Rock- und Branchenblättern bringen nun auch westdeutsche Pop-Postillen den „Mick Jagger des Reggae“ („Village Voice“) vierfarbig auf den Umschlag. Marley-Plakate hängen in vielen Plattengeschäften, tausend Werbeplatten mit seinen stärksten Stücken wurden von der Firma Ariola eigens für die Massenmedien gepreßt.

Marley über die Zukunft seiner Musik: „In der Vergangenheit hat man Reggae durch skrupellose Ausbeutung umzubringen versucht. Aber dieser Klang ist wie ein Samen, aus dem immer wieder eine Pflanze wächst, von deren Früchten man sich ernährt.“ ◆

PERSONALIEN

Hans Karl Filbinger, 62, Ministerpräsident von Baden-Württemberg, legte am Mittwoch letzter Woche das Amt des Vorsitzenden im Aufsichtsrat des Energieunternehmens Badenwerk AG nieder, um „zu einer Entkrampfung der Lage am Kaiserstuhl beizutragen“. Das Badenwerk ist das Mutterunternehmen des Kernkraftwerkes Süd, des Bauträgers des umstrittenen Wyhl-Projektes. Auf den Aufsichtsratsvorsitzenden Filbinger konzentrierte sich der Kampf der Kernkraftwerk-Gegner („Filbinger Landesvater — Landesverräter“). Der Ministerpräsident, der, wie alle Beamten und Minister in Baden-Württemberg, die Tantiemen als Aufsichtsratsvorsitzender bis auf jährlich 3000 Mark an die Staatskasse abführen mußte, benannte Finanzminister Gleichauf als Nachfolger. Ebenfalls im Badenwerk-Aufsichtsgremium bleibt Baden-Württembergs Wirtschaftsminister Eberle.

Golda Meïr, 77, ehemaliger israelischer Ministerpräsident, soll Titelheldin eines Musicals werden. Seit vier Wochen arbeitet der britische Pop-Komponist Lionel Bart, 45, an dem Musikwerk über Golda Meïrs „Leben und Kampf für Israel“. Arbeitstitel: „Golda“. Die ersten sieben Golda-Songs sind bereits fertig und sollen der pensionierten Regierungschefin Anfang November präsentiert werden. Angeregt zu dem Tonwerk wurde Bart von den Meïr-Memoiren „Mein Leben“: „Ein faszinierender Stoff für ein Musical mit realem Hintergrund.“ Zwar gibt sich Bart optimistisch („Sie wird uns ihren Segen geben“), doch das Ja-Wort der Pensionärin ist noch nicht sicher: Golda Meïr mag keine Pop-Musik.

Giovanni Agnelli, 54, Fiat-Konzernchef und Vorsitzender des italienischen Industrieverbandes Confindustria, der jüngst in Peking „fast wie ein ambulanter Händler“ (Agnelli) für italienische Produkte warb, erfuhr bei seinem Sondierungsbesuch in Maos Reich auch Wissenswertes über das chinesisch-deutsche Verhältnis. „In China“, wunderte sich der Industrielle nach seiner Rückkehr, „heißt es, die größten Deutschen sind Marx, Engels und Strauß.“ Zu den italienischen Vorschlägen für einen verstärkten Warenaustausch zwischen beiden Ländern, dem eigentlichen Anlaß der Agnelli-Reise, mochten die Chinesen sich dagegen noch nicht so konkret äußern. Agnelli: „Dazu brauchen die noch mehr Zeit als italienische Behörden — und das will was heißen.“

Henry Kissinger, 52, US-Außenminister, wurde auf einem Staatsbankett in Ottawa abgehört — freilich nur durch Zufall. Eines der Mikrophone, die man für eine spätere Rundfunksendung schon im Bankettsaal installiert hatte, war einge-



schaltet und übertrug Kissingers Tischgespräche ausgerechnet in einen Raum, in dem ein paar Journalisten auf eine Pressekonferenz mit dem US-Besucher warteten. Und die Presseleute notierten eilig mit, was der US-Außenminister seinem kanadischen Amtskollegen Allan MacEachen über Richard Nixon anvertraute: „Er ist ein sehr seltsamer Mann ... ein unangenehmer, ein unnatürlicher Mann.“ Und weiter: „Ich habe niemals verstanden, warum er Politiker geworden ist. Er haßte es, neue Leute kennenzulernen.“ Doch auch Gutes wußte der Außenminister von seinem Ex-Chef zu berichten, so sei er „sehr gut in Außenpolitik“ und überhaupt „einer unserer besseren Präsidenten“ gewesen. Tags drauf war Kissingers Privatmeinung auch in den US-Blättern veröffentlicht, und Kissinger brauchte Stunden, um sich zu einem Anruf bei Nixon durchzuringen. „Die Bemerkungen“, so Kissinger, seien „aus dem Zusammenhang gerissen“. Nixon konterte kühl: „Ich weiß, wie solche Dinge laufen.“ Dem Gespräch mit Kissinger ließ Nixon einen Brief an Präsident Ford folgen, in dem er seinem Nachfolger riet, Kissinger „auf Normalgröße“ zurückzustutzen.

Gerald Ford, 62, US-Präsident, fiel bei der Party eines Washingtoner Journalisten durch seinen saloppen Nieten-Anzug und unkomplizierte Eßgewohnheiten auf. Beim frühen Aufbruch — Ford hatte noch andere Termine wahrzunehmen — bedauerte der Präsident, nicht am Dinner teilnehmen zu können, und erhielt vom Gastgeber prompt einen Teller Spaghetti mit auf den Weg. Ford nahm das Mahl dankbar an, eilte zusammen mit Ehefrau **Betty,** 57, zur gepanzerten Präsidenten-Limousine (Photo) und verzehrte das Nudelgericht auf der Fahrt zum Weißen Haus.

Werner Maihofer, 57, Bundesinnenminister, fand in den Aktenschränken des ehemaligen Wohnhauses von Konrad Adenauer „interessantes Material“. Maihofer, der wie sein Amtsvorgänger Genscher Kuratoriumsmitglied und Hauptfinanzier der „Stiftung Konrad-Adenauer-Haus“ ist, ließ sich bei einem Besuch der Rhöndorfer Villa „alle Schätze“ (Maihofer) zeigen. Dabei fiel dem Freidemokraten ein Aktenordner mit der Aufschrift „FDP“ auf. Inhalt: Vermerke über Koalitionsverhandlungen zwischen Staatssekretär Globke und der FDP und ein Briefwechsel zwischen dem damaligen FDP-Chef Erich Mende und Konrad Adenauer. Maihofer, der vorerst nur zu einem flüchtigen Aktenstudium kam: „Es lohnt sich, das Ganze mal genauer zu studieren.“

Lida Baarova, 61, einstiger Ufa-Star aus Prag, versucht zur Zeit mit dem Fassbinder-Stück „Die bitteren Tränen der Petra von Kant“ ein Comeback auf deutschen Bühnen. Bei einem Gastspiel in München ließ sich die Diva von der

Fiat-Mittelklasse:
132 GL/GLS.

Fiat-Mittelklasse:
131 mirafiori.



Viele Leute sind schon wegen des einen gekommen und mit dem anderen gegangen.

Viele Leute haben sich schon für einen Fiat 131 mirafiori interessiert und dann einen Fiat 132 GL/GLS gekauft. Und viele Leute haben sich schon für einen Fiat 132 GL/GLS interessiert und dann einen Fiat 131 mirafiori gekauft.

132 GL/GLS: 4 Scheibenbremsen, Bremskraftverstärker, breite Gürtelreifen: 185/70 SR-13.

Das liegt daran, daß beide Mittelklasse-Wagen trotz aller Unterschiede vieles gemeinsam haben:

Beide machen viel Spaß beim Fahren.

Beide sind außen kleiner, aber innen größer als die meisten Wagen ihrer Klasse.

Beide haben serienmäßig Details, die anderswo viel Geld extra kosten.

Beide haben eine Sicherheit, die für andere Wagen ihrer Klasse zum Vorbild geworden ist.

Beide sind keine Benzinfresser.

Lernen Sie die beiden Wagen einmal kennen.

Für welche Preislage, Ausstattungsversion und Motorvariante Sie sich dann entscheiden, hängt davon ab, ob Sie etwas mehr Temperament oder etwas weniger Kosten erwarten. Der Fiat 132 GL/GLS hat die stärkere Maschine und das aufwendigere Fahrwerk, die 1300-ccm-Maschine des Fiat 131 mirafiori kommt schon mit Normalbenzin (8,6 l nach DIN) aus.

Höhenverstellbares Lenkrad für 132 GLS und 131 Special.

131 mirafiori: Großer Innenraum mit viel serienmäßigem Komfort: u. a. Automatikgurte, Liegesitze, Teppichboden

Ob Sie etwas mehr Technik und Ausstattung oder etwas weniger Repräsentation erwarten. In einem Fiat 132 GLS finden Sie zum Beispiel 2 obenliegende Nockenwellen, Servo-Scheibenbremsen vorn und hinten, Gürtelreifen, Halogen-Doppelscheinwerfer, heizbare Heckscheibe, verstellbares Lenkrad und Automatik-Gurte. Aber auch der Fiat 131 mirafiori ist ein komfortabler Fünfsitzer mit einem großen 400-l-Kofferraum, schon in der einfachsten Version mit Servo-Scheibenbremsen vorn, Gürtelreifen, Rückfahrscheinwerfern und Automatikgurten.



131 mirafiori: Scheibenbremsen vorn, Bremskraftverstärker, Gürtelreifen.

Oder ob Sie ganz einfach etwas mehr oder weniger Mittelklasse erwarten.

Etwas mehr gibt es schon ab DM 11.790,– (Fiat 132 GL, 4-türig, 1600 ccm, 98 PS).

Etwas weniger schon ab DM 9.690,– (Fiat 131 mirafiori, 2-türig, 1300 ccm, 55 PS, Normalversion).



Jetzt 1 Jahr Garantie ohne km-Begrenzung,
2 Jahre Garantie auf alle lackierten Teile.
Alle Modelle auch im Leasing
oder buy-back-Verfahren.

Preise: unverbindliche Preisempfehlung.

lokalen „Abendzeitung" interviewen und kam prompt auf die Vergangenheit zu sprechen. Gewisse Journalisten, klagte die Baarova, „wollen Intimitäten aus meiner Liebe zu Goebbels erfahren". Darüber aber schweigt die Schauspielerin, denn „auch Elizabeth Taylor plaudert nicht aus, wie nun der Burton im Bett ist". Anderes verkündigt die Baarova gern: „Es ist für sie nur ein schwacher Trost, daß sie angeblich die einzige war, die von Hitlers Propagandaminister wirklich geliebt wurde", meldete die „Abendzeitung". Für Goebbels' aufrichtiges Gefühl nennt die Schauspielerin einen prominenten Zeugen: „Das bestätigt sogar Albert Speer in seinem ‚Spandauer Tagebuch.'" Zeuge Speer ist mit seinen Erinnerungen der Mimin voraus — obwohl seit Jahren fertiggestellt, sind die Baarova-Erinnerungen noch immer nicht auf dem Markt.

Martin Heal, 60, Pfarrer in der Londoner St.-Mary-Magdalene-Kirche, hat



(mit Segen und Genehmigung des Bischofs von London) in seinem Gotteshaus die erste Kirchenkneipe Europas eröffnet (Photo). In den vergangenen vier Jahren bettelte der Geistliche 55 000 Pfund Sterling an Spenden für die Renovierung und stilgerechte Umwandlung der Krypta seiner Kirche am Munster Square zusammen. Der Pub soll geführt werden wie jeder andere auch. Pater Heal: „Keiner muß erst beten, bevor er seine Pint bekommt." Die Biergruft ist auch während des Gottesdienstes geöffnet.

Anwar el-Sadat, 56, Ägyptens Staatspräsident, hat sich für ein Galadinner in Washington anläßlich seines Staatsbesuches in dieser Woche um eine Tischdame eigener Wahl bemüht. Der Staatsgast aus Kairo ließ das Weiße Haus wissen, er wolle den ehemaligen Sex-Star Mae West, 82, an seiner Seite haben. Die Diva nahm die Einladung aus Washington in ihrem Hollywood-Apartment gelassen entgegen: „Ein ziemlich weiter Weg für eine einzige Mahlzeit, aber ich komme." ◆



SIE: »Du, jemand hat diese Seite aufgeschlagen und beobachtet uns!«

ER: »Sag ihm, er soll sich selbst ein GAME kaufen.«

- **GAME, die frische Brise im deutschen Blätterwald.**
- **GAME, rasant, spritzig und gewagt. Fängt mit der Unterhaltung da an, wo andere meist aufhören.**
- **GAME, Zeitvertreib (und nicht nur das) für Anspruchsvolle. Ab 1. Oktober überall im Zeitschriftenhandel.**

ARNOLD TOYNBEE †

Daß er den Ersten Weltkrieg überstand, verdanke er wohl einem anhaltenden Durchfall, der ihn damals dienstuntauglich machte. Im übrigen sei ihm der Tod immer als „etwas Normales" erschienen. Am Mittwoch letzter Woche ereignete sich das Normale. Arnold Joseph Toynbee, der berühmteste Historiker der Gegenwart, starb — in York, über 86 Jahre alt. Ein Schlaganfall war vorangegangen.

Die lässige Distanz, mit der Toynbee über Tod und Krieg (der ihn zutiefst erschütterte und zum Pazifisten machte) reflektierte, ist unverkennbar britisch. Ob er freilich auch als Historiker ein Brite war, ist umstritten. Viele seiner Landsleute hielten ihn für „pontifikal". Die Londoner „Times" schrieb in einer Kritik seines Hauptwerks, nun sei er unter die Propheten gegangen.



Gleichwohl, zumal Deutsche werden auch an dem Werk Toynbees — mehr als 70 Bücher, darunter das Monumental-Produkt „A Study of History" (zwölf Bände, mehr als dreieinhalb Millionen Worte) — eine Menge Britisches entdecken: praktische politische Erfahrung, Anschaulichkeit und auch jenen lebenstüchtigen moralischen Optimismus, der den Engländern gerne als Heuchelei ausgelegt wird.

Daß den Deutschen der Brite Toynbee sehr britisch vorkommt, hat auch mit Oswald Spengler, Toynbees Vorbild, zu tun. Der Verfasser von „Der Untergang des Abendlandes" — eines Buchtitels, der zu den meistgelesenen der zwanziger Jahre gehörte —, hatte, anders als Toynbee, zur praktischen Politik ein fast ausschließlich ästhetisches Verhältnis. Eine seiner Lieblingsvorstellungen war, als „allmächtiger Günstling eines tüchtigen Herrschers im 18. Jahrhundert" zu leben, an einem Hofe, an dem es neben Galanterie und Esprit auch „verführerische Damen" geben sollte.

Der von Toynbee bewunderte und als Pionier-Leistung eingeschätzte „Untergang des Abendlandes" entstand in einer Gelehrten-Stube, die Idee zur „Study of History" hingegen am Sonnabend, dem 17. September 1921, im Orient-Expreß zwischen Istanbul und Belgrad. Toynbee verstand etwas von Politik und hatte vielfach an ihr teilgenommen: als Auswerter des britischen Geheimdienstes, als Beamter im Foreign Office, als Delegierter der Versailler Friedenskonferenz. Außerdem reiste er oft — durch Amerika, China, den Nahen Osten und Afrika. Hinzu kamen schließlich seine historischen Kenntnisse. Bessere Voraussetzungen für die Abfassung einer Universalgeschichte der Menschheit lassen sich kaum denken.

Toynbee arbeitete an seinem Hauptwerk 40 Jahre lang. Der letzte Band erschien 1961. Wie Spengler gliederte er darin die Menschheitsgeschichte nach „Kulturkreisen" (Beispiele: Antike und Abendland). Während aber der Deutsche meinte, jeder dieser Kulturkreise sei unabwendbar dem organischen Gesetz des Werdens und Vergehens unterworfen, ordnete der Brite die Weltgeschichte nach dem Prinzip von „Challenge and Response" — als eine Reihe geglückter oder gescheiterter Antworten auf die Herausforderungen, die Geschichte, Klima und Geographie an jeden Kulturkreis stellen. Geschichte blieb für ihn ein Feld der freien Entscheidung. Den deutschen Fatalismus Spenglers mied er.

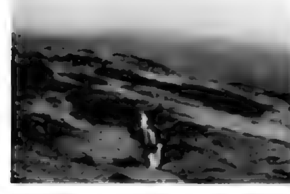
Die Herausforderung der Gegenwart sah Toynbee vornehmlich im atomaren Militarismus. Als Antwort hierauf propagierte der antikirchliche Christ Toynbee die Gründung eines Weltstaats auf der Basis einer synkretistischen, also christlich-buddhistisch-islamischen Religion. Vor allem in Amerika fand er mit dieser Lehre viele Anhänger, und es wird gesagt, daß England durch den Export von Toynbee-Büchern fast ebensoviel Dollars verdient habe wie durch die Ausfuhr von Whisky.

Dabei konnte er Amerika nicht leiden. Obwohl er auch den Kommunismus nicht mochte, fand er ihn immer noch besser als die „Madison Avenue", also Amerikas Werbewesen. Amerika und Israel seien die einzigen Mächte, die noch an Krieg glaubten. Diese Vereinfachung fanden viele Briten denn doch „unbritisch".

Über Kirkwall braut sich wieder was Schönes zusammen.

Es ist nicht so einfach, Hersteller von Old Smuggler zu sein. Mancher hat es schon so weit gebracht, daß er nachts aufwacht, wenn der Regen mal aufhört.

Schließlich brauchen wir den Regen wie andere Leute das tägliche Brot. Ohne ihn wäre nämlich Schluß mit Old Smuggler, weil wir dann nicht mehr das für unseren Whisky notwendige Wasser hätten. Jenes unvergleichliche wohlschmeckende Regenwasser, das in den Highlands über Torf und rosa Granit gefiltert wird.


Schottischer Hochlandtorf.

Deshalb sind wir allergisch gegen Sonne und werden nervös, wenn der Regen mal ein paar Tage ausbleibt. Freilich ist die Gefahr, daß es so kommen könnte wie im Juli 1899, nicht so sehr groß. Damals – so erinnert sich Billy Fortescue, einer unserer ältesten – waren es fünf Wochen ununterbrochener Sonnenschein.

„Aber die Geschäftsleitung hielt sich großartig", sagt Billy. „Sie trug es mit stoischer Ruhe."

Seither hatten wir all die Jahre glücklicherweise niemals mehr eine solche Nervenanspannung zu ertragen. Immerhin regnet es – laut Statistik unseres Wasserdepartments – in Kirkwall im Schnitt an zwei von drei Tagen im Jahr.

Weshalb wir in Kirkwall nicht nur eine höchst produktive Old Smuggler – Destillerie haben, sondern auch eine Reihe von stets sprudelnden Quellen mit allerbestem Hochlandwasser, gefiltert über Torf und rosa Granit, wie das Gesetz für Old Smuggler befahl.



Old Smuggler. Alles Gute kommt von oben.

einvertrieb: J. B. Sturm, Markenimport, Rüdesheim/Rh.

DIESE WOCHE IM FERNSEHEN

Montag, 27. 10.

20.15 Uhr. ARD. Report

Leitung: Klaus Stephan. Zu einer Allensbach-Umfrage (Thema: „Wünscht der FDP-Wähler eine Koalitionsaussage?") wird Parteichef Genscher befragt. Weitere Beiträge: eine Reportage von der Gründung der „Aktionsgemeinschaft Vierte Partei", ein Porträt des „als Pietcong verschrieenen Landespolitikers Erhard Eppler" und ein kritischer Film über die staatlichen Subventionen für ukrainische Emigrantengruppen in der Bundesrepublik.

20.15 Uhr. ZDF. Gesundheitsmagazin „Praxis"

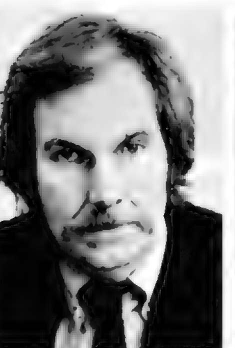
Zwei Jahre nach einem spektakulären Report über „Deutschlands Gesundheitsnotstand Nr. 1", die psychiatrischen Anstalten, wird nach den versprochenen Sofort-Maßnahmen gefragt. Das „deprimierende" Fazit: „Bis auf ein paar kosmetische Verfeinerungen — die schlimmsten sanitären Mißstände sind behoben — hat sich kaum etwas getan."

20.15 Uhr. Nord III. 1848 (Wh.)

Die „Theatermanufaktur Berlin", ein Bühnen-Kollektiv, das in einer stillgelegten Schokoladenfabrik lebt, hat Dokumente des Revolutionsjahrs 1848 zu einer Polit-Revue montiert, die „das Schulbuch-Bild vom Kampf um die Verfassung" korrigieren soll.

21.00 Uhr. ARD. Die Montagsmaler

In Frank Elstners Zeichenstunde („FAZ": „Perfektionierter Stumpfsinn") treten diesmal ARD- gegen ZDF-Moderatoren an: Gerhard Bott (Photo, l.) und Luc Jochimsen („Panorama"),





Gerhard Löwenthal (r.) und Fritz Schenk (ZDF Magazin), Manfred Trebess und Wolf-Dieter Eberspach (Plusminus) sowie Wolfgang Schröder und Jochen Schweizer (Bilanz).

21.15 Uhr. ZDF. Feuerwehrgasse 25

Istvan Szabo, dessen zeitkritische Filme in Ungarn als „formalistisch" gelten, schildert (1973) den Alltag von Bewohnern eines Budapester Abbruchhauses. In komplizierten Rückblenden wird ungarische Geschichte von der Donaumonarchie bis zum Stalinismus rekonstruiert.

21.45 Uhr. ARD. Staatsstreich in Rom

Mit „nur ganz vagen Parallelen zur Gegenwart" will die Dokumentation die „innenpolitischen Schwierigkeiten untersuchen, an denen das römische Weltreich scheiterte". Die Geschichtslektion basiert auf der Dissertation des Jung-Historikers Helmuth Schneider.

Dienstag, 28. 10.

21.00 Uhr. ARD. Der Vamp

Alt-Star Shelley Winters, die als Flintenweib und komische Nudel in Hollywood Comeback feiert, spielt in diesem englischen TV-Film eine abgetakelte Filmdiva.

21.00 Uhr. Nord III. Partner wider Willen

Filmemacher Ottokar Runze, der sich nach seinem Kommerz-Erfolg mit dem „Lord von Barmbeck" auf justiz-kritische Dokumentationen spezialisiert hat, untersucht am Beispiel der Hamburger Haftanstalt Fuhlsbüttel „die komplizierte, teils durch Haß, teils durch Kameradschaft geprägte Beziehung" zwischen Strafgefangenen und ihren Bewachern.

21.15 Uhr. ZDF. Blickpunkt: Universitäten — Faß ohne Boden?

45-Minuten-Dokumentation über die Hochschul-Misere: Erstmals wurden dieses Jahr in der Bundesrepublik etwa ebenso viele Studienbewerber abgelehnt wie zugelassen.

22.00 Uhr. ARD. Friedrich Torberg

Der Essayist, Romancier und „bewußte Jude" erzählt von den Zeiten, als er noch mit Schnitzler und Kraus, mit Musil und Broch, mit Werfel und Doderer in Wiens berühmten Kaffeehäusern saß.

22.00 Uhr. ZDF. Apropos Film

Das Kino-Magazin bringt ein Interview mit Marco Ferreri („Das große Fressen") zu seinem neuen Film und ein Porträt von Yves Montand bei den Dreharbeiten zu „Le Sauvage".

Mittwoch, 29. 10.

20.15 Uhr. ARD. Die Leute mit Grips

Zum Start der neuen Reihe „Anstöße" porträtiert Johann-Richard Hänsel das Berliner Kindertheater „Grips". Die seit vier Jahren arbeitende Gruppe, die „Menschen zwischen fünf und zwölf" mit „Spaß und Verstand" versorgt, schreibt sich ihre eigenen Stücke, in denen es „endlich mal um den Ärger geht, den Kinder mit Erwachsenen haben".

21.00 Uhr. ARD, und 21.15 Uhr, ZDF. Berichte vom FDP-Parteitag in Mainz

Kommentare und Interviews.

21.15 Uhr. ARD. Show ist mein Leben

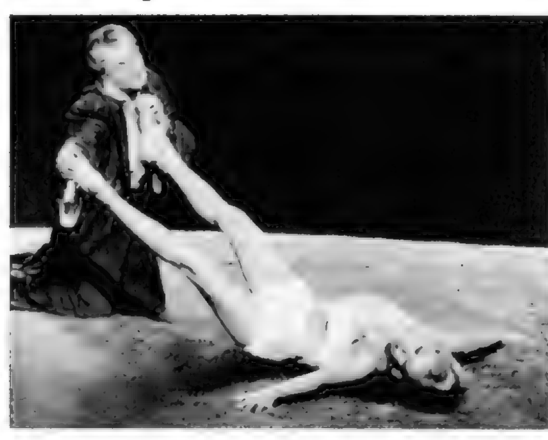
Er gefällt vor allem alten Damen: Der amerikanische Pianist Valentino Liberace, 55, ein Fossil des Kitsch-Business,



tritt stets in juwelenbesetzten Brokatkostümen auf (Photo) und belebt seine Klimper-Show mit kleinen Tanzeinlagen. Der seit 20 Jahren erfolgreiche Entertainer, er gehört zu den fünf Großverdienern der Branche, spielt „immer nur für meine geliebte Mama" und wird in dem BBC-Film von Tony Palmer als „warmes und wundervolles menschliches Wesen" („The Times") vorgestellt.

21.30 Uhr. ZDF. Leonce und Lena

Als „wahrhaft sensationell" („FAZ") und „weit über dem deutschsprachigen Theateralltag" wurde Johannes



Schaafs Büchner-Inszenierung bei den diesjährigen Salzburger Festspielen gefeiert, die das ZDF aufgezeichnet hat. Schaaf („Trotta“, „Traumstadt“), derzeit Oberspielleiter an den Münchner Kammerspielen, bereitete die Komödie — auf einem riesigen Samthügel von Wilfried Minks — als „ernstes, tiefmelancholisches Lustspiel“, verlangte auch „zirkusmäßige Leistungen“ und besetzte die Untertanen des Zwergstaates Popo sinnfällig — mit Liliputanern. Mit Klaus Maria Brandauer und Sylvia Manas (Photo) sowie Marianne Nentwich.

22.00 Uhr. ARD. Ohne Zukunft lebt sich's schlecht

Zweite Folge der informativen entwicklungspolitischen ARD-Reihe. Um „etwas über die gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Ursachen des Geburtenüberschusses zu erfahren“, lebte Reporter Ralph Giordano mehrere Wochen lang mit indonesischen Bauern in einem Dorf in Zentral-Java.

Donnerstag, 30. 10.

16.20 Uhr. ARD. Simone de Beauvoir

Im Gespräch mit der Feministin Alice Schwarzer („Der kleine Unterschied ...“) erläutert „Frankreichs



Symbol und Mythos der Emanzipation“ (Photo, l.) die Erkenntnis: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht.“

20.15 Uhr. ARD. Plusminus

Mit Filmbeiträgen über die Fusionspläne bei „NRZ“ und „WAZ“, den beiden führenden Ruhr-Zeitungen, einem Interview mit AA-Staatsminister Wischnewski zum Kabeljau-Krieg sowie einem Beitrag über die Bonner Empfehlungen an die Pharma-Industrie. Außerdem ein Kommentar zum Verfassungsgerichts-Urteil über „die Diäten-Diät für Abgeordnete“.

21.00 Uhr. Nord III. Professor Helge Pross

Porträt der Gießener Soziologin, die mit ihrem Report über die heile Küchen-Welt der Nur-Hausfrauen Feministinnen verdroß.

21.15 Uhr. ZDF. Journalisten fragen — Politiker antworten

Mit Bundesarbeitsminister Walter Arendt (SPD), Wolfgang Mischnick (FDP), Heinrich Geissler (CDU), Hermann Höcherl (CSU) sowie den Journalisten Hans-Dieter Kloss („Stuttgarter Zeitung“) und Hans-Ulrich Spree (Deutschlandfunk). Leitung: Jürgen Lorenz.

22.00 Uhr. ARD. Titel, Thesen, Temperamente

Geplante Themen: Polen empören sich über die Veröffentlichung von Liebesbriefen ihres „Nationalheiligtums Chopin“, Heinrich Zille wird als Milljöh-Photograph entdeckt und eine Ausstellung des „Simplicissimus“-Zeichners Arnold, anläßlich der Klaus Staeck und Paul Flora über „Karikatur heute“ reden. Außerdem wird untersucht, „warum Lessing allenfalls als Komödienschreiber bekannt ist“.

22.15 Uhr. ZDF. Die Verwandlung

„Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt“: Kafkas Alptraum-Parabel vom Schrecken der Entfremdung, von der abgerissenen Kommunikation in einer Kleinbürger-Familie hat der renommierte tschechische Regisseur Jan Nemec („Gedanken über meinen Tod“) im ZDF-Auftrag verfilmt. Er zeigt die „ekelhafte Geschichte“ (Kafka) wie durch die Augen des zum Käfer verwandelten Samsa, um ihn so „Entsetzen, Ablehnung und Abscheu seiner Umwelt“ wahrnehmen zu lassen.

Freitag, 31. 10.

20.15 Uhr. ARD. Grenzen der Liebe

In dem Erstlingsfilm (1973) des ungarischen Filmhochschul-Absolventen Janos Szücs setzt sich eine junge Sozialfürsorgerin für Hygiene-Verbesserungen ein und wird deshalb von Dorfbewohnern attackiert.

20.15 Uhr. ZDF. Sieben Tage (Wh.)

„Stellvertretend für die Krise vieler Geistlicher“ will TV-Autor Rainer Erler in seinem TV-Spiel die Glaubenszweifel eines evangelischen Gemeindepfarrers darstellen. Die weibliche Hauptrolle spielt DDR-Schauspielerin Christel Bodenstein, Frau des Defa-Regisseurs Konrad Wolf („Goya“).

21.00 Uhr. Nord III und West III. Kunst in der Krise?

Open-end-Gespräch mit dem früheren Documenta-Chef Harald Szeemann, Kunstvereins-Leitern und Galeristen.

Samstag, 1. 11.

20.15 Uhr. ZDF. Die Buntkarierten (sw)

„Tendenziös klassenkämpferisch“, fanden westliche Kritiker diese Familien-Klamotte (1949) aus dem Berliner Arbeitermilieu. Regisseur Kurt Maetzig gab damals als Defa-Mitbegründer die filmpolitische Losung aus: „Wirklichkeitstreue muß sich mit Parteilichkeit paaren.“

21.00 Uhr. Nord III. General Idi Amin Dada (Wh.)

Barbet Schroeders gruselig-komisches Porträt des Uganda-Präsidenten und Hitler-Fans, die „Karikatur eines Staatsmanns“.

22.05 Uhr. ARD. 23 Schritte zum Abgrund (Wh.)

Henry-Hathaway-Krimi von 1956.

Sonntag, 2. 11.

20.30 Uhr. Nord III. Udo, Otto und die anderen

Reportage über die Hamburger Szene.

21.00 Uhr. ARD. Rosemaries Baby

„Keine Unterhaltung für schwangere Damen“, schrieb Londons „Sunday Telegraph“ über Roman Polanskis Satans-Schocker (1968), der nach der „Exorzisten“-Welle wieder in die Kinos kam. Dem Horror-Stück warfen ameri-



kanische Kirchenfunktionäre „perverse Verwendung fundamentalen christlichen Glaubens“ vor: Eine junge New Yorker Ehefrau (Mia Farrow, Photo) bekommt darin vom Teufel einen Sohn.

21.15 Uhr. ZDF. Ausgemustert

Eva Müthel prüft, „warum in wirtschaftlich schwierigen Zeiten vor allem Frauen ihren Arbeitsplatz verlieren“. Bei den Dreharbeiten stieß sie auf „ein unglaubliches Mißtrauen der Unternehmen; man gab uns einen ständigen Aufpasser mit“. Die Antworten der befragten Arbeiterinnen waren „dementsprechend ängstlich: Sie zeigten nur lächelnden Optimismus“.

HOHLSPIEGEL

Die in Panjim (Indien) erscheinende Tageszeitung „Navhind Times“ in einem Bericht über die Konfiszierung westlicher Devisen von illegalen Geldwechslern: „Die Währungen waren zumeist US-Dollar, britische Pfunde und deutsche Bismarks.“

△

Auf einem Golfplatz, der in Zentral-Afrika in der Nähe der Victoria-Fälle angelegt wurde, gilt, so die Fachzeitschrift „Golf“, folgende neue Regel: „Der Ball darf aus Nilpferdspuren besser gelegt werden.“

△

— FILMSTAR —
auch als Laie. Beteiligen Sie sich an unserem neuen Kino-Spielfilm „Oel, schwarzes Blut dieser Erde“ mit DM 10 000.-, und eine Person Ihrer Wahl spielt eine Rolle, keine Angst vor Lampenfieber, erfahrener Regisseur führt sie (Bankgarantien, Beteiligung am Einspielergebnis u. Zinsen). Hauptdarsteller: Richard Harrison, Angela Adams. Rufen Sie uns an:
0 71 21 / 4 34 13

Aus den „Stuttgarter Nachrichten“.

△



Nummernschild am Wagen des saudiarabischen Botschafters in London.

△

Wer hat Kontakte nach Middle East?
Wir liefern Baustellen- und Lagerhallen, mobile Technikerunterkünfte (kompl. Camps) + mobile Harems für 2–4 Frauen, fertig eingerichtet, Containerbauweise, neuartig, + gebrauchte Seecontainer als Einwegverpackung.
Firma Graeff, Holz u. Hallenbau, 68 Ma. 23, PF 42, Tel. 06 21 / 81 10 66/67.

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“.

△

Die „Junge Union“ in Brühl sammelt „Unterschriften für eine Selig- und Heiligsprechung von Konrad Adenauer“. In einem Leserbrief an die Lippstädter „Neue Bildpost“ begründeten die jungen Christdemokraten ihre Aktion: „Wir verehren ihn im Stillen, da er als Bundeskanzler täglich die hl. Messe besucht, ein Werk der Barmherzigkeit getan und die Kriegsgefangenen aus Rußland nach Hause geholt hat ... Ferner hat er die Marienorte die heimlichen Großstädte Europas genannt.“

RÜCKSPIEGEL

Zitate

Die „Süddeutsche Zeitung“:

Seit Wochen forschen Detektive der südafrikanischen Sicherheitspolizei in der Botschaft nach der undichten Stelle, durch die jene geheimen Dokumente an die Öffentlichkeit kamen, die jetzt Sole ins Zwielicht brachten und sogar Verteidigungsminister Georg Leber bedrängen. An jedem Montagmorgen blättern Bonns hohe Beamte im SPIEGEL nach, um dort die jeweils schon vorher groß angekündigten Schriftstücke nachzulesen, die auf rätselhafte Weise aus Soles Tresor verschwanden. Im Auswärtigen Amt stöhnt man schon, teils betroffen, teils mit Galgenhumor: „O sole mio.“

△

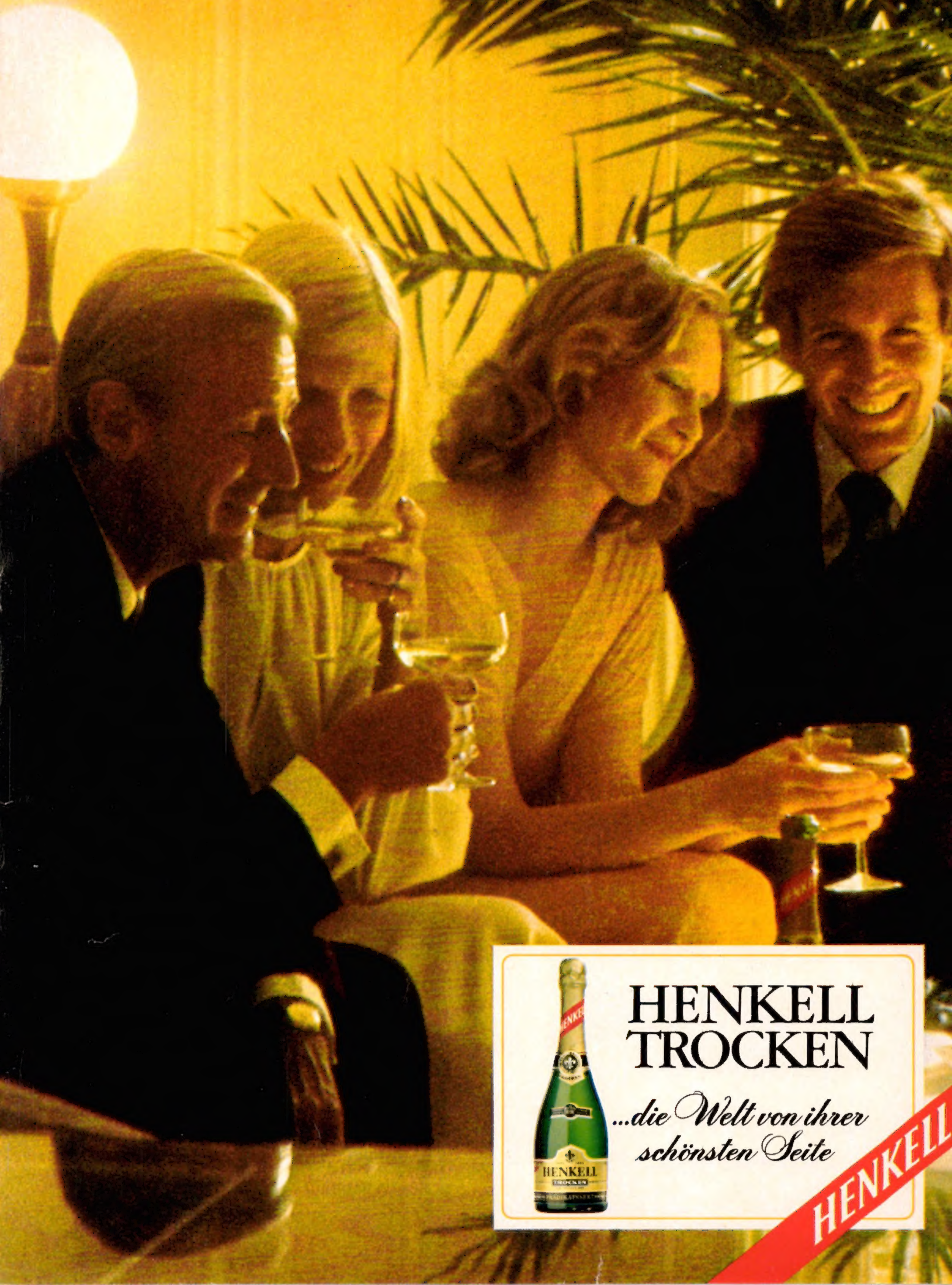
Matthias Walden in der „Welt am Sonntag“:

Ginge es in der Politik darum, Mitleid für jene zu bekunden, die Bestes gewollt haben und nicht einmal Gutes bewirken konnten, dann müßte sich dem Staatssekretär Gaus eine fast sentimentale Anteilnahme zuwenden. Seit er vom SPIEGEL zurücktrat, um jenseits der Mauer als Exzellenz exzellente Beziehungen zwischen den „beiden deutschen Staaten“ herzustellen, schmerzt sein Rücken von den Rückschlägen und Tiefschlägen. Melancholie hüllt ihn ein. Daß er amtsmüde sei und nicht länger als „Ständiger Vertreter“ der Bundesrepublik beim SED-Staat dienen wolle, hat er kraftlos bestritten.

△

Die Hamburger „Zeit“:

Wahr ist an allem nur ein ganz bescheidener Teil. Gaus war tatsächlich verärgert über Pöhls Mission, und die Grenze seiner Wirkungen in Ost-Berlin hat er sehr schnell erkannt. Doch beides treibt ihn nicht zur Resignation, und schon gar nicht Helmut Schmidt. Freunde sind sie einander nicht, aber zur sachlichen Zusammenarbeit reicht es wohl. Überdies ist Gaus, was seinen wenigen Freunden und seinen vielen Gegnern gleichermaßen aufgefallen ist, die Metamorphose vom SPIEGEL-Chefredakteur zum Diplomaten, der eine Brise Geschichte im Rücken weiß, exzellent gelungen. Nur eines hat er immer noch nicht abgelegt: Er muß das letzte Wort behalten. So auch jetzt. Daß Regierungssprecher Bölling die jüngsten Gerüchte dementierte, genügte Gaus nicht. Er mußte es auch noch bekräftigen.


HENKELL
TROCKEN
...die Welt von ihrer
schönsten Seite
HENKELL

VON REEMTSMA:

Haben Sie die beste Mischung des Hauses Reemtsma denn schon mal probiert?



Elfte Anzeige.

GGK